

STEPHEN KING

# CUJO

Ein unheimlicher  
Thriller



BASTEI  
LÜBBE

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH  
Band 13035

Ursprünglich veröffentlicht als Bastei-Lübbe-Paperback 28 109

© Copyright 1981 by Stephen King

All rights reserved

Deutsche Lizenzausgabe 1986

Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach

Originaltitel: Cujo

Ins Deutsche übertragen von Harro Christensen

Titelillustration: Okapia

Umschlaggestaltung: Quadro-Grafik, Bensberg

Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn

Druck und Verarbeitung:

Qausen & Bosse, Leck

Printed in Western Germany

ISBN 3-404-13035-9

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich  
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Dieses Buch ist für meinen Bruder David,  
der beim Überqueren der West Broad Street  
meine Hand festhielt und der mir beibrachte,  
wie man aus alten Kleiderbügeln Windvögel bastelt.  
Das war so aufregend,  
daß ich einfach nicht damit aufhören konnte.

Ich liebe dich, David.

*About suffering they were never wrong,  
The Old Masters: how well they understood  
Its human position; how it takes place  
While someone else is eating or opening a window or  
just walking dully along . . .*  
- W. H. AUDEN, »Musée des Beaux Arts«

*Old Blue died and he died so hard  
He shook the ground in my back yard.  
I dug his grave with a silver spade  
And I lowered him down with a golden chain.  
Every link you know I did call his name,  
I called, »Here, Blue, you good dog, you.«*

- FOLK SONG

*»Nope, nothing wrong here.«*

- THE SHARP CEREAL PROFESSOR

Es war einmal

. . . und es ist noch gar nicht lange her, da kam ein Ungeheuer in die kleine Stadt Castle Rock in Maine. Es tötete 1970 eine Serviererin namens Alma Frechette; 1971 eine Frau namens Pauline Toothaker und eine Studentin namens Cheryl Moody; 1974 ein hübsches Mädchen namens Carol Dunbarger; im Herbst 1975 eine Lehrerin namens Etta Ringgold; und schließlich, Ende desselben Jahres, eine Schülerin namens Mary Kate Hendrasen.

Es war kein Werwolf, Vampir oder Gespenst, und es war auch keine namenlose Kreatur aus dem Hexenwald oder aus den Schneewüsten; es war nur ein Polizist namens Frank Dodd, der seelische und sexuelle Probleme hatte. Ein guter Mann namens John Smith machte wie durch ein Wunder seinen Namen ausfindig, aber bevor man ihn erwischen konnte - und das war vielleicht auch gut so -, brachte Frank Dodd sich selbst um.

Es gab natürlich einiges Entsetzen, aber hauptsächlich herrschte Freude in der kleinen Stadt, Freude darüber, daß das Ungeheuer, das so viele Alpträume verursacht hatte, tot, endlich tot war. Die Alpträume einer ganzen Stadt wurden mit Frank Dodd begraben.

Aber selbst in unserer aufgeklärten Zeit, da so viele Eltern den psychischen Schaden kennen, den sie ihren Kindern vielleicht zufügen, gab es gewiß irgendwo in Castle Rock die eine oder andere Mutter - vielleicht auch eine Großmutter -, die ihre Kinder zur Ordnung rief, indem sie ihnen erzählten, daß Frank Dodd sie holen würde, wenn sie nicht gehorchten. Und sicherlich herrschte angstvolles Schweigen, wenn Kinder ihre dunklen Fenster sahen und an Frank Dodd in seinem glänzenden schwarzen Plastikregenmantel dachten. An Frank Dodd, der gewürgt hatte . . . und gewürgt. . . und gewürgt.

*Da draußen ist er, höre ich die Großmutter flüstern, wenn der Wind durch den Schornstein fährt und pfeifend über den alten Topfdeckel streicht, den jemand in das Ofenloch geklemmt hat. Da draußen ist er, und wenn du nicht brav bist, ist es vielleicht sein Gesicht, das durch das Schlafzimmerfenster schaut, wenn außer dir alle im Hause schlafen; vielleicht starrt sein lächelndes Gesicht dich mitten in der Nacht aus dem Schrank an, in der einen Hand das Stop-Schild, das er hochhielt, wenn er kleine Kinder traf, in der anderen das Rasiermesser, mit dem er sich umbrachte . . . deshalb seid schön ruhig, Kinder . . . pssst. . . pssst. . .*

Aber für die meisten war Dodds Ende auch das Ende der Geschichte. Gewiß gab es Alpträume, und gewiß lagen Kinder nachts wach, und das leere Haus der Dodds (denn seine Mutter erlitt wenig später einen Schlaganfall und starb) wurde bald als Spukhaus gefürchtet, und man mied es; aber das waren vorübergehende Phänomene - die wahrscheinlich unvermeidlichen Nebenwirkungen einer Serie sinnloser Morde.

Aber die Zeit verging. Fünf Jahre.

Das Ungeheuer war weg, das Ungeheuer war tot. Frank Dodd vermutete in seinem Sarg.

Aber das Ungeheuer stirbt nie. Werwolf, Vampir, Gespenst, namenlose Kreatur aus den Schneewüsten. Das Ungeheuer stirbt nie.

Im Sommer 1980 kam es wieder nach Castle Rock.

Tad Trenton, vier Jahre alt, wachte im Mai jenes Jahres kurz nach Mitternacht auf und mußte auf die Toilette. Er stand auf und ging im Halbschlaf auf den weißen Lichtstreifen zu, der durch die angelehnte Tür hereinfiel, wobei er schon die Pyjamahose herunterzog. Er urinierte eine Ewigkeit, spülte und ging wieder ins Bett. Er zog die Decke hoch, und in diesem Augenblick sah er die Kreatur in seinem Schrank.

Sie hockte ganz unten, und der Kopf saß zwischen riesigen Schultern. Die Augen waren bernsteinfarbene Höhlen. Das Ding hätte halb Mensch, halb Wolf sein können. Seine Augen rollten und folgten Tads Bewegungen, als dieser sich im Bett aufrichtete; er spürte ein Kribbeln zwischen den Beinen, seine

Haare sträubten sich, und er wagte kaum zu atmen: Irre Augen lachten ihn an, Augen, die ihm mit einem grauenhaften Tod drohten, mit Schreien, die ungehört verhallten; etwas war im Schrank.

Er hörte sein leises Knurren; er roch seinen süßen Leichenatem.

Tad Trenton riß die Hände vor die Augen, holte tief Luft und stieß einen langgezogenen Schrei aus.

Ein undeutlicher Ausruf in einem anderen Zimmer - sein Vater.

Ein ängstlicher Schrei »Was war das?« aus demselben Zimmer - seine Mutter.

Das Geräusch ihrer eiligen Schritte. Als sie hereinkamen, schaute er zwischen seinen Fingern hindurch und sah es dort im Schrank, und es fletschte drohend die Zähne: sie kamen vielleicht, aber sie würden auch wieder gehen, und dann -

Das Licht ging an. Vic und Donna Trenton kamen an sein Bett und warfen sich einen besorgten Blick zu, als sie sein kreideweißes Gesicht und seine entsetzten Augen sahen, und seine Mutter sagte - nein schimpfte: »Ich habe doch gleich gesagt, daß drei Hot Dogs zuviel sind, Vic!«

Und dann saß Daddy an seinem Bett, legte ihm den Arm um die Schultern und wollte wissen, was passiert war.

Tad wagte es, noch einmal in den Schrank zu schauen.

Das Ungeheuer war verschwunden. Statt der blutdürstigen Bestie, die er gesehen hatte, sah er nur noch zwei unordentliche Stapel Wolldecken, das Bettzeug für den Winter, das Donna noch nicht nach oben gebracht hatte. Statt des zottigen, raubgierig erhobenen Kopfes sah er auf dem größeren Stapel seinen Teddy sitzen. Statt der tiefliegenden, bösartigen Bern-  
• steinaugen sah er die freundlichen braunen Glasknöpfe, aus denen sein Teddy die Welt betrachtete.

»Was ist denn los, Tadder?« fragte sein Daddy ihn noch einmal.

»Da war ein Ungeheuer!« rief Tadder. »In meinem Schrank!« Und er brach in Tränen aus.

Seine Mommy saß bei ihm; sie hatten ihn zwischen sich genommen und trösteten ihn, so gut sie konnten. Sie folgten



dem Ritual aller Eltern. Sie erklärten, daß es keine Ungeheuer gebe; daß er nur schlecht geträumt hätte. Seine Mommy erklärte ihm, daß Schatten manchmal so aussehen konnten wie die gruseligen Dinge, die man manchmal im Fernsehen oder in den Comics sieht. Und Daddy sagte ihm, daß alles in bester Ordnung sei, daß nichts in diesem schönen Haus ihm gefährlich werden könnte. Tad nickte und stimmte ihm zu, aber er war vom Gegenteil überzeugt.

Sein Vater erklärte ihm, daß zwei Stapel Wolldecken wie hochgezogene Schultern aussehen konnten, daß der Teddybär wie ein Kopf ausgesehen hatte. Seine Augen hätten das Licht aus dem Badezimmer reflektiert, und deshalb hätte Tad sie für richtige Tieraugen gehalten.

»Jetzt paß gut auf«, sagte er. »Schau genau zu, Tadder.«

Tad gehorchte.

Sein Vater schob die Wolldecken in Tads Schrank ganz nach hinten. Tad hörte, wie die Kleiderbügel leise klapperten und sich in ihrer Kleiderbügelsprache über Daddy unterhielten. Das war komisch, und er mußte lächeln. Mommy sah es, und sie lächelte erleichtert zurück.

Sein Daddy nahm den Teddy aus dem Schrank und legte ihn Tad in die Arme.

»Und nun, Ladies and Gentlemen«, sagte Daddy mit großer Geste und einer Verbeugung, daß Tad und Mommy lachen mußten, »der Stuhl.«

Er stellte den Stuhl vor die Schranktür und drückte sie fest zu. Als er wieder vor Tads Bett stand, lächelte er immer noch, aber sein Blick war ernst.

»Okay, Tad?« •

»Ja«, sagte Tad, und dann gab er sich einen Ruck. »Aber es war da, Daddy. Ich habe es gesehen. Bestimmt.«

»Du hast es *in Gedanken* gesehen, Tad«, sagte Daddy, und seine große, warme Hand strich Tad über das Haar. »Aber du hast kein Ungeheuer in deinem Schrank gesehen, kein richtiges. Es gibt keine Ungeheuer, Tad. Nur in Geschichten und in deinem Kopf.«

Er sah seinen Vater an, dann seine Mutter - ihre lieben, freundlichen Gesichter.

»Bestimmt?«

»Bestimmt«, sagte seine Mommy. »Und nun steh auf und geh noch rasch ins Badezimmer.«

»Aber ich war doch schon. Davon bin ich doch aufgewacht.«

<sup>1</sup> »Ach«, sagte sie, denn Eltern glauben einem nie, »tu mir den Gefallen.«

Er ging also und schaffte unter ihrer Aufsicht vier Tropfen. Sie lächelte und sagte triumphierend: »Sjehst du, du mußtest doch!«

Resigniert nickte Tad. Ging wieder ins Bett. Ließ sich zudecken. Empfang die obligaten Küsse.

Und als Vater und Mutter zur Tür gingen, legte sich wie kalter Nebel die Angst wieder über ihn. Wie ein Leichentuch, das nach Tod stank. *Oh, bitte*, dachte er, nur dies eine, *oh, bitte, bitte, bitte*.

Vielleicht hatte sein Vater seine Gedanken erraten, denn Vic stand wieder in der Tür, eine Hand am Lichtschalter, und wiederholte: »Keine Ungeheuer, Tad.«

»Nein, Daddy«, sagte Tad, denn in diesem Augenblick waren die Augen seines Vaters ganz dunkel und abwesend, als sei er selbst nicht recht überzeugt. »Keine Ungeheuer.« *Außer dem in meinem Schrank.*

Das Licht ging aus.

»Gute Nacht, Tad«, hörte er von fern die leise Stimme seiner Mutter, und in Gedanken rief er ihr zu: *Paß auf, Mommy, sie fressen Frauen! In den Filmen fangen sie die Frauen und verschleppen sie, und dann fressen sie sie! Oh, bitte, bitte, bitte -*

Und der vierjährige Tad Trenton lag in seinem Bett und zitterte vor Angst. Er hatte sich die Decke bis an das Kinn gezogen, und mit einem Arm drückte er seinen Teddy fest an • die Brust, und an der Wand hing Lucky Skywalker; auf einem Bord stand ein Backenhörnchen und grinste fröhlich (WENN DAS LEBEN DIR LIMONEN SCHENKT, MACH LIMONADE! sagte das freche, grinsende Backenhörnchen); und auf einem anderen Bord standen alle bunten Figuren aus der Sesamstraße: Big Bird, Bert, Ernie, Oscar, das Krümelmonster. Symbole des Guten; ein Gegenzauber. Aber der Wind draußen. Er heulte über das Dach und fuhr in den schwarzen Schlund der

Dachrinne hinein. Heute nacht war an Schlaf nicht mehr zu denken.

Aber ganz allmählich löste sich die Spannung ein wenig. Er dachte nach . . .

Und dann wieder ein Kreischen, das den Wind draußen übertönte, und er war sofort hellwach.

Die Scharniere an der Schranktür.

*Kriiiiiiii -*

*Ein dünnes Geräusch, so hoch, daß vielleicht nur Hunde oder kleine Jungen, die nachts nicht schlafen, es hören konnten. Die Schranktür öffnete sich, ganz langsam und gleichmäßig, ein toter Rachen, der sich in der Dunkelheit auf tat, Zentimeter um Zentimeter.*

*Und in dieser Dunkelheit verbarg sich das Ungeheuer. Es hockte da, wo es vorher gehockt hatte. Es grinste ihn an, und seine riesigen Schultern standen höher als sein Kopf, und seine Augen glühten bernsteinfarben und böse. Ich habe dir doch gesagt, daß sie gehen würden, Tod, flüsterte es. Das tun sie am Ende immer. Und dann komme ich wieder. Ich komme gern wieder. Ich mag dich, Tod. Ich denke, ich werde jetzt jede Nacht wiederkommen, und jede Nacht komme ich ein wenig näher an dein Bett. . . und immer näher . . . bis du eines Nachts etwas knurren hörst, direkt neben dir knurren hörst, Tad, und das werde ich sein, und du wirst keine Zeit mehr haben, um Hilfe zu schreien, und ich werde mich auf dich stürzen und dich fressen, und dann wirst du in mir sein.*

Betäubt vor Entsetzen starrte Tad die Kreatur in seinem Schrank an. Sie hatte etwas . . . etwas fast Vertrautes. Etwas, das er fast kannte. Und das war schlimmer als alles andere: es fast zu kennen. Weil -

*Weil ich verrückt bin, Tad. Ich bin hier. Ich bin die ganze Zeit hier gewesen. Ich hieß früher Frank Dodd, und ich habe die Frauen umgebracht, und vielleicht habe ich sie auch gefressen. Ich bin die ganze Zeit hier gewesen. Ich bleibe in der Nähe und lausche. Ich bin das Ungeheuer, Tad, das alte Ungeheuer, und ich werde dich bald haben, Tad. Merkst du nicht, wie ich immer näher komme . . . immer näher . . . ?*

Vielleicht sprach das Ding im Schrank mit seinem eigenen pfeifenden Atem zu ihm, aber vielleicht war seine Stimme auch die Stimme des Windes. Es spielte keine Rolle. Tad hörte voll

Grauen die Worte und wäre fast ohnmächtig geworden (und war doch so wach); er sah das dunkle, zähnefleischende Gesicht, das er fast kannte. Er würde heute nacht nicht mehr schlafen; vielleicht würde er nie mehr schlafen.

Aber etwas später, zwischen Mitternacht und ein Uhr, schlief Tad dann doch ein, vielleicht weil er noch so klein war. Es war ein unruhiger Schlaf, in dem große, zottige Kreaturen mit bleckenden weißen Zähnen ihn verfolgten, bis er endlich tief und traumlos schlief.

Der Wind unterhielt sich noch lange mit der Dachrinne. Die weiße Sichel des Mondes stieg am Himmel auf. Weit weg, irgendwo auf den nächtlichen Wiesen oder auf einer tannehegsäumten Waldlichtung, bellte wütend ein Hund und verstummte wieder.

Und in Tad Treritons Schrank hielt etwas mit Bernsteinaugen Wache.

»Hast du die Wolldecken zurückgelegt?« fragte Donna am nächsten Morgen ihren Mann. Sie stand am Herd und bereitete den Frühstücksspeck. Tad saß im Nebenzimmer, sah *Die Neue Zoo-Revue* und aß eine Schüssel Twinkles. Twinkles waren Kornflocken von Sharp, und die Trentons bekamen ihre Sharp-Kornflocken umsonst.

»Hmmm?« fragte Vic. Er war mit dem Sportteil der Zeitung beschäftigt.

Als ehemaliger New Yorker hatte er dem Red Sox-Fieber bisher erfolgreich widerstanden. Aber er empfand ein masochistisches Vergnügen, als er las, daß die Metropolitans einen überaus schlechten Start gehabt hatten.

- »Die Wolldecken. Aus Tads Schrank.« Der Speck zischte noch, als sie ihn auf den Tisch stellte. »Hast du sie wieder auf den Stuhl gelegt?«

»Ich nicht«, sagte Vic und blätterte um. »Da riecht es wie in einer Mottenkugelfabrik.«

»Das ist aber komisch. Dann muß *er* sie zurückgelegt haben.«

Er faltete die Zeitung zusammen und sah seine Frau an. »Wovon redest du überhaupt, Donna?«

»Erinnerst du dich an Tads schlechten Traum gestern abend -?«

»Den vergeß ich nicht so leicht. Als ob ihn jemand umbrachte. Als ob er Krämpfe hatte oder sowas Ähnliches.«

Sie nickte. »Er hielt die Wolldecken für eine Art . . .« Sie zuckte die Achseln.

»Gespenst«, sagte Vic und grinste.

»Wahrscheinlich. Und du gabst ihm seinen Teddybär und schobst die Decken nach hinten in den Schrank. Aber als ich sein Bett machen wollte, lagen sie wieder auf dem Stuhl.« Sie lachte. »Ich sah in den Schrank, und eine Sekunde dachte ich . . .«

»Jetzt weiß ich auch, warum«, sagte Vic. Er sah sie freundlich an. »Drei Hot Dogs, du meine Güte.«

Später, Vic war schon zur Arbeit gefahren, fragte Donna Tad, warum er die Wolldecken auf den Stuhl zurückgelegt hätte.

Tad sah zu ihr auf, und sein sonst so frisches und lebhaftes Gesicht wirkte blaß und verschlossen - und zu alt. Sein Kriegerder-Steme-Malbuch lag geöffnet vor ihm, und er malte die einzelnen Figuren mit Buntstiften aus.

»Das habe ich nicht getan«, sagte er.

»Aber Tad, wenn du es nicht getan hast, und Daddy nicht, und *ich* nicht. . .«

»Dann war es eben das Ungeheuer«, sagte Tad. »Das Ungeheuer in meinem Schrank.«

Er konzentrierte sich wieder auf sein Malbuch.

Sie sah ihn besorgt und ein wenig ängstlich an. Er war ein aufgeweckter Junge, wenn auch manchmal seine Phantasie mit ihm durchging. Dies aber gefiel ihr gar nicht. Heute abend würde sie mit Vic darüber sprechen müssen, und zwar ausführlich.

»Tad, du weißt doch, was dein Vater gesagt hat. Es gibt keine Ungeheuer.«

»Wenigstens nicht am Tage«, sagte er und lächelte sie so unbekümmert und strahlend an, daß ihre Angst verflog. Sie fuhr ihm durchs Haar und küßte ihn auf die Wange.

Sie nahm sich dennoch vor, mit Vic darüber zu sprechen, und dann kam Steve Kemp, während Tad im Kindergarten

war, und sie vergaß es, und auch in dieser Nacht schrie Tad wieder, daß es in seinem Schrank sei, das Ungeheuer, das Ungeheuer!

Die Schranktür stand offen, die Decken lagen auf dem Stuhl. Diesmal brachte Vic sie in den dritten Stock und legte sie dort in einen Schrank.

»Sie sind weggeschlossen, Tadder«, sagte Vic und küßte seinen Sohn. »Jetzt ist alles in Ordnung. Nun schlaf wieder ein und träum schön.«

Aber Tad schlief noch lange nicht ein, und bevor er einschlief, öffnete sich die Schranktür, die sein Vater geschlossen hatte, ganz weit mit einem leisen Knarren, und er sah wieder den toten Rachen, in dessen toter Finsternis etwas Zottiges mit scharfen Zähnen und Klauen hockte, etwas, das nach Blut und Verderben roch.

*Hallo, Tad*, flüsterte es aus seinem verfaulten Rachen, und der Mond starrte wie das weiße Schlitzauge einer Leiche in Tads Fenster.

Die älteste Person, die in jenem Spätfrühling in Castle Rock lebte, war Evelyn Chalmers, den älteren Einwohnern der Stadt als Tante Ewie, George Meara als »alte Schreihälsin« bekannt. George Meara mußte ihr die Post bringen - die hauptsächlich aus Katalogen, Subskriptionsangeboten von *Reader's Digest* und frommen Broschüren vom Kreuzzug für den Ewigen Christus bestand - und sich dabei ihre endlosen Monologe anhören. »Das einzige, was die alte Schreihälsin gut kann, ist das Wetter voraussagen«, hatte George gelegentlich zugegeben, wenn er leicht angetrunken mit seinen Kumpanen im Sanften Tiger saß. Ein-«audummer Name für eine Kneipe, aber es war die einzige, deren Castle Rock sich rühmen konnte, und das würde sich auch so bald nicht ändern.

Georges Ansicht fand allgemeine Zustimmung. Tante Ewie war Inhaberin des Goldenen Spazierstocks der *Boston Post*, seit vor zwei Jahren der hundertzweijährige Arnold Heebert von der hinteren Veranda des städtischen Pflegeheims getorkelt war und sich das Genick gebrochen hatte, nicht ohne vorher

noch ein letztes Mal gewaltig zu furzen. Der Alte war schon so senil gewesen, daß ein Gespräch mit ihm die gleiche intellektuelle Herausforderung bedeutete wie der Versuch, sich mit einer leeren Katzenfutterdose zu unterhalten.

Tante Ewie war nicht annähernd so senil, wie Arnie Heebert gewesen war, und auch nicht annähernd' so alt, aber mit dreiundneunzig hatte sie immerhin ein beachtliches Alter erreicht, und es machte ihr nicht nur Spaß, den resignierten, oft verkaterten George Meara anzubrüllen, wenn er die Post brachte, sie war auch nicht dumm genug gewesen, sich wie Heebert aus ihrer Wohnung drängen zu lassen.

Und mit dem Wetter kannte sie sich aus. Die Stadt war sich darüber einig - jedenfalls die älteren Leute, die sich für diese Dinge interessierten - daß Tante Ewie sich in drei Dingen niemals irrte: wann im Sommer das erste Gras gemäht werden konnte, wie gut (oder wie schlecht) die Heidelbeeren ausfallen würden, und wie das Wetter sein würde.

An einem Tag Anfang Juni schlurfte sie zu ihrem Briefkasten am Ende der Auffahrt, stützte sich dabei schwer auf ihren Spazierstock von der Boston Post und rauchte eine Zigarette der Marke Herbert Tareyton. Den Stock würde wahrscheinlich Vin Marchant erben, wenn die alte Schreihälsin abkratze. Brüllend begrüßte sie Meara und zeterte dann, daß es den heißesten Sommer seit dreißig Jahren geben würde. Am Anfang heiß und am Ende heiß, schrie sie mit lederner Lunge in die schläfrige Mittagsstille, und in der Mitte heiß. In ihrer Taubheit war sie offenbar davon überzeugt, daß alle anderen aus lauter Sympathie gleichzeitig taub geworden wären.

»Tatsächlich?« fragte George.

»Was?«

»Ich sagte >tatsächlich?<« Das war das andere: Tante Ewie schaffte es immer, daß man selbst genauso laut schrie wie sie selbst. Da konnte einem leicht eine Ader platzen.

»*Ich will ein Schwein küssen und dabei lachen, wenn das nicht stimmt!*« johlte Tante Ewie. Die Asche ihrer Zigarette fiel auf George Mearas blaue Uniformjacke, die er erst heute morgen frisch gereinigt angezogen hatte. Resigniert wischte er sie ab.

Tante Ewie schob den Kopf durch das Wagenfenster, um

ihm noch besser ins Ohr brüllen zu können. Ihr Atem roch nach sauren Gurken.

*»Die Feldmäuse sind schon alle aus ihren lächern raus! Tommy Neadeau hat am Moosuntic Pond schon Hirsche gesehen, die sich den Bast von den Geweihen scheuerten, und das, bevor die erste Wanderdrossel aufgetaucht ist! Als der Schnee schmolz, war Gras darunter! Grünes Gras, Meara!«*

»Tatsächlich, Ewie?« erwiderte George, da irgendeine Antwort geboten schien. Er bekam Kopfschmerzen.

*»Was?«*

»TATSÄCHLICH, TANTE EVVIE?« kreischte George. Speichel spritzte von seinen Lippen.

*»Oh, jaa!«* heulte Tante Evvie zufrieden. *»Und gestern abend habe ich Wetterleuchten gesehen! Ein schlechtes Zeichen, Meara! Frühes Wetterleuchten ist ein schlechtes Zeichen! In diesem Sommer werden eine Menge Leute an Hitze sterben! Es wird ein schlimmer Sommer!«*

*»Ich muß weiter, Tante Ewie!«,* gröhnte George. *»Ich habe eine Eilzustellung für Stringer Beaulieu!«*

Ewie Chalmers warf den Kopf zurück und gackerte in den Frühlingshimmel. Sie gackerte, bis sie fast erstickt wäre, und diesmal fiel die Zigarettenasche vorn auf ihr Hauskleid. Sie spuckte die Zigarette aus, und sie blieb glimmend neben einem ihrer Altweiberschuhe liegen - ein Schuh schwarz wie ein Ofen und eng wie ein Korsett; ein Schuh für die Ewigkeit.

*»Du hast eine Eilzustellung für Frenchy Beaulieu? Der könnte den Namen auf seinem eigenen Grabstein nicht lesen!«*

*»Ich muß weiter, Tante Ewie«* sagte George rasch und legte den Gang ein.

*»Frenchy Beaulieu ist ein reiner Dummkopf von Geburt, wenn Gott je einen gemacht hat!«* schrie Tante Ewie, aber sie schrie in den Wind, denn George war die Flucht gelungen.

Sie blieb noch eine Minute am Briefkasten stehen und schaute ihm nach. Private Post hatte sie nicht bekommen; die bekam sie in letzter Zeit selten. Die meisten Leute, die sie kannte und die ihr hätten schreiben können, waren inzwischen tot. Sie würde ihnen bald folgen, vermutete sie. Bei dem Gedanken an den bevorstehenden Sommer hatte sie ein ungu-



tes Gefühl, ein Angstgefühl. Sie konnte darüber reden, daß die Mäuse früh aus ihren Löchern gekommen waren, und über das Wetterleuchten am Frühlingshimmel, aber sie konnte nicht über die Hitze sprechen, die sie irgendwo über dem Horizont spürte, die dort lauerte wie eine ausgemergelte, aber starke Bestie mit krätzigem Fell und rotglühenden Augen; sie konnte nicht über ihre Träume sprechen, die heiß und schattenlos und durstig waren; sie konnte nicht darüber sprechen, daß sie früh am Morgen ohne jeden Grund weinen mußte und daß die Tränen sie nicht erleichterten, sondern ihr in den Augen brannten wie der Schweiß eines ganzen Sommers. Sie roch Wahnsinn in einem Wind, der noch nicht geweht hatte.

»George Meara, du bist ein alter Furz«, sagte Tante Ewie, und sie zog das Wort so lang, daß es höchst lächerlich klang.

Auf ihren Stock von der Boston Post gestützt, machte sie sich auf den Weg zum Haus zurück. Dieser Stock war ihr im Rathaus feierlich überreicht worden, nur weil sie erfolgreich alt geworden war. Kein Wunder, dachte sie, daß diese verdammte Zeitung Pleite gemacht hatte.

Sie blieb auf ihrer Veranda stehen und schaute in den klaren pastellfarbenen Frühlingshimmel. Sie spürte es kommen: Etwas Heißes. Etwas Böses.

Ein Jahr vor jenem Sommer, als Vic Trentons alter Jaguar am linken Hinterrad ein ärgerliches Klappern entwickelt hatte, war es George Meara gewesen, der ihm riet, den Wagen zu Joe Camber zu bringen, der am Stadtrand von Castle Rock eine Autoreparaturwerkstatt betrieb. »Er legt ein eigenartiges Geschäftsgebaren an den Tag«, sagte George zu Vic, als dieser eines Morgens an seinem Briefkasten stand. »Er sagt Ihnen, was der Job kosten wird, und nach der Reparatur verlangt er genau den Betrag, den er vorher genannt hat. Komische Art, Geschäfte zu machen, was?« Und er fuhr davon und überließ es Vic, sich darüber klar zu werden, ob er das ernst gemeint hatte oder ob Vic nur das Opfer eines Yankeewitzes geworden war. Aber er rief Camber an, und eines Tages im Juli (es war ein kühlerer Juli als der im folgenden Jahr) waren er und Donna

gemeinsam hingefahren. Der Laden lag ziemlich weit draußen, und Vic mußte zweimal anhalten, um nach dem Weg zu fragen, und seitdem nannte er diesen Außenbezirk der Gemeinde die Östliche Galoschenecke.

Er fuhr auf Cambers Hof, und das Hinterrad klapperte lauter als je zuvor. Tad, damals drei Jahre alt, saß auf Donna Trentons Schoß und lachte sie an. Eine Fahrt in Daddys Auto »ohne Dach« versetzte ihn immer in gute Stimmung, und auch Donna fühlte sich ausgezeichnet.

Ein Junge von acht oder neun Jahren stand auf dem Hof und schlug einen alten Baseball mit einem noch älteren Baseballschläger. Der Ball sauste durch die Luft und schlug an der Seitenwand der Scheune auf, die wahrscheinlich Mr. Cambers Werkstatt war. Dann rollte er wieder zurück.

»Hallo«, sagte der Junge, »sind Sie Mr. Trenton?«

»Der bin ich«, sagte Vic.

»Ich hole Daddy«, sagte der Junge und rannte in die Scheune.

Die drei Trentons stiegen aus, und Vic ging um den Wagen herum nach hinten, wo er sich ohne große Zuversicht neben das defekte Rad hockte. Vielleicht hätte er den Wagen doch lieber nach Portland schaffen sollen. Was er hier sah, war nicht sehr ermutigend. Camber hatte nicht einmal ein Schild draußen hängen.

Donna störte ihn in seinen Überlegungen. Sie rief nervös seinen Namen. Und dann: »Oh, mein *Gott*, Vic -«

Er stand rasch auf und sah einen riesigen Hund aus der Scheune kommen. Albern fragte er sich im ersten Augenblick, ob es überhaupt ein Hund war oder vielleicht eine seltsame und häßliche Art Pony. Aber als der Hund aus dem Schatten der Scheune austrat, sah er seine traurigen Augen und wußte, daß es ein Bernhardiner war.

Instinktiv hatte Donna Tad hochgerissen und sich hinter die Kühlerhaube des Wagens zurückgezogen, aber der Junge strampelte ungeduldig in ihren Armen und wollte herunter.

»Wül Wauwau sehen, Mom . . . will *Wauwau* sehen!«

Donna sah nervös Vic an, der die Achsem zuckte und selbst unruhig wurde. Dann kam der fremde Junge wieder und

kraulte dem Hund den Kopf. Das Tier wedelte mit seinem gewaltigen Schwanz, und Tad strampelte nur noch mehr.

»Sie können ihn runterlassen, Madam«, sagte der Junge höflich. »Cujo mag Kinder. Er tut ihm nichts.« Dann wandte er sich an Vic: »Mein Vater kommt sofort. Er wäscht sich nur die Hände.«

»Gut«, sagte Vic. »Das ist aber ein verdammt großer Hund, mein Junge. Bist du sicher, daß er nicht beißt?«

»Der beißt nicht«, sagte der Junge, aber Vic rückte näher an seine Frau heran, als sein Sohn auf den Hund zuwatschelte, neben dem er unglaublich klein wirkte. Das Tier hielt den Kopf schief, und sein buschiger Schwanz bewegte sich langsam hin und her.

»Vic . . .« Donna beendete den Satz nicht.

»Es ist schon in Ordnung«, sagte Vic und dachte: *hoffentlich*. Der Hund sah aus, als könnte er Tadder in einem Bissen verschlingen.

Tad blieb einen Augenblick unsicher stehen. Er und der Hund sahen einander an.

»Wauwau?« sagte Tad.

»Cujo«, sagte Cambers Sohn und ging zu Tad hinüber. »Er heißt Cujo.«

»Cujo«, sagte Tad, und der Hund ging zu ihm und leckte ihm schlappernd das Gesicht. Tad kicherte und versuchte, ihn abzuwehren. Dann drehte er sich zu seinen Eltern um und lachte, wie er immer lachte, wenn sie ihn kitzelten. Er ging einen Schritt auf sie zu und stolperte über seine eigenen Füße. Er stürzte, und plötzlich war der Hund über ihm. Vic hatte den Arm um Donna gelegt und spürte und hörte die entsetzte Reaktion seiner Frau. Er setzte sich in Bewegung . . . und blieb stehen.

Cujos Zähne hatten sich in Tads T-Shirt mit dem Spider-Man-Emblem verbissen. Er hob den Jungen hoch - einen Augenblick lang sah Tad aus wie ein Katzenjunges im Maul seiner Mutter - und stellte ihn auf die Füße.

Tad rannte zu seinem Vater und seiner Mutter zurück. »Mag Wauwau! Mom! Dad! Ich mag Wauwau!«

Mit den Händen in den Taschen seiner Jeans hatte Cambers Junge leicht amüsiert zugeschaut.

»Klar. Er ist ein feiner Hund«, sagte Vic. Auch er amüsierte sich, aber sein Herz klopfte immer noch wild. Eine Sekunde hatte er wirklich geglaubt, daß der Hund Tad den Kopf abbeißen würde. »Das ist ein Bernhardiner, Tad«, sagte er.

»Bennadiner!« rief Tad und rannte zu Cujo zurück, der wie ein kleiner Berg vor dem Scheunentor saß. »Cujo! Cuuuujo!«

Neben Vic zuckte Donna zusammen. »Oh, Vic, meinst du wirklich . . .«

Aber Tad war schon wieder bei Cujo, umarmte ihn ausgiebig und sah ihm aufmerksam ins Gesicht. Als Cujo vor ihm saß und mit dem Schwanz den Kies peitschte, wobei er seine rosa Zunge heraushängen ließ, konnte Tad ihm, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, gerade noch in die Augen sehen.

»Die vertragen sich doch prächtig«, sagte Vic.

Tad hatte inzwischen Cujo eine seiner kleinen Hände ins Maul gesteckt und schaute hinein wie der kleinste Zahnarzt der Welt. Wieder wurde Vic unruhig, aber Tad kam schon wieder angelaufen.

»Wauwau hat Zähne«, berichtete er Vic.

»Ja«, sagte Vic. »Viele Zähne.«

Er drehte sich zu dem Jungen um und wollte ihn fragen, wie er auf diesen ungewöhnlichen Namen gekommen sei, aber Joe Camber kam gerade aus der Scheune und wischte sich die Hände mit einem Putzlappen ab, um Vic die Hand schütteln zu können.

Vic war angenehm überrascht, daß Camber sein Handwerk verstand. Als er und Vic zu dem Haus unten am Hügel fuhren und dann wieder die Werkstatt ansteuerten, lauschte er aufmerksam auf das Klappern.

»Das Radlager«, sagte Camber kurz. »Sie haben Glück, daß es sich noch nicht festgefressen hat.«

»Können Sie es reparieren?« fragte Vic.

»O ja. Ich erledige das sofort, wenn es Ihnen nichts ausmacht, ein paar Stunden zu warten.«

»Das wird schon gehen«, sagte Vic. Er sah zu Tad und dem Hund hinüber. Tad hatte sich den Baseball geholt, mit dem Cambers Sohn gespielt hatte. Er warf ihn, so weit er konnte (was nicht sehr weit war), und gehorsam sprang der Bernhardi-

ner hinterher und brachte ihn zu Tad zurück. Der Ball sah entschieden schmierig aus. »Ihr Hund hält meinen Sohn bei Laune.«

»Cujo mag Kinder«, meinte Camber, »Fahren Sie den Wagen bitte in die Scheune, Mr. Trenton?«

*Jetzt kommst du zum Arzt*, dachte Vic belustigt und fuhr den Wagen hinein. Es dauerte dann doch nur anderthalb Stunden, bis die Reparatur erledigt war, und Cambers Rechnung fiel erstaunlich niedrig aus.

Und Tad rannte noch lange durch den kühlen wolkenverhangenen Nachmittag und rief immer wieder den Namen des Hundes: »Cujo . . . Cujo . . . hiiiiir, Cujo . . .« Kurz bevor sie gingen, hob Brett, so hieß Cambers Sohn, Tad sogar auf Cujos Rücken und hielt ihn fest, während Cujo brav auf dem Vorhof hin und her trottete. Als er vorbeilief, sah Vic die Augen des Hundes . . . und Vic hätte schwören können, daß er lachte.

Genau drei Tage nach George Mearas lautstarker Unterhaltung mit Tante Ewie Chalmers stand ein kleines Mädchen in Tad Trentons Alter vom Frühstückstisch auf - dieser Frühstückstisch stand in der Eßecke eines hübschen kleinen Hauses in Iowa City, Iowa - und verkündete: »Oh, Mommy, mir ist ganz schlecht. Ich glaube, ich werde krank.«

Ihre Mutter drehte sich zu ihr um und war nicht gerade überrascht. Zwei Tage vorher war Marcys großer Bruder mit einer entsetzlichen Darmgrippe von der Schule nach Hause geschickt worden. Jetzt ging es ihm wieder gut, aber vierundzwanzig Stunden lang war es schlimm gewesen, und er hatte vorn und hinten aus Leibeskräften Ballast abgestoßen.

»Bist du sicher, Honey?« fragte Marcys Mutter.

»Oh, ich . . .« Marcy stöhnte und hielt sich den Magen. Dann ging sie nach unten. Ihre Mutter folgte ihr, sah Marcy im Badezimmer verschwinden und dachte: *O Gott, jetzt ist es wieder so Weit. Es sollte mich sehr wundern, wenn ich mich diesmal nicht anstecke.*

Sie hörte die würgenden Geräusche, und als sie das Badezimmer betrat, beschäftigte sie sich schon mit den Einzelheiten: Tee

ohne Zucker, Bettruhe, Nachttopf, ein paar Bücher; Brock könnte das tragbare Fernsehgerät in ihr Zimmer bringen, wenn er aus der Schule kam und - sie schaute hin, und was sie sah, beendete auf einen Schlag all ihre Überlegungen.

Das Toilettenbecken, in das sich ihre vierjährige Tochter übergeben hatte, war voll Blut; es hatte den Porzellanrand des Beckens bespritzt, und ein paar Tropfen röteten die Fliesen.

»Oh, Mommy, mir ist so schlecht. . .«

Ihre Tochter drehte sich um, und ihr Mund war blutbeschmiert, das Blut lief ihr am Kinn herab und klebte an ihrem Matrosenkleid, Blut, oh, du lieber Gott, oh, Jesus, Maria und Josef, so viel *Blut* -

Und wieder erbrach ihre Tochter blutige Klumpen, die wie ein unheilvoller Regen herausspritzten, und dann nahm die Mutter ihre Tochter in den Arm und rannte mit ihr in die Küche an das Telefon, um den Notarzt anzurufen.

Cujo wußte, daß er zu alt war, Kaninchen zu jagen.

Er war nicht *alt*; nein, nicht einmal für einen Hund. Aber mit fünf Jahren war er doch kein ganz junger Hund mehr, der schon wegen eines Schmetterlings eine wilde Jagd durch den Wald und die Felder hinter dem Haus und der Scheune veranstaltete. Er war fünf, und wenn er ein Mensch wäre, würde er langsam das mittlere Alter erreichen.

Aber es war der sechzehnte Juni, ein wunderschöner früher Morgen, und der Tau lag noch auf dem Gras. Die Hitze, die Tante Evvie George Meara prophezeit hatte, war wirklich eingetroffen - es war der heißeste Juni seit Jahren - und nachmittags um zwei würde Cujo auf dem staubigen Hof liegen (oder in djer Scheune, wenn DER MANN ihn hineinließ, was er manchmal tat, wenn er trank, und er trank in der letzten Zeit fast immer) und unter der heißen Sonne hecheln. Aber das kam erst später.

Und das große, dicke, braune Kaninchen dort unten am Ende des nördlichen Feldes, eine Meile vom Haus entfernt, hatte nicht die leiseste Ahnung, daß Cujo in der Nähe war. Für Bruder Kaninchen blies der Wind aus der falschen Richtung.

Cujo schlich sich an das Kaninchen heran, nicht um Beute zu machen, sondern zum Vergnügen. Das Kaninchen fraß seelenruhig von dem frischen Klee, der in einem Monat von der sengenden Sonne verdorrt sein würde. Wenn er nur die Hälfte der ursprünglichen Distanz zurückgelegt hätte, als das Kaninchen ihn sah und davonsauste, hätte Cujo aufgegeben. Aber er war schon bis auf fünf Meter herangekommen, als das Kaninchen den Kopf aufrichtete und die Ohren hochstellte. Einen Augenblick blieb das Tier reglos sitzen; wie eine Kaninchen-skulptur mit schwarzen Glasaugen, die komisch vorstanden. Dann war es weg.

Mit wütendem Gebell schoß Cujo hinterher. Das Kaninchen war sehr klein, und Cujo war sehr groß, aber allein die *Möglichkeit*, es zu erwischen, ließ zusätzliche Energie in seine Knochen fahren. Er kam so nahe heran, daß er das Kaninchen mit der Pfote berührte. Das Kaninchen schlug einen Haken. Cujo änderte ein-wenig schwerfälliger die Richtung, und seine Pfoten wühlten den schwarzen Boden unter dem Gras auf. Zuerst fiel er zurück, aber dann holte er rasch wieder auf. Mit seinem rauhen Gebell scheuchte er einige Vögel auf; wenn ein Hund überhaupt grinsen konnte, dann grinste Cujo jetzt. Wieder schlug das Kaninchen einen Haken und rannte dann geradeaus über das nördliche Feld. Cujo stürmte hinterher. Er vermutete schon, daß er dieses Rennen nicht gewinnen würde.

Aber er strengte sich an, und er holte wieder auf, als es in einem Loch an der Seite eines flachen Hügels verschwand. Das Loch war von hohem Gras überwachsen, und Cujo zögerte keine Sekunde. Er duckte seinen gelbbraunen Körper, und wie eine Art pelziges Projektil ließ ihn seine Vorwärtsbewegung in das Loch hineinschießen . . . wo er prompt wie ein Korken in der Flasche steckenblieb.

Joe Camber bewohnte die Seven-Oaks-Farm am Ende der Town Road Nummer 3 seit siebzehn Jahren, aber von der Existenz des Lochs hatte er keine Ahnung. Wenn er Ackerbau betrieben hätte, wäre es ihm nicht verborgen geblieben, aber das war nicht der Fall. In der großen roten Scheune stand kein Vieh; sie diente ihm als Garage und Werkstatt. Sein Sohn Brett durchstreifte häufig den Wald und die Felder hinter dem Haus,

aber auch ihm war das Loch noch nie aufgefallen, obwohl er einige Male fast hineingetreten war, wobei er sich bestimmt den Fuß gebrochen hätte. An sonnigen Tagen konnte man das Loch für einen Schatten halten; war es bewölkt, verschwand es völlig im hohen Gras.

John Mousam, der frühere Besitzer der Farm, hatte das Loch gekannt, aber er hatte es Joe Camber gegenüber nicht erwähnt, als dieser 1963 die Farm kaufte. Er hätte es spätestens erwähnen müssen, als Joe und Charity 1970 ihren Sohn bekamen, aber da hatte der Krebs den alten John schon weggerafft.

Es war ganz gut, daß Brett es noch nicht gefunden hatte. Es gibt für einen Jungen nichts Interessanteres auf der Welt als so ein Loch, und dieses führte in eine kleine natürliche Kalksteinhöhle. An der tiefsten Stelle war sie ungefähr sechs Meter tief, und ein kleiner Junge hätte sich leicht hineinzwängen und bis nach unten rutschen können. Er hätte dann festgestellt, daß es unmöglich war, wieder herauszukommen. Das war einigen kleineren Tieren schon passiert. An der glatten Kalksteinwand konnte man schlecht hochklettern, und der Boden war von Knochen bedeckt: ein Waldmurmeltier, ein Skunk, ein paar Backenhörnchen, ein paar Eichhörnchen und eine Hauskatze. Die Hauskatze hatte auf den Namen Mr. Clean gehört/Der Kater war den Cambers vor zwei Jahren abhanden gekommen, und sie hatten geglaubt, er sei von einem Auto überfahren worden oder einfach davongelaufen. Aber hier lag er, zusammen mit dem Skelett einer dicken Feldmaus, die er gejagt hatte.

Das Kaninchen war ganz nach unten gerutscht. Das Tier zitterte, und seine Nase vibrierte wie eine Stimmgabel, als Cujos Gebell die Höhle erfüllte. Durch das Echo hörte es sich an, als sei dort oben eine ganze Hundemeute.

Von Zeit zu Zeit hatten auch kleine Fledermäuse die Höhle aufgesucht - nie sehr viele, denn die Höhle war nur klein, aber an der rauhen Decke konnten sie sich gut aufhängen und den Tag verschlafen. Schon wegen der Fledermäuse war es, ganz besonders in diesem Jahr, gut, daß Brett die Höhle nicht gefunden hatte. Die braunen Insektenfresser, die die kleine Höhle bewohnten, waren nämlich in diesem Jahr mit besonders bösartigen Tollwutviren infiziert.



Cujos Schultern waren steckengeblieben. Er stieß sich wütend mit den Hinterbeinen ab, aber das nützte nichts. Er hätte sich aus dem Loch zurückziehen können, aber er wollte unbedingt das Kaninchen haben. Es war gefangen, es konnte ihm nicht entkommen. Cujos Augen waren nicht besonders scharf, und mit seinem massigen Körper hielt er ohnehin das meiste Licht ab, und er merkte nicht, daß vor seinen Vorderpfoten ein steiler Abhang lag. Er roch die Feuchtigkeit, und er roch alte und frische Tierexkremente . . . aber vor allem roch er das Kaninchen. Heißes und schmackhaftes Kaninchenfleisch. Das Dinner ist serviert. ,

Sein Gebell hatte die Fledermäuse aufgescheucht. Verängstigt merkten sie, daß etwas in ihre Behausung eingedrungen war. In einem dichten Schwärm flogen sie pfeifend zum Ausgang. Aber ihre Sonarorgane registrierten eine rätselhafte und betrübliche Tatsache: es gab keine Öffnung mehr. Wo die Öffnung gewesen war, stand der Räuber.

Sie kreisten in der Dunkelheit und schossen hin und her, und ihre membranartigen Schwingen hörten sich an wie Stoffetzen, die bei heftigem Wind an der Leine flattern. Unter ihnen hockte zitternd das Kaninchen.

Cujo spürte einige der Fledermäuse über den Teil seines Körpers streifen, den er in die Höhle gezwängt hatte, und bekam es mit der Angst. Er mochte weder ihren Geruch noch das Geräusch, das sie verursachten; ihm mißfiel die seltsame Hitze, die sie auszuströmen schienen. Er bellte noch lauter und schnappte nach den Dingern, die pfeifend um seinen Kopf herumflatterten. Er erwischte eine der schwarzbraunen Schwingen und biß zu. Die dünnen Knochen knackten. Die Fledermaus wehrte sich mit Krallen und Zähnen und riß die Haut an der empfindlichen Schnauze des Hundes auf. Die lange, gebogene Wunde sah aus wie ein Fragezeichen. Sich überschlagend und sterbend stürzte das Tier dann in die Tiefe. Aber der Schaden war schon geschehen. Der Biß eines tollwütigen Tieres ist besonders in der Nähe des Kopfes sehr gefährlich, denn die Tollwut ist eine Krankheit des Zentralnervensystems. Hunde sind empfindlicher als ihre Herren, und der Impfstoff aus inaktivierten Viren, den jeder Veterinär injiziert,

bietet ihnen keinen vollkommenen Schutz. Und Cujo hatte in seinem ganzen Leben keine einzige Spritze gegen Tollwut bekommen.

Das wußte Cujo nicht, aber er wußte, daß das unbekannte Ding, das er gebissen hatte, ekelhaft geschmeckt hatte. Er kam zu dem Schluß, daß sich das Spiel nicht lohnte. Mit einem gewaltigen Ruck seiner Schultern befreite er sich aus dem Loch und verursachte dabei eine kleine Erdlawine. Er schüttelte sich, und übelriechende Kalksteinbrocken flogen aus seinem Fell. Von seiner Schnauze tropfte Blut. Er setzte sich, hob den Kopf zum Himmel und stieß einen einzigen klagenden Heullaut aus.

Die Fledermäuse flatterten in einer kleinen braunen Wolke aus dem Loch heraus, flogen ein paar Sekunden lang ziellos unter der heißen Junisonne hin und her und suchten dann wieder ihren Schlafplatz auf. Es waren hirnlose Wesen, und nach zwei oder drei Minuten hatten sie den bellenden Eindringling vergessen und schliefen wieder. Sie hatten sich an den Krallen aufgehängt und ihre Schwingen um ihre rattenähnlichen Körper gelegt.

Cujo trottete davon. Wieder schüttelte er sich. Hilflos rieb er sich mit der Pfote über das Maul. Das Blut trocknete schon, aber die Wunde schmerzte. Hunde haben ein eigenes Bewußtsein, das ihre Intelligenz weit übersteigt, und Cujo war von sich selbst angewidert. Er hatte keine Lust, nach Hause zu laufen. Wenn er das tat, würde einer aus seiner Dreieinigkeit - DER MANN, DIE FRAU oder DER JUNGE - merken, daß er sich verletzt hatte. Es war möglich, daß einer der drei ihn sogar einen BÖSEN HUND nannte. Und in diesem Augenblick kam er sich auch wirklich wie ein BÖSER HUND vor.

Anstatt nach Hause zu laufen, trabte Cujo also zu dem Bach

- hinunter, der Cambers Land von dem Besitz des nächsten v Nachbarn Gary Pervier trennte. Er watete stromaufwärts; er trank; er wälzte sich im Wasser und versuchte, den schlechten \_ Geschmack loszuwerden, den Dreck und den wässerig grünen Gestank des Kalksteins, versuchte; das Gefühl loszuwerden, ein BÖSER HUND zu sein.

Ganz allmählich fühlte er sich besser. Er stieg aus dem

Wasser und schüttelte sich, und die Tropfen bildeten in der Luft sekundenlang einen wunderschönen Regenbogen.

Sein Gefühl, ein BÖSER HUND zu sein, schwand langsam, und auch die Schmerzen an seiner Schnauze waren nicht mehr so schlimm. Er machte sich auf den Weg zum Haus hinüber, um zu sehen, ob DER JUNGE in der Nähe war. Er hatte sich an den großen gelben Schulbus gewöhnt, der DEN JUNGEN jeden Morgen abholte und ihn nachmittags wiederbrachte, aber in der letzten Woche war der Bus mit seinen blitzenden Augen und den vielen schreienden Kindern nicht gekommen. DER JUNGE war immer zu Hause. Gewöhnlich war er draußen in der Scheune bei DEM MANN. Vielleicht war der gelbe Schulbus heute gekommen. Vielleicht auch nicht. Das würde er schon sehen. Er hatte das Loch und den ekelhaften Geschmack der Fledermaus vergessen, und seine Nase schmerzte kaum noch.

Leicht bahnte Cujo sich seinen Weg durch das hohe Gras des nördlichen Feldes und scheuchte dabei gelegentlich einen Vogel auf, ohne jedoch hinterherzurrennen. Für heute hatte er genug gejagt, und wenn sich sein Gehirn auch nicht erinnerte, sein Körper tat es. Er war ein Bernhardiner in der Blütezeit seines Lebens, fünf Jahre alt, fast zweihundert Pfund schwer, und heute, am 16. Juni 1980, hatte er sich mit Tollwut infiziert.

Sieben Tage später und dreißig Meilen von der Seven-Oaks-Farm in Castle Rock entfernt trafen sich zwei Männer in einem Restaurant namens Yellow Submarine in der Innenstadt von Portland. Im Submarine gab es eine reiche Auswahl an Riesen-Sandwiches und Pizzas. Auf einem Schild über der Theke stand, daß man umsonst essen konnte, wenn man zwei Submarine-Alpträume schaffte; darunter hatte jemand in Klammern WENN SIE KOTZEN, ZAHLEN SIE hinzugefügt.

Normalerweise wäre Vic Trenton nichts lieber gewesen als eins" der Riesen-Sandwiches vom Yellow Submarine, aber heute hätte er davon nur Sodbrennen bekommen.

»Sieht aus, als ob wir den Ball verlieren, was?« sagte Vic zu dem anderen Mann, der ohne jede Begeisterung auf sein Sandwich mit dänischem Schinken starrte. Der Mann hieß Roger

Breakstone, und wenn er ein Essen ohne Begeisterung betrachtete, konnte man sicher sein, daß sich irgendeine Katastrophe ereignet hatte. Roger wog zweihundertsiebzig Pfund, und wenn er saß, war auf seinem Schoß kein Platz mehr.

»Es sieht beschissen aus«, gab Roger zu. »Es sieht so beschissen aus, daß es kaum zu glauben ist, Victor, alter Junge.«

»Meinst du wirklich, daß diese Reise irgendeinen Zweck hat?«

»Vielleicht nicht«, sagte Roger, »aber wenn wir nicht fahren, sind wir den Sharp-Etat auf jeden Fall los. Vielleicht können wir noch etwas retten.« Er biß in sein Sandwich.

»Wir können es uns nicht leisten, zehn Tage dichtzumachen.«

»Können wir uns dies denn leisten?«

»Natürlich nicht. Aber wir müssen in Kennebunk Beach noch die Spots für Book Folks drehen . . .«

»Das schafft Lisa schon.«

»Ich bin nicht ganz überzeugt, daß Lisa ihr eigenes Liebesleben schafft, von den Spots für Book Folks ganz abgesehen«, sagte Vic. »Aber selbst *wenn* sie es schafft, die Serie für Yor Choice Blueberries ist überfällig. . . Casco Bank and Trusts . . . und du sollst dich noch mit dem Boss von Maine-Immobilien treffen -«

»Das ist alles nicht so wichtig, und du weißt es. Jeder dieser Etats ist höchstens ein Zehntel so hoch wie der von Sharp. Soll ich jetzt den Flug buchen oder nicht?«

Der Gedanke an fünf Tage in Boston und fünf in New York ließ bei Vic den kalten Schweiß ausbrechen. Er und Roger hatten sechs Jahre für die Werbeagentur Ellis in New York gearbeitet. Vic hatte jetzt ein Haus in Castle Rock. Roger und Althejk Breakstone wohnten im benachbarten Bridgton, etwa fünfzehn Meilen entfernt.

Vic hatte mit seiner New Yorker Vergangenheit abgeschlossen. Er hatte immer das Gefühl gehabt, nie recht gelebt, nie seinen Platz gefunden zu haben. Das änderte sich erst, als er mit Donna nach Maine zog. Und nun hatte er das ungute Gefühl, daß New York die letzten drei Jahre nur darauf gewartet hatte, ihn wieder in seine Klauen zu bekommen. Bei der

Landung würde die Maschine über die Landebahn hinaus» schießen, und er würde in einem Flammenmeer umkommen. Oder es würde auf der Triborough Bridge einen Unfall geben, der ihr Taxi in eine gelbe Ziehharmonika verwandeln, würde. Irgendein Ganove würde abdrücken, anstatt mit der Kanone bloß zu wedeln. Eine Gasleitung würde explodieren, und ein Schachtdeckel würde wie ein Neunzigpfünder durch die Luft sausen und ihn enthaupten. Irgend etwas. Wenn er wieder zurückging, würde die Stadt ihn sich greifen.

»Rog«, sagte er und legte sein Sandwich, von dem er nur wenig abgeissen hatte, auf den Teller zurück, »hast du schon mal daran gedacht, daß es kein Weltuntergang wäre, den Sharp-Etat zu verlieren?«

»Die Welt wird sich weiterdrehen«, sagte Roger und schenkte Bier nach, »aber was wird aus uns? Ich muß noch siebzehn Jahre lang meine Hypothek abbezahlen, und meine Zwillingstöchter wollen unbedingt die Akademie in Bridgton besuchen. Du hast ebenfalls eine Hypothek am Hals, und dein Jaguar wird dich ohnehin ruinieren.«

»Ja, aber die örtliche Wirtschaft. . .«

»Die örtliche Wirtschaft kann mich mal!« sagte Roger heftig und knallte sein Bierglas auf den Tisch.

Vier Männer am Nebentisch, drei in Tennishemden, einer in einem verblichenen T-Shirt, das vorn die Aufschrift DARTH VADER IST SCHWUL trug, fingen an zu applaudieren.

Roger winkte ungeduldig ab und beugte sich zu Vic hinüber. »Mit Kampagnen für Yor Choice Blueberry und Maine-Immobilien ist es nicht getan, und das weißt du. Wenn wir den Sharp-Etat verlieren, gehen wir sang- und klanglos unter. Wenn wir andererseits für die nächsten zwei Jahre wenigstens einen Teil des Sharp-Etats behalten, haben wir bessere Chancen, in die Touristik einzusteigen und vielleicht sogar die Staatliche Lotterie an Land zu ziehen, wenn die sich bis dahin nicht zugrunde gewirtschaftet hat. Saftige Brocken, Vic. Dann können wir uns von Sharp und ihren beschissenen Getreideprodukten verabschieden, und alle sind glücklich. Der große böse Wolf kriegt sein Fressen woanders, und die kleinen Ferkel haben es umsonst.«

»Alles hängt davon ab, ob wir Rücklagen schaffen können, und mit der gleichen Wahrscheinlichkeit gewinnen die Cleveland Indians in diesem Herbst die Weltserie.«

»Wir müssen es versuchen, alter Junge.«

Vic saß stumm da und betrachtete sein Sandwich, das langsam trocken wurde. Es war zwar unfair, aber damit hätte er leben können. Das Schlimme war das Absurde der ganzen Situation. Es war aus heiterem Himmel gekommen, wie ein Tornado, der eine Schneise der Zerstörung schlägt und dann verschwindet. Er und Roger und Ad Worx, ihre gemeinsame Firma, waren vom Pech verfolgt, wie sehr sie sich auch abmühten. Er hatte Rogers rundes Gesicht noch nie so blaß und verzweifelt gesehen, seit der Sohn des Ehepaares Breakstone im Alter von nur neun Tagen gestorben war. Drei Wochen später war Roger in Vics Gegenwart mit einem Weinkrampf zusammengebrochen. Das war Vic sehr nahegegangen. Aber auch die Panik war schlimm, die jetzt in Rogers Gesicht stand.

In der Werbebranche kamen Tornados gelegentlich aus heiterem Himmel. Ein großer Laden wie die Agentur Ellison, die Etats in Millionenhöhe verwaltete, konnte sie verkraften. Ein kleiner wie Ad Worx konnte es nicht. Sie hatten einen Korb mit vielen kleinen Eiern gehabt und einen Korb mit einem großen Ei - dem Sharp-Etat - und nun blieb abzuwarten, ob das Ei ganz verloren war oder ob wenigstens etwas Rührei übrigblieb. Und nichts von alledem war ihre Schuld gewesen, aber Werbeagenturen werden gern zu Prügelknaben gemacht.

Als sie vor sechs Jahren bei Ellison zum ersten Mal zusammenarbeiteten, entwickelte sich zwischen Vic und Roger schon bald ein hervorragendes Verständnis. Vic, groß, hager und zurückhaltend, war die ideale Ergänzung für den dicken, fröhlichen und extrovertierten Roger. Sie kamen nicht nur beruflich, sondern auch persönlich gut miteinander aus. Ihre erste Aufgabe war eine Serie von Illustriertenanzeigen für die Vereinigung zum Kampf gegen die Kinderlähmung gewesen.

Sie hatten eine Schwarzweißanzeige entwickelt, die einen kleinen Jungen mit Beinschienen und Krücken zeigte, der im Strafraum eines Baseballfeldes der Little League stand. Auf seinem Kopf saß keck eine Mütze der New York Metropolitans,

und sein Gesichtsausdruck - Roger hatte immer behauptet, daß die Wirkung der Anzeige auf dem Gesichtsausdruck des Jungen beruhte - war überhaupt nicht traurig; er war ganz einfach verträumt. Sogar fast glücklich. Die Unterschrift lautete schlicht: BILLY BELLAMY WIRD NIE SPIELEN. Darunter: BILLY HAT KINDERLÄHMUNG. Darunter, in kleinerer Schrift: *Sie helfen uns doch?*

Die Spenden für die Vereinigung waren beachtlich gestiegen. Gut für die Leute, aber auch gut für Vic und Roger. So hatte das Team Trenton und Breakstone seinen Aufstieg eingeleitet. Ein halbes Dutzend erfolgreiche Kampagnen waren gefolgt, wobei die allgemeine Konzeption jeweils von Vic stammte, während Roger die Ausführung übernahm.

Für eine Sony-Anzeige harten sie einen Mann im Straßenanzug auf eine sechzehnspurige Autostraße gesetzt, auf dem Schoß ein Sony-Radio, im Gesicht ein verzücktes Lächeln. Darunter stand: POLIZEIORCHESTER, THE ROLLING STONES, VIVALDI, MIKE WALLACE, PAUL HARVEY, PATTI SMITH, JERRY FALWELL. Und darunter: HALLO, LOS ANGELES!

Eine Anzeige für Voit, Hersteller von Taucherausrüstungen, zeigte einen Mann, der das genaue Gegenteil eines Miami Strandathleten darstellte. Er stand mit affektiert verdrehter Hüfte am goldenen Strand irgendeines tropischen Paradieses. Das Modell war ein fünfzigjähriger Mann mit Tätowierungen, einem Bierbauch, Muskelpaketen an Armen und Beinen und einer häßlichen Narbe am Oberschenkel. Im Arm hielt der lädierte Veteran ein paar Schwimmflossen von Voit. MISTER, hieß der Anzeigentext, ICH TAUCHE, UM GELD ZU VERDIENEN. ICH KANN MIR KEINE FUMMELEIEN ERLAUBEN. Darunter stand das übliche Bla-Bla, aber der fettgedruckte Text war ein Hammer. Vic und Roger hatten einen drastischeren Text vorgeschlagen, aber den hatten sie den Leuten von Voit nicht verkaufen können. Schade, hatte Vic gelegentlich gesagt. Sie hätten viel mehr Schwimmflossen verkaufen können.

Und dann kam Sharp.

Die Sharp Company in Cleveland hatte unter den großen amerikanischen Nahrungsmittelherstellern an zwölfter Stelle ge-

standen, als der alte Sharp zögernd die Agentur Ellison in New York aufsuchte, nachdem er zwanzig Jahre lang eine örtliche Agentur beschäftigt hatte. Der Alte wies gern darauf hin, daß Sharp vor dem Zweiten Weltkrieg größer als Nabisco gewesen sei. Sein Sohn wies ebenso gern darauf hin, daß der Zweite Weltkrieg fünfunddreißig Jahre zurücklag.

Den Etat - zunächst für eine Probezeit von sechs Monaten — bekamen Vic Trenton und Roger Breakstone. Am Ende der Probezeit war Sharp auf dem Keks-Kuchen-Flocken-Markt vom zwölften auf den neunten Platz vorgerückt. Ein Jahr später, als Vic und Roger ihre Zelte abbrachen und nach Maine gingen, um sich selbständig zu machen, rangierte die Sharp Company an siebenter Stelle.

Es war eine umfassende Kampagne gewesen. Für Sharp-Kekse hatten Vic und Roger den Keks-Scharfschützen entwickelt, einen gemütlichen Sheriff aus dem Westen, dessen Revolver, dank der Fachleute für Spezialeffekte, Kekse statt Kugeln verschoß - in anderen Spots auch Chocka Chippers oder Ginger Snappies. In noch anderen Haferflocken. Die Spots endeten immer damit, daß er mit dem Revolver in der Hand traurig in einem Kekshaufen stand. »Nun, die Schurken sind leider entkommen«, erzählte er jeden Tag Millionen Amerikanern, »aber ich hab' die Kekse. Die besten Kekse im ganzen Westen . . . und anderswo.« Der Scharfschütze beißt in einen Keks. Sein Gesichtsausdruck deutet an, daß er gerade das gastronomische Äquivalent des ersten Orgasmus eines Knaben erlebt. Ausblenden.

Für die Kuchen - sechzehn verschiedene Sorten vom Pfundkuchen über Streuselkuchen bis zum Käsekuchen - gab es den George-und-Gracie-Spot, wie Vic ihn nannte. Wir blenden uns auf George und Gracie ein, die gerade eine vornehme Dinner-Party verlassen, wo sich die Tische unter der Last aller möglichen Delikatessen biegen. Wir blenden über auf eine grell ausgeleuchtete schäbige kleine Wohnung. George sitzt an einem einfachen Küchentisch mit einer karierten Decke. Gracie nimmt einen Pfundkuchen von Sharp (oder einen Käsekuchen oder einen Streuselkuchen) aus dem Eisfach eines alten Kühlschranks und stellt ihn auf den Tisch. Sie sind beide noch in



Abendgarderobe. Voll Wärme und Liebe und Einverständnis lächeln sie einander an, zwei Menschen, die sich völlig einig sind. Dann werden die Worte eingeblendet: MANCHMAL BRAUCHT MAN NUR EINEN KUCHEN VON SHARP. Im ganzen Spot wird kein einziges Wort gesprochen. Mit diesem Spot hatten sie einen Preis gewonnen.

. Auch der Cornflake-Professor von Sharp war mit einem Preis bedacht worden, und die Branche hatte die Spots mit ihm als »die verantwortungsbewußteste je für Kinderprogramme entworfene Werbung« bezeichnet. Vic und Roger hatten diese Spots als ihre beste Leistung betrachtet. . . und jetzt war es ausgerechnet der Cornflake-Professor, der ihnen Sorgen machte.

Von einem älteren Charakterdarsteller gespielt, war der Cornflake-Professor von Sharp eine unaufdringliche und auf gewagte Weise erwachsene Werbung in einer Flut von lebhafter, krampfhaft auf Kinder abgestimmter Reklame für Bubble-Gum, Abenteuerspielzeug, Puppen, Action-Puppen . . . und Konkurrenzflocken.

Die Anzeige blendete ein leeres Klassenzimmer für die vierte oder fünfte Klasse ein, eine Szene, mit der sich das Samstagsvormittagspublikum der Bugs Bunny Show besonders gut identifizieren konnte. Der Cornflake-Professor von Sharp trug unter einem Sportsakko einen Pullover mit V-Ausschnitt und ein Hemd mit offenem Kragen. Sein Aussehen und seine Sprache waren gemildert autoritär; Vic und Roger hatten mit vierzig Lehrern und einem halben Dutzend Kinderpsychiatern gesprochen und dabei festgestellt, daß dies dem elterlichen Rollenmodell entsprach, bei dem sich die meisten Kinder wohl fühlen und das so wenige von ihnen tatsächlich zu Hause erleben können.

Der Cornflake-Professor saß zwanglos am Schreibtisch - und der junge Zuschauer mochte irgendwo unter dem grüngrauen Tweed das Herz eines wahren Freundes vermuten - aber er sprach gemessen und ernst. Er kommandierte nicht. Er redete niemanden unter den Tisch. Er beschwatzte niemanden. Er versuchte nicht zu überzeugen, und er pries nicht an. Er sprach zu den Millionen Cornflakes essenden, Zeichentrickfilme

sehenden Samstagvormittagszuschauern in T-Shirts, als seien sie *richtige Menschen*.

»Guten Morgen, Kinder«, sagte der Professor ruhig. »Dies ist eine Werbesendung für Cornflakes. Hört mir bitte genau zu. Ich verstehe sehr viel von Cornflakes, denn ich bin der Cornflake-Professor von Sharp. Sharps Cornflakes - Twinkles, Cocoa Bears, Bran-16 - sind die schmackhaftesten Cornflakes in Amerika. Und sie sind gut für euch.« Ein paar Takte Schweigen, und dann grinste der Cornflake-Professor von Sharp . . . und wenn er grinste, *wußte* man, daß das Herz eines wahren Freundes in seiner Brust schlug. »Ihr könnt es mir glauben, denn ich weiß es. Eure Mutter weiß es; ich dachte, daß ihr es vielleicht auch erfahren wolltet.«

In diesem Augenblick kam ein junger Mann ins Bild und reichte dem Cornflake-Professor von Sharp eine Schale mit Twinkles oder Cocoa Bears oder sonst etwas. Der Cornflake-Professor von Sharp fing an zu essen und richtete den Blick dann in jedes Wohnzimmer im ganzen Land und sagte: »Nein, hier ist nichts verkehrt.«

Der letzte Satz hatte dem alten Sharp nicht sonderlich gefallen, schon gar nicht der Gedanke, daß etwas mit seinen Getreideprodukten überhaupt verkehrt sein *könnte*. Schließlich hatten Vic und Roger ihn überzeugen können, wenn auch nicht mit rationalen Argumenten. Werbung ist keine rationale Angelegenheit. Manchmal tat man gefühlsmäßig das Richtige, aber *warum* man es für richtig hielt, wußte man nicht. Vic und Roger hatten das Gefühl, daß der letzte Satz des Professors ungeheuer wirksam sein mußte. Vom Cornflake-Professor gesprochen, bedeutete er die endgültige und totale Beruhigung, versprach er völlige Sicherheit. Mir könnt ihr vertrauen, schwang darin mit. In" einer Welt, in der Eltern sich scheiden lassen, in der man von größeren Geschwistern ohne jeden Grund fürchterlich verprügelt wird, in der die Guten durchaus nicht immer gewinnen, wie es im Fernsehen der Fall ist, wo man nicht immer zu den schönen Geburtstagspartys eingeladen wird, in einer Welt, in der so *vieles* verkehrt ist, wird es immer Twinkles und Cocoa Bears geben, und sie werden immer gut schmecken. »Nein, hier ist nichts verkehrt.«

Von Sharps Sohn hatten sie einige Unterstützung (man hätte glauben können, meinte Roger, daß der Junge die Anzeige selbst ausgedacht und entworfen hätte), der Cornflake-Professor wurde akzeptiert und garnierte Samstagsvormittagsprogramme wie *Star Blazers*, *U.S. of Archie*, *Hogans Heroes*, und *Gilligans Island*. Der Umsatz der Sharp-Cornflakes stieg noch stärker als der der übrigen Sharp-Produkte, und der Cornflake-Professor wurde zu einer amerikanischen Institution. Sein letzter Satz »Nein, hier ist nichts verkehrt« wurde zu einer Redensart, die ungefähr dasselbe bedeutete wie »Ruhig bleiben« oder »Nur keine Panik«.

Als Vic und Roger beschlossen, sich selbständig zu machen, taten sie das unter strikter Wahrung des Protokolls. Sie sprachen ihre früheren Kunden erst an, als sie sich formal - und in gutem Einvernehmen - von der Agentur Ellison getrennt hatten. Ihre ersten sechs Monate in Portland waren für sie alle eine Zeit voller Angst und Spannung. Vics und Donnas Sohn Tad war erst ein Jahr alt. Donna vermißte New York und war abwechselnd mürrisch und launenhaft. Sie fürchtete sich ganz einfach vor der Zukunft. Roger litt an einem alten Magengeschwür - eine der Wunden aus vielen Werbeschlächten -, und als er und Althea ihr Baby verloren, hatte es sich wieder unangenehm bemerkbar gemacht, und Roger hatte sich das Tablettschlucken angewöhnt. Althea hatte sich unter den Umständen noch am besten gehalten, fand Vic, bis Donna ihn darauf hinwies, daß aus dem einen schwachen Drink, den die ausgeglichene Althea vor dem Dinner zu sich zu nehmen pflegte, zwei vorher und drei nachher geworden waren. Gemeinsam und getrennt waren die Ehepaare in Maine auf Urlaub gefahren, aber weder Vic noch Roger hatte geahnt, wie viele Türen einem verschlossen bleiben, wenn man von außerhalb zugewandert ist.

Sie wären auch tatsächlich untergegangen, wie Roger sagte, wenn Sharp nicht beschlossen hätte, sie weiterhin zu beschäftigen. Und in der Zentrale der Firma in Cleveland hatten sich die Positionen eigenartig verschoben. Jetzt war es der Alte, der an ihnen festhalten wollte, und der Junge (inzwischen vierzig Jahre alt) wollte sie zum Teufel jagen. Er argumentierte nicht

ohne Logik, daß es heller Wahnsinn sei, den Etat einer Zweimann-Agentur sechshundert Meilen nördlich vom Zentrum New Yorks zu überlassen. Die Tatsache, daß Ad Worx mit New Yorker Marketing-Spezialisten zusammenarbeitete, verfiel bei dem Jungen nicht, und sie hatte auch bei den anderen Firmen nicht verfangen, für die sie in den letzten Jahren Werbekonzepte entworfen hatten.

»Wenn Treue Toilettenpapier wäre«, hatte Roger bitter gesagt, »könnten wir uns kaum noch den Arsch abwischen, alter Junge.«

Aber Sharp war gekommen und hatte ihnen den Spielraum verschafft, den sie so dringend brauchten. »Wir sind vierzig Jahre lang mit einer örtlichen Agentur ausgekommen«, sagte der alte Sharp, »und wenn die Jungs diese gottlose Stadt verlassen wollen, beweisen sie nur gesunden Menschenverstand.«

Das war's. Der Alte hatte gesprochen. Der Junge hielt den Mund. Und während der letzten zweieinhalb Jahre hatte der Scharfschütze weiter Kekse verschossen, George und Grade hatten weiter in ihrer schäbigen Küche Sharp-Kuchen gegessen, und der Cornflake-Professor von Sharp hatte den Kindern nach wie vor erzählt, daß hier nichts verkehrt sei. Die eigentliche Produktion der Spots war einem unabhängigen kleinen Studio in Boston übertragen worden, und die New Yorker Marketing-Spezialisten arbeiteten genauso kompetent und sorgfältig wie vorher. Den Verkehr zwischen dem Kunden und der Agentur regelten die Post und die Bell-Telefongesellschaft. Das war zwar ungewöhnlich und manchmal lästig, aber es funktionierte.

Und dann kamen die roten Himbeerflakes.

Vic und Roger hatten natürlich schon einige Zeit von ihnen gewußt, obwohl sie erst vor ungefähr sechs Wochen, im April 1980 auf den Markt gekommen waren. Die meisten Getreideprodukte von Sharp waren überhaupt nicht oder nur leicht gesüßt. Die roten Himbeerflakes aber zielten auf den Teil der Kundschaft, der Süßeres verlangte. Sie sollten die Leute ansprechen, die Produkte wie Count Chocula, Frankenberry oder Lucky Charms kauften, alles Produkte, die in der Grauzone zwischen Nahrungsmitteln und Süßwaren angesiedelt waren.

Im Spätsommer und im Frühherbst 1979 waren die roten Himbeerflakes erfolgreich in Boise, Idaho und in Scranton, Pennsylvania, sowie in Rogers Wahlheimat Bridgton, Maine, getestet worden. Roger hatte Vic schauernd erzählt, daß er seine Zwillinge nicht einmal in die Nähe dieser Dinger lassen würde (aber er hatte sich doch gefreut, als Althea ihm erzählte, die Kinder hätten sofort danach geschrien, als sie sie im Supermarkt entdeckten). »Sie enthalten mehr Zucker als Getreide, und die Packungen sind rot wie Feuerwehrautos.«

Vic hatte genickt und, ohne auch nur im Traum daran zu denken, daß er damit eine Prophezeiung aussprach, ganz arglos gesagt: »Als ich das erste Mal in eine dieser Schachteln sah, glaubte ich, sie sei voll Blut.«

»Was meinst du also?« wiederholte Roger. Er hatte sein Sandwich halb geschafft, während Vic über die betrübliche Wendung der Dinge nachdachte. Er war überzeugt, daß der alte Sharp und sein alternder Sohn in Cleveland nur darauf warteten, sie abzuschießen.

»Wir müssen es versuchen.«

Roger klopfte ihm auf die Schulter. »Gut so«, sagte er. »Iß endlich.«

Aber Vic hatte keinen Hunger. Die beiden waren zu einer Krisensitzung nach Cleveland gebeten worden, die drei Wochen nach dem Unabhängigkeitstag abgehalten werden sollte - viele der regionalen Verkaufsleiter und einige Angehörige der Geschäftsleitung waren auf Urlaub, und so lange würde es dauern, sie alle zu versammeln. Einer der Tagesordnungspunkte hatte direkt mit Ad Worx zu tun: »eine Bewertung der bisherigen Zusammenarbeit«, hatte im Brief gestanden. Und das bedeutete, wie Vic annahm, daß der Junior das Debakel mit den Himbeerflakes zum Anlaß nahm, sie endlich loszuwerden.

Etwa drei Wochen nachdem die roten Himbeerflakes landesweit auf dem Markt waren und von Sharps Cornflake-Professor begeistert - und ernsthaft - empfohlen wurden, hatte die erste Mutter ihr Kleines ins Hospital gebracht und hysterisch vor

Angst behauptet, es habe innere Blutungen. Das kleine Mädchen, das lediglich an einer leichten Virusinfektion litt, hatte etwas erbrochen, das die Mutter für Blut hielt.

Nein, hier ist nichts verkehrt.

Das war in Iowa City, Iowa, gewesen. Am nächsten Tag hatte es sieben weitere Fälle gegeben. Am Tag darauf vierundzwanzig. In allen Fällen hatten Eltern, deren Kinder an Erbrechen und Durchfall litten, die Kleinen schnellstens ins Hospital gebracht, weil sie innere Blutungen vermuteten. Dann war die Zahl der Fälle sprunghaft angestiegen - zuerst waren es Hunderte, dann Tausende. In keinem Fall waren das Erbrechen und/oder der Durchfall von den Cornflakes verursacht worden, aber das wurde bei der wachsenden Aufregung allgemein übersehen.

Nein, hier ist überhaupt nichts verkehrt.

Die Fälle hatten sich von Westen nach Osten ausgebreitet. Das Problem war das Mittel, das den Himbeerflakes die tiefroter Farbe verlieh. Das Mittel selbst war harmlos, aber auch das wurde übersehen. Eine ärgerliche Panne war passiert. Anstatt den roten Farbstoff zu verdauen, leitete der Körper ihn nur weiter. Dieser komische Farbstoff war nur in einen Teil der Produktion gelangt, aber es handelte sich um eine Riesmenge. Wenn ein Kind gestorben wäre, nachdem es einen großen Teller voll Himbeerflakes gegessen hätte, so erfuhr Vic von einem Arzt, hätte sein Verdauungstrakt bei einer Leichenöffnung rot wie ein Stoppschild ausgesehen. Diese Wirkung wäre nur vorübergehend gewesen, aber das wurde ebenfalls übersehen.

Roger wollte mit fliegenden Fahnen untergehen, wenn sie schon untergehen mußten. Er hatte Marathonkonferenzen mit den teuten von Image-Eye in Boston, bei denen die Spots abgedreht wurden, vorgeschlagen. Er wollte mit dem Cornflake-Professor selbst sprechen, der sich so mit seiner Rolle identifiziert hatte, daß ihn die Vorfälle geistig und seelisch total durcheinandergebracht hatten. Dann nach New York, um mit den Marketing-Spezialisten zu reden. Wichtiger noch, Vic und Roger würden fast zwei Wochen in Bostons Ritz-Carlton und New Yorks UN Plaza verbringen. Sie würden also Zeit haben,

eine Strategie zu entwerfen. Wie in alten Tagen würden sie sich gemeinsam etwas einfallen lassen. Roger dachte an eine Gegenkampagne, die den alten Sharp und seinen Sohn ganz einfach umhauen würde. Sie wollten sich nicht mit ausrasiertem Nacken unter die Guillotine legen und darauf warten, daß das Beil niedersauste, sondern mit einem Schlachtplan aufwarten, der die Auswirkungen des Mißgeschicks auffangen sollte. Soweit die Theorie. In der Praxis waren ihre Chancen gleich Null. Das wußten sie.

Vic hatte andere Probleme. Seit etwa acht Monaten hatte er das Gefühl, daß seine Frau und er sich auseinanderlebten. Er liebte sie immer noch, und er hing sehr an Tad, aber es war nicht mehr, wie es sein sollte, und er hatte das Gefühl, daß schlimmere Dinge - und schlechtere Zeiten - ihn erwarteten. Vielleicht schon sehr bald. Diese Reise von Boston über New York nach Cleveland kam zu einer Zeit, die sie eigentlich gemeinsam verbringen wollten, und er fand den ganzen Plan gar nicht mehr so gut. Wenn er ihr ins Gesicht sah, kam sie ihm in letzter Zeit wie eine Fremde vor.

Und eine Frage quälte ihn. Sie tauchte immer wieder auf, wenn er nachts nicht schlafen konnte, und solche Nächte erlebte er immer häufiger. Hatte sie einen Geliebten? Jedenfalls schliefen sie nicht mehr oft miteinander. Er hoffte zwar, daß es nicht der Fall war, aber glaubte er es auch? War er davon überzeugt? Sagen Sie die Wahrheit, Mr. Trenton, oder Sie müssen die Konsequenzen tragen.

Er wußte es nicht. Er wollte es auch gar nicht wissen. Er hatte Angst vor der Gewißheit, fürchtete, daß es das Ende ihrer Ehe bedeuten würde. Er war immer noch so vernarrt in sie, daß ihm ein außereheliches Verhältnis nie in den Sinn gekommen wäre, und er würde ihr viel verzeihen. Aber er hatte keine Lust, sich in seinem eigenen Haus Hörner aufsetzen zu lassen. Solche Hörner trägt man nicht gern; sie wachsen einem aus den Ohren heraus, und man wird zum Gespött der Kinder auf der Straße.

»Was?« sagte Vic und fuhr aus seinen Grübeleien hoch. »Ich habe nicht zugehört, Rog.«

»Ich sagte >Diese verdammten roten Flakes<. Ende des Zitats. Genau das waren meine Worte.«

»Ja«, sagte Vic. »Darauf werde ich trinken.«  
Roger hob sein Glas. »Ich auch«, sagte er.  
Sie tranken.

Ungefähr eine Woche nach Vics und Rogers deprimierendem Gespräch im Yellow Submarine saß Gary Pervier in seinem ungepflegten Vorgarten am Fuße des Seven Oaks Hill an der Straße Nummer 3 und trank eine Mischung aus 25 Prozent eisgekühltem Orangensaft von Bird's Eye und 75 Prozent Popow-Wodka. Er saß im Schatten einer Ulme, die sich im letzten Stadium der Holländischen Ulmenkrankheit befand, in einem alten Liegestuhl von Sears-Roebuck, der es auch nicht mehr lange machen würde. Er trank Popow, weil Popow billig war. Auf seiner letzten Safttour nach New Hampshire, wo der Schnaps billiger war, hatte Gary sich reichlich eingedeckt. Popow kostete in Maine schon nicht viel, aber in New Hampshire war er *spotbillig*. New Hampshire war bekannt für die besseren Dinge im Leben - eine staatliche Lotterie, billigen Schnaps, billige Zigaretten und Touristenattraktionen wie das Weihnachtsdorf und Six-Gun City. New Hampshire war wunderbar. Der Liegestuhl war langsam in den verwahrlosten Rasen eingesunken.

Das Haus hinter den» Rasen war nicht weniger verwahrlost; es war ein grauer Trümmerhaufen mit abblättrender Farbe und durchhängendem Dach. Die Fensterläden hingen schief in den Angeln, und der Schornstein sah aus wie ein Betrunkener, der versucht, wieder auf die Beine zu kommen. Die Schindeln, die der letzte Wintersturm vom Dach gefegt hatte, hingen noch in den Zweigen der sterbenden Ulme. Es ist nicht das Tajh Mahal, sagte" Gary gelegentlich, aber wen interessiert das auch nur einen Scheißdreck?

An diesem drückend heißen Tag Ende Juni war Gary total besoffen, aber dieser Zustand war für ihn nicht ungewöhnlich. Er kannte Roger Breakstone nicht. Er kannte Vic Trenton nicht. Er kannte auch Donna Trenton nicht, und wenn er sie gekannt hätte, wäre sie ihm scheißegal gewesen. Er kannte allerdings die Cambers und ihren Hund Cujo; die Familie wohnte weiter



oben am Hügel, am Ende der Straße Nummer 3. Er und Joe Camber tranken oft zusammen, und verschwommen wußte Gary, daß Joe Camber auf dem Weg in den Alkoholismus, schon eine gute Strecke zurückgelegt hatte. Allerdings war Gary ihm schon ein Stück voraus.

»Nur ein nichtsnutziger alter Säufer«, erzählte Gary den Vögeln und den Schindeln in der kranken Ulme. Er leerte sein Glas. Er furzte. Er zerdrückte einen Käfer. Die Schatten der Zweige tanzten über sein Gesicht. Hinter dem Haus standen ein paar ausgeschlachtete Autos, die im hohen Unkraut schon fast verschwunden waren. Der Efeu an der Westseite des Hauses war so gewuchert, daß die Wand nicht mehr zu sehen war. Nur ein Fenster lugte hervor, und an sonnigen Tagen glänzte es wie ein schmutziger Diamant. Vor zwei Jahren hatte Gary in betrunkenen Raserei in einem der oberen Räume eine Kommode hochgewuchtet und aus dem Fenster geworfen - er wußte nicht mehr, warum. Er hatte das Fenster selbst wieder verglast, weil es im Winter verdammt kalt geworden war, aber die Kommode lag immer noch an der gleichen Stelle, und es war, als streckte sie ihm mit der halb herausgeglittenen Schublade die Zunge heraus.

1944, als Gary zwanzig war, hatte er in Frankreich ganz allein eine deutsche MG-Stellung ausgehoben und war mit dem Rest seiner Leute noch zehn Meilen vorgerückt, bevor er unter den sechs Kugeln zusammenbrach, die ihn bei seinem Unternehmen getroffen hatten. Dafür war ihm eine der höchsten Auszeichnungen verliehen worden, die sein dankbares Vaterland zu vergeben hatte, das Distinguished Service Cross. 1968 hatte er Buddy Torgeson unten in Castle Falls gebeten, aus der Medaille einen Aschenbecher zu machen. Buddy war entsetzt gewesen. Aber Gary hatte ihm erklärt, daß er sich aus der verdammt Medaille am liebsten eine Toilettenschüssel machen ließe, um darauf scheißen zu können, aber sie sei leider zu klein. Buddy erzählte die Geschichte weiter, und das war vielleicht Garys Absicht gewesen, vielleicht aber auch nicht.

Jedenfalls hatte er die örtlichen Hippies in helle Begeisterung versetzt. Im Sommer 1968 machten viele dieser Hippies zusammen mit ihren reichen Eltern im Seengebiet Urlaub, um im

September wieder zu den Universitäten zurückzufahren, wo sie wahrscheinlich Protest, Hasch und Weiber studierten.

Nachdem Buddy, der in seiner Freizeit Schweißarbeiten machte und in Castle Falls bei der Esso arbeitete (jetzt hieß der Laden Exxon, und das war Gary Pervier scheißegal), Garys DSC in einen Aschenbecher verwandelt hatte, erschien eine Version der Geschichte in der *Castle Rock Gazette*. Ein hiesiger Reporter hatte die Geschichte geschrieben und Garys Verhalten als Antikriegsdemonstration gedeutet. Seitdem tauchten immer wieder Hippies vor Garys Grundstück auf. Die meisten wollten Gary sagen, daß er ein »irrer Typ« sei. Andere wollten ihm seine »Klasse« bescheinigen oder ihm sonstwie ihre Bewunderung ausdrücken.

Gary zeigte ihnen allen denselben Gegenstand, nämlich seine Winchester .30-.06. Er jagte sie von seinem Grundstück. Für ihn seien sie nur eine Bande langhaariger verlauster Arschlöcher und es mache ihm einen Scheißdreck aus, sie von Castle Rock nach Fryeburg zu schießen. Nach einiger Zeit kamen sie nicht mehr, und das war das Ende der DSC-Affäre.

Eine dieser deutschen Kugeln hatte Gary Pervier den rechten Hoden abgerissen; ein Stabsarzt fand die Reste in Garys GI-Unterwäsche. Aber der andere blieb heil, und manchmal bekam er immer noch eine beachtliche Erektion. Nicht, so hatte er Joe Camber oft erzählt, daß es ihn auch nur einen Scheißdreck interessiere. Sein dankbares Vaterland hatte ihm das Distinguished Service Cross verliehen. Das dankbare medizinische Personal des Lazarets in Paris entließ ihn im Februar 1945 mit einer Pension für achtzigprozentige Arbeitsunfähigkeit. Eine dankbare Heimatstadt veranstaltete ihm zu Ehren am Unabhängigkeitstag 1945 eine Parade (er war inzwischen nicht mehr zwanzig, sondern einundzwanzig und wahlberechtigt, sein Haar wurde an den Schläfen grau, und er fühlte sich so, als sei er mindestens siebenhundert Jahre alt). Die dankbaren Stadtvertreter gewährten ihm eine lebenslängliche Befreiung von der Grundsteuer. Das war günstig, denn sonst hätte er das Grundstück schon vor zwanzig Jahren aufgeben müssen. Das Morphium, das er nicht mehr bekam, hatte er durch hochprozentigen Schnaps ersetzt und sich dann an seine Lebensauf-

gäbe gemacht, die darin bestand, so langsam und angenehm wie möglich Selbstmord zu begehen.

Jetzt, im Jahre 1980, war er sechsundfünfzig Jahre alt, völlig ergraut und bösartiger als ein Stier mit dem Griff eines Wagenhebers im Arsch. Nahezu die einzigen Lebewesen, die er ertragen konnte, waren Joe Camber, dessen Sohn Brett und Bretts großer Bernhardiner Cujo.

Er lehnte sich so weit in seinem morschen Liegestuhl zurück, daß er fast nach hinten gekippt wäre, und trank noch ein wenig Schnaps. Das Glas hatte er in einem McDonald-Restaurant geklaut. Gary aß oft bei McDonalds in Castle Rock, wo man noch einen billigen Hamburger bekam. Die Hamburger waren gut . . . aber Bürgermeister McCheese . . . und Monsieur Ronald McDonald . . . die waren Gary Pervier scheißegal.

Ein großer gelbbrauner Schatten bewegte sich links von ihm durch das hohe Gras, und gleich darauf erschien Cujo, der auf einem seiner Streifzüge war. Er sah Gary und bellte einmal höflich. Dann kam er schwanzwedelnd näher.

»Cujo, du alter Hurensohn«, sagte Gary. Er stellte das Glas ab und durchsuchte methodisch seine Taschen auf Hundekuchen. Er hielt immer einige für Cujo bereit. Er war noch einer von diesen guten, altnodischen, waschechten Hunden.

Er fand ein paar in der Hemdtasche und hielt sie dem Tier hin.

»Sitz, mein Junge. Sitz.«

Ganz gleich, wie schlecht er sich fühlte, der Anblick dieses zweihundert Pfund schweren Hundes, wenn er sich wie ein Kaninchen aufrichtete, machte ihm immer Vergnügen.

Cujo richtete sich auf, und Gary sah eine häßliche, kaum verheilte Wunde an der Schnauze des Hundes. Er warf ihm die Hundekuchen zu, die wie Knochen geformt waren, und Cujo schnappte sie mühelos aus der Luft. Er ließ einen zwischen seine Pfoten fallen und nagte am anderen.

»Guter Hund«, sagte Gary und streckte die Hand aus, um Cujos Kopf zu kraulen. »Guter . . .«

Cujo fing an zu knurren. Es war ein kehliger, grollender, fast beschaulicher Laut. Er sah Gary an, und in den Augen des Hundes lag etwas Kaltes und Abschätzendes, das Gary frösteln

ließ. Rasch zog er seine Hand zurück. Bei einem so großen Hund wie Cujo mußte man vorsichtig sein. Außer man wollte sich für den Rest seines Lebens mit einem Haken den Arsch wischen.

»Was ist denn los mit dir, Junge?« fragte Gary. Der Hund lebte schon so viele Jahre bei *d,en* Cambers, aber er hatte ihn noch nie knurren hören. Um ehrlich zu sein, er hätte nicht geglaubt, daß Cujo überhaupt knurren konnte.

Wieder wedelte Cujo mit dem Schwanz und kam zu Gary, um sich streicheln zu lassen. Es war, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

»Heh, das ist schon besser«, sagte Gary und zerwühlte dem großen Hund das Fell. Die Woche war entsetzlich heiß gewesen und es würde heiß bleiben, wenn man George Meara glauben durfte, der es von Tante Ewie Chalmers erfahren hatte. Daran lag es wohl. Hunde empfanden die Hitze stärker als Menschen, und warum sollte der Köter nicht auch einmal empfindlich reagieren? Dennoch hatte es ihn eigenartig berührt, den Hund knurren zu hören. Gary hätte es kaum geglaubt, wenn Joe Camber es ihm erzählt hätte.

»Friß deinen anderen Kuchen«, sagte Gary und zeigte darauf.

Cujo drehte sich um, lief zu dem Brocken, nahm ihn ins Maul und ließ ihn wieder fallen. Speichel troff ihm aus dem Maul. Er sah Gary traurig an.

»Was? Du frißt dein Futter nicht?« sagte Gary ungläubig. »Du?«

Wieder nahm Cujo den Hundekuchen auf, und diesmal fraß er ihn.

»So ist's recht«, sagte Gary. »Das bißchen Hitze wird dich nicht-gleich umbringen. Mich auch nicht, aber es ist verdammt schlecht für meine Hämorrhoiden. Aber die sind mir scheiß-egal, und wenn sie so groß werden wie Golfbälle. Was meinst du dazu?« Er zerdrückte eine Stechmücke.

Als Gary wieder nach seinem Glas griff, legte sich Cujo neben seinen Stuhl. Es wurde langsam Zeit, ins Haus zu gehen und sich aufzufrischen, wie die Weiber im Country-Club immer sagten.

»Ich werde nur den Arsch abkühlen«, sagte Gary und zeigte auf das Dach seines Hauses, und eine klebrige Mischung von Orangensaft und Wodka lief an seinem hageren sonnengebräunten Arm herab. »Sieh dir den Schornstein an, Cujo, alter Junge. Der fällt verdammt bald um. Und weißt du was? Es ist mir scheißegal. Von mir aus kann der ganze Laden zusammenkrachen, und ich würde darauf furzen. Weißt du das?«

Cujo schlug mit dem Schwanz auf den Boden. Er wußte nicht, was der MANN sagte, aber die Rhythmen waren vertraut und der Tonfall beruhigend. Cujo mochte den MANN, der immer Futter für ihn hatte. Aber in der letzten Zeit wollte Cujo nicht fressen, und er tat es nur, weil der MANN es wünschte. Dann konnte er hier liegen - wie jetzt - und den beruhigenden Worten lauschen. Alles in allem fühlte Cujo sich nicht wohl. Er hatte den MANN nicht angeknurrt, weil es ihm zu heiß war, sondern ganz einfach weil er sich nicht wohl fühlte. Im ersten Augenblick - nur ganz kurz - hatte er Lust gehabt, den MANN zu beißen.

»Hast du die Nase in Brombeeren gesteckt?« fragte Gary. »Sieht ganz so aus. Was hast du denn gegagt? Ein Murmeltier? Ein Kaninchen?«

Wieder schlug Cujo mit dem Schwanz auf den Boden. Im wuchernden Gebüsch zirpten die Grillen. Hinter dem Haus blühten die Heckenkirschen und lockten die von der Sommerhitze trägen Bienen an.

Schwankend stand Gary auf. Der Liegestuhl kippte um und faltete sich zusammen. Wenn jemand glaubte, das sei Gary Pervier scheißegal, hätte er recht gehabt. »Entschuldigung, Junge.« Er ging ins Haus und mixte sich noch einen Drink. Die Küche war ein summendes, mit Fliegendreck garniertes Durcheinander von faulendem Unrat in Einkaufsbeuteln, leeren Dosen und leeren Schnapsflaschen.

Als Gary mit dem Glas in der Hand wieder nach draußen ging, war Cujo weg.

Am letzten Junitag kam Donna Trenton aus der Innenstadt von Castle Rock zurück, wo sie Tad auf dem Spielplatz der Vor-

schule abgeliefert hatte, um anschließend im Agway-Supermarkt noch ein paar Lebensmittel einzukaufen. Sie war erhitzt und müde, und als sie Steve Kempys verbeulten Ford-Lieferwagen mit den geschmacklosen Malereien an den Seiten vor ihrem Haus sah, wurde sie plötzlich wütend.

Sie hatte schon den ganzen Tag innerlich gekocht. Vic hatte ihr beim Frühstück von der bevorstehenden Reise erzählt, und als sie dagegen protestierte, zehn oder vierzehn Tage oder Gott weiß wie lange mit Tad alleingelassen zu werden, hatte er ihr genau klargemacht, was auf dem Spiel stand. Er hatte sie in Angst und Schrecken versetzt, und das gefiel ihr überhaupt nicht.

Bis heute morgen hatte sie die Sache mit den roten Himbeerflakes als Witz betrachtet - als einen guten Witz, wenn er auch auf Vics und Rogers Kosten ging. Sie hatte nicht im Traum daran gedacht, daß diese absurde Angelegenheit so ernste Folgen haben konnte.

Dann hatte Tad sich geweigert, auf den Spielplatz zu gehen, und geklagt, daß ein größerer Junge ihn am letzten Freitag umgestoßen hätte. Der Junge hieß Stanley Dobson, und Tad hatte Angst, daß Stanley Dobson ihn heute wieder umstoßen könnte. Er hatte geweint und sich an sie geklammert, und als sie seine Finger einzeln von ihrer Bluse lösen mußte, war sie sich schrecklich vorgekommen. Manchmal wirkte Tad für sein Alter so jung und so verletzlich. Sollten Kinder nicht eigentlich frühreif und gerissen sein? Er hatte Schokoladenfinger gehabt, und die Abdrücke hatte sie jetzt auf der Bluse. Sie erinnerten sie an die blutigen Handabdrücke, die man manchmal in billigen Kriminalfilmen sah.

Zu allem Überfluß hatte sich ihr kleiner Wagen auf der Rückfahrt vom Markt komisch benommen. Der Motor hatte gespuckt und gestottert, als hätte er Schluckauf. Nach einiger Zeit war es besser geworden, aber was einmal passierte, konnte wieder passieren und -

Und jetzt war auch noch Steve Kemp gekommen.

»Das läuft nicht mehr«, murmelte sie, nahm die Tasche mit den Lebensmitteln und stieg aus, eine hübsche, dunkelhaarige Frau von neunundzwanzig, groß, mit grauen Augen. Trotz der

erbarmungslosen Hitze, der von Tad beschmierten Bluse und der grauen Shorts, die ihr an den Hüften und zwischen den Beinen klebten, brachte sie es fertig, einigermaßen frisch auszu- sehen. Rasch eilte sie die Stufen hoch und betrat das Haus durch die Verandatür. Steve saß im Wohnzimmer in Vics Sessel und trank Vics Bier. Er rauchte eine Zigarette - wahrscheinlich eine von seinen eigenen. Das Fernsehgerät war eingeschaltet, und in Farbe sah man das Elend im *General Hospital*.

»Die Prinzessin kommt«, sagte Steve mit dem schiefen Grinsen, das sie früher so charmant und attraktiv gefunden hatte. »Ich dachte, du würdest überhaupt nicht. . .«

»Mach, daß du rauskommst, du Hurensohn«, sagte sie tonlos und ging in die Küche. Sie stellte ihre Tasche auf den Tisch und fing an, die Sachen wegzupacken. Sie wußte nicht mehr, wann sie das letzte Mal so wütend gewesen war, so wütend, daß sie Magenschmerzen bekam. Vielleicht bei einer der endlosen Streitereien mit ihrer Mutter. Es waren die reinsten Horror-Shows gewesen, bis sie dann endlich ins Internat kam. Als Steve hinter sie trat und ihr seine braungebrannten Arme um die nackte Taille legte, handelte sie ohne jede Überlegung; sie stieß ihm den Ellbogen in den Leib. Die Tatsache, daß er den Stoß erwartet hatte, trug nicht dazu bei, sie freundlicher zu stimmen. Er spielte häufig Tennis, und es war ein Gefühl, als sei sie mit dem Ellbogen gegen eine mit Hartgummi beschichtete Steinwand geprallt.

Sie drehte sich um und sah sein grinsendes bärtiges Gesicht. Sie war ein Meter achtzig groß und drei Zentimeter größer als Vic, wenn sie hochhackige Schuhe trug. Aber Steve war fast eins fünfundneunzig.

»Hast du nicht gehört? Mach, daß du rauskommst!«

»Aber warum denn?« fragte er. »Der Kleine ist weg und bastelt einen Lendenschurz aus Perlen oder schießt mit Pfeil und Bogen den Ratsherren Äpfel von den Köpfen, oder was sie« da sonst so tun . . . der liebe Gatte wälzt im Büro Probleme . . . und jetzt werden Castle Rocks schönste Hausfrau und Castle Rocks Stadtpoet und Tennismeister alle Glocken sexueller Vereinigung in schöner Harmonie erklingen lassen.«

»Du parkst in der Auffahrt. Warum hängst du nicht gleich

ein Schild an deinen Lieferwagen? ICH BUMSE GERADE DONNA TRENTON oder etwas ähnlich Witziges?»

»Ich mußte in der Auffahrt parken« sagte Steve immer noch lächelnd. »Ich habe die Kommode hinten im Wagen. Den Lack habe ich abgeschliffen. Sie ist sozusagen nackt, und so will ich dich auch gleich sehen, mein Schatz.«

»Du kannst sie auf die Veranda stellen. Ich kümmere mich dann schon darum. Ich schreibe inzwischen einen Scheck aus.«

Er lächelte nicht mehr. Zum ersten Mal seit sie nach Hause gekommen war, sah sie hinter der glatten Fassade sein wahres Gesicht, den wahren Menschen. Es war ein Mensch, der ihr nicht gefiel. Ein Mensch, der sie erschreckte, wenn sie an ihre Beziehung zu ihm dachte. Sie hatte Vic belogen und hintergangen, um mit Steve Kemp ins Bett zu gehen. Wenn es sich bei ihrem jetzigen Gefühlszustand doch nur darum handelte, sich von einem schlimmen Fieber zu erholen. Oder sich als Vics Partnerin wiederzuerkennen. Aber wenn man alles Beiwerk wegließ, blieb die simple Tatsache übrig, daß Steve Kemp - Schriftsteller mit ein paar Veröffentlichungen, reisender Möbelrestaurator und Stuhlflechter, leidlicher Tennisspieler und ausgezeichneter Liebhaber für den Nachmittag - ein Stück Scheiße war.

»Laß die Witze«, sagte er.

»O ja, wer könnte schon den gutaussehenden, sensiblen Steve Kemp zurückweisen? Das muß ja ein Witz sein. Ist es aber nicht. Der gutaussehende, sensible Steve Kemp wird jetzt drei Dinge tun: die Kommode auf die Veranda stellen, seinen Scheck nehmen und verschwinden.«

»So redest du nicht mit mir, Donna.« Er kniff in ihre Brust. Es tat weh. Sie war jetzt nicht nur wütend, sie hatte Angst. (Aber hatte ""sie. nicht schon die ganze Zeit Angst gehabt? Hatte ein wenig Angst dieses häßliche kleine Abenteuer nicht eigentlich interessant gemacht?)

Sie schlug seine Hand weg.

»Du solltest mich nicht aufregen, Donna.« Die letzte Spur eines Lächelns war aus seinem Gesicht verschwunden. »Dafür ist es zu heiß.«

»Ich will, daß du aus meiner Wohnung verschwindest.« Ihre



Angst vor ihm machte sie nur noch wütender. Steve hatte einen dichten schwarzen Bart, und ihr fiel plötzlich ein, daß sie zwar seinen Penis aus der Nähe gesehen - ihn im Mund gehabt hatte - aber nicht einmal genau wußte, wie sein Gesicht aussah.

»Du meinst also«, sagte er, »es hat dich gejackt, und ich habe dich gekratzt, und jetzt darf ich abhauen? Und es interessiert dich einen Scheißdreck, was ich dabei empfinde?«

»Du interessierst mich wirklich nicht«, sagte sie und stieß ihn zur Seite, um die Milch in den Kühlschrank zu stellen.

Diesmal kam der Angriff überraschend, und er taumelte einen Schritt zurück. Seine Stirn zeigte plötzlich tiefe Furchen, und er lief rot an. So hatte sie ihn schon auf dem Tennisplatz hinter der Akademie von Bridgton erlebt, wenn er einen leichten Ball verschlug. Sie hatte ihn einige Male spielen sehen - auch, in zwei Sätzen, gegen ihren keuchenden und schwitzenden Mann, den er mit Leichtigkeit geschlagen hatte - und auch gelegentlich erlebt, daß er verlor. Seine Reaktion darauf hatte sie erschreckt, und sie hatte sich besorgt gefragt, auf was sie sich da eingelassen hatte. Er hatte in Drew, New Jersey, studiert und in unbedeutenden Blättern über zwei Dutzend Gedichte veröffentlicht. Ein kleiner Verlag in Baton Rouge hatte ein Buch von ihm herausgegeben. Er hatte sehr entschiedene Ansichten über moderne Kunst, das bevorstehende Atomwaffen-Referendum und Filme von Andy Warhol, und auf einen Doppelfehler reagierte er wie Tad, wenn ihm eröffnet wurde, daß er ins Bett müsse.

Er folgte ihr, packte sie an der Schulter und riß sie herum. Die Packung Milch glitt ihr aus der Hand und zerplatzte auf dem Fußboden.

»Jetzt schau dir das an«, sagte Donna. »Das hast du wirklich gut gemacht.«

»Hör zu, ich lasse mich von dir nicht herumschubsen. Weißt du .'.'«

»Du *verschwindest jetzt!*« kreischte sie ihm ins Gesicht. Ihr Speichel spritzte ihm auf Wangen und Stirn. »*Was soll ich denn jetzt noch tun, damit du es endlich glaubst? Brauchst du eine Zeichnung? Du bist hier nicht willkommen! Hau ab und sei das Geschenk Gottes für irgendeine andere Frau!*«

»Du schäbige kleine Nutte«, sagte er böse, und sein Gesicht sah jetzt ganz häßlich aus. Er ließ ihren Arm nicht los.

»Und nimm die Kommode wieder mit. Du kannst sie auf den Müll schmeißen.«

Sie riß sich los und nahm den Lappen, der am Wasserhahn über der Spüle hing. Ihre Hände zitterten, sie hatte ein unangenehmes Gefühl im Magen, und zu allem Überfluß bekam sie auch noch Kopfschmerzen. Sie hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen.

Sie kniete sich auf den Fußboden und fing an, die verschüttete Milch aufzuwischen.

»Für wen hältst du dich eigentlich«, sagte er. »Glaubst du, dein Ding hätte sich in Gold verwandelt? Es hat dir doch Spaß gemacht. Du konntest gar nicht genug kriegen.«

»Du redest wenigstens in der Vergangenheit«, sagte sie, ohne aufzuschauen. Das Haar hing ihr wirr ins Gesicht, und das war gut so. Er sollte ihr blasses, elendes Gesicht nicht sehen. Ihr war, als sei ein Alptraum über sie hereingebrochen. Wenn sie sich jetzt im Spiegel betrachten würde, müßte sie das Bild einer scheußlichen Hexe vor sich sehen.

»Verswinde, Steve. Ich sage es nicht noch einmal.«

»Und wenn ich bleibe? Dann rufst du Sheriff Bannerman, was? Du sagst dann einfach: >Hallo, George, hier ist Mr. Businessmans Frau, und der Kerl, mit dem ich außerdem noch bumse, will nicht abhauen: Würden Sie bitte kommen und ihn rausschmeißen?< Das wirst du doch sagen, nicht wahr?«

Sie hatte jetzt noch mehr Angst. Bevor sie Vic heiratete, hatte sie in Westchester als Bibliothekarin im Schuldienst gearbeitet, und es war für sie immer entsetzlich gewesen, die Kinder - so laut sie nur konnte - anzuschreien, damit sie endlich Ruhe gaben. Sie hatten sie dann auch immer getan - wenigstens einigermaßen -, aber was war, wenn sie einmal nicht gehorchten? Das war ihr Alptraum. Wenn sie absolut nicht gehorchen wollten? Was blieb ihr dann übrig? Die Frage ängstigte sie. Es war schlimm, daß man sich eine solche Frage überhaupt stellen mußte. Sie hatte es immer vermieden, laut zu werden, außer wenn es sich gar nicht mehr umgehen ließ. Denn hier endete jedes zivilisierte Verhalten. Hier verwandelte sich die Tünche

in Dreck. Wenn lautes Schreien nicht mehr verding, konnte man nur noch kreischen.

Auch jetzt hatte sie diese Angst. Die einzige Antwort auf die Frage des Mannes war natürlich, daß sie laut schreien würde, wenn er sie anfaßte. Würde sie es wirklich tun?

»Geh«, sagte sie leise. »Bitte. Es ist aus.«

»Und wenn mir das nicht paßt? Wenn es mir einfällt, "dich gleich hier in dieser verdammten Müchpfütze zu vergewaltigen?"«

Sie schaute durch ihre Haarsträhnen zu ihm hoch. Sie war immer noch blaß, und ihre Augen wirkten unnatürlich groß. »Dann werde ich mich wehren. Und wenn ich dir die Eier abreißen oder die Augen auskratzen kann, werde ich keine Sekunde zögern.«

Sie hatte den Eindruck, daß er unsicher wurde. Er wußte, daß sie gewandt und in guter Verfassung war. Er konnte sie zwar im Tennis schlagen, aber es kostete Schweiß. Wahrscheinlich würde sie seine Eier und seine Augen verschonen, aber es war nicht auszuschließen, daß sie ihm das Gesicht zerkratzte. Die Frage war, wie weit er gehen wollte. Sie roch etwas Unangenehmes in der Luft, den Hauch des Dschungels, und sie erkannte voll Abscheu, daß es eine Mischung aus ihrer Angst und seiner Wut war. Es drang ihnen aus den Poren.

»Ich werde die Kommode in meine Werkstatt zurückbringen«, sagte er. »Dein Mann könnte sie ja abholen. Dabei könnte ich mich mit ihm über dies oder jenes unterhalten.«

Er ging und knallte die Tür vom Wohnzimmer zur Veranda so heftig hinter sich zu, daß die Scheiben gerade noch heil blieben. Wenig später hörte sie den Motor anspringen. Er heulte auf, und mit quietschenden Reifen fuhr Steve vom Grundstück.

Donna wischte den Rest der Milch auf und stand von Zeit zu Zeit auf, um den Lappen über der Spüle auszudrücken. Sie sah zu, wie die Milchfäden im Abfluß verschwanden. Sie zitterte am ganzen Körper. Es war die Reaktion auf die unangenehme Szene, und teils war es Erleichterung. Sie hatte Steves kaum verhüllte Drohung, es ihrem Mann zu sagen, gar nicht richtig registriert. Sie konnte nur immer wieder an die Ereignisse denken, die zu dieser Situation geführt hatten.

Sie war aufrichtig davon überzeugt, daß sie völlig unabsichtlich in die Affäre mit Steve hineingeraten war. Es war, als sei ein unterirdisches Abflußrohr explodiert. Ähnliche Abflußrohre verliefen, wie sie glaubte, unter der gepflegten Oberfläche fast jeder amerikanischen Ehe.

Sie hatte nicht nach Maine übersiedeln wollen und war entsetzt gewesen, als Vic ihr seine diesbezügliche Absicht mitteilte. Trotz verschiedener Urlaubsreisen (und die Urlaubsreisen selbst hatten diesen Eindruck'vielleicht noch verstärkt) war ihr der Staat immer wie eine bewaldete Wüste vorgekommen, eine Gegend, wo der Schnee im Winter fünf Meter hoch lag und die Leute dann von der Welt abgeschnitten waren. Der Gedanke, ihr Baby dorthin mitzunehmen, war schrecklich. Sie hatte sich ausgemalt - und es Vic auch gesagt -, wie Vic in Portland und sie in Castle Rock vom Schnee eingeschlossen waren.

Wie Tad in dieser Situation etwas Giftiges schluckte, vielleicht Tabletten, oder sich am Herd verbrannte. Was konnte nicht alles geschehn? Aber vielleicht beruhte ihr Widerstand auch ganz einfach darauf, daß sie die Aufregung und Hektik New Yorks nicht entbehren konnte.

Um ehrlich zu sein - alle diese Dinge waren nicht das Schlimmste gewesen. Das Schlimmste war die quälende Überzeugung gewesen, daß sie mit Ad Worx hier Schiffbruch erleiden würden, um dann mit eingezogenem Schwanz wieder zurückschleichen zu müssen. Das war zwar nicht passiert, denn Vic und Roger hatten hart gearbeitet. Aber das hatte auch bedeutet, daß sie ständig mit ihrem Kind allein war und zuviel Zeit hatte.

Ihre engeren Freunde konnte sie an den Fingern einer Hand abzählen. Die wenigen, die sie hatte, würden immer zu ihr halten, aber sie schloß nicht leicht neue Freundschaften. Sie hatte schon mit dem Gedanken gespielt, eine Qualifikation für Maine zu beantragen - ein New Yorker Examen wurde in Maine anerkannt und umgekehrt; sie mußte lediglich ein paar Formulare ausfüllen. Dann konnte sie sich in Castle Rock beim Schuldienst bewerben. Es war eine lächerliche Idee, und sie legte sie zu den Akten, nachdem sie ein wenig gerechnet hatte.

Benzingeld und der Lohn für den Babysitter würden die achtundzwanzig Dollar aufzehren, die sie am Tag verdienen konnte.

Ich bin die berühmte wunderbare Amerikanische Hausfrau geworden, hatte sie sich im vergangenen Winter oft verzweifelt gesagt, wenn sie durch das Verandafenster in das Schneetreiben hinaussah. Ich fütterte Tad mittags mit Bohnen, Käsetoast und Suppe von Campbell, und mein Leben besteht darin, mir Lisa in *Wie die Welt sich dreht* und Mike in *Die Jungen und die Ruhelosen* anzusehen. Hin und wieder wird das Ganze mit dem *Glücksrad* ein wenig angereichert. Sie könnte gelegentlich Joanie Welsh besuchen, die eine kleine Tochter in Tads Alter hatte, aber bei Joanie fühlte sie sich nie so recht wohl. Sie war drei Jahre älter als Donna und wog zehn Pfund mehr. Diese zusätzlichen zehn Pfund schienen sie nicht zu stören. Ihr Mann mochte sie so. Joanie war mit ihrem Leben in Castle Rock zufrieden.

Ganz allmählich hatte sich der Dreck im Rohr gestaut. Sie fing an, sich mit Vic über Kleinigkeiten in die Haare zu geraten und überspielte damit die wichtigen Dinge, die schwer zu definieren und noch schwerer zu artikulieren waren. Dinge wie das Gefühl, etwas zu versäumen, und die Angst vor dem Altwerden. Dinge wie Einsamkeit und ihre schrecklichen Auswirkungen. Manchmal genügte es, ein Lied zu hören, das sie von früher kannte, um ohne Grund in Tränen auszubrechen. Sie beneidete Vic, denn sein Leben bedeutete Kampf; er baute etwas auf; er war wie ein fahrender Ritter mit dem Familienwappen auf dem Schild, während ihr Leben darin bestand, Tad durch den Tag zu bringen, ihn aufzumuntern, wenn er schlechte Laune hatte, ihm zuzuhören und seine Mahlzeiten zu bereiten. Ihr Leben war ein einziges Warten.

Sie hatte immer geglaubt, es würde besser werden, wenn Tad größer war, und die Feststellung, daß das nicht der Fall war, brachte neues Entsetzen. In diesem Jahr war er an drei Vormittagen in der Woche zur Vorschule gegangen; in diesem Sommer kamen fünf Nachmittage wöchentlich hinzu, die er auf dem Spielplatz verbrachte. Das Haus war so leer, wenn er weg war. Die Türen standen offen, -aber Tad kam nicht hereingelau-

fen. Die Treppe lag einsam da, aber kein Tad saß vor seinem Mittagsschlaf im Pyjama auf einer der Stufen, die Nase in einem seiner Bilderbücher vergraben.

Die Türen wurden Rachen, die Treppe ein tiefer Schlund. Die leeren Zimmer verwandelten sich in Fallen.

Sie reinigte Fußböden, die schon sauber waren. Sie sah sich alberne Fernsehspiele an. Sie dachte an Steve Kemp, der im vergangenen Herbst mit einer Virginia-Autonomie in die Stadt gerollt war und sich als Möbelrestaurator niedergelassen hatte. Manchmal ertappte sie sich dabei, daß sie vor dem Fernsehgerät saß und gar nicht wußte, was auf der Mattscheibe vor sich ging, weil sie daran dachte, wie interessant Steves tiefe Bräune mit seinem Tennisdress kontrastierte oder wie seine Schenkelmuskeln sich bewegten, wenn er lief. Und endlich hatte sie etwas unternommen. Und heute -

Wieder verkrampfte sich ihr Magen. Sie riß die Hand vor den Mund und rannte mit weit aufgerissenen Augen ins Badezimmer. Sie schaffte es gerade noch und brach alles aus. Sie betrachtete die Schweinerei und stöhnte laut.

Sie fühlte sich nun ein wenig besser (wenn auch ihre Beine noch zitterten) und betrachtete sich im Spiegel. Das grelle Licht der Neonleuchte schmeichelte ihr nicht. Ihre Haut war zu weiß, und unter den Augen hatte sie rote Ränder. Häßlich klebte ihr das Haar am Kopf. Jetzt wußte sie, wie sie aussehen würde, wenn sie alt war, und das Schlimmste war, daß sie nichts dagegen gehabt hätte, wenn Steve sie jetzt lieben wollte. Wenn er sie nur festhielt und küßte und ihr sagte, daß die Zeit ein Mythos und der Tod ein Traum sei, daß alles seine Ordnung habe.

Sie stieß einen Laut aus, einen wimmernden Laut, der nicht aus ihrer Kehle gekommen sein konnte. Es war der Schrei einer Wahnsinnigen. Sie ließ den Kopf sinken und weinte.

Charity Camber saß auf dem Doppelbett, das sie mit ihrem Mann teilte, und betrachtete etwas, das sie in der Hand hielt. Sie war eben vom Supermarkt gekommen, demselben, in dem auch Donna Trenton kaufte. Ihre Hände fühlten sich so kalt

und klamm an, als sei sie mit Joe stundenlang im Schneemobil unterwegs gewesen. Dabei war morgen der erste Juli, und das Schneemobil stand unter einer Persenning hinten im Schuppen.

*Es kann nicht stimmen. Sie müssen sich geirrt haben.*

Aber es war kein Irrtum. Sie hatte immer wieder verglichen, und es war kein Irrtum.

*Einen traf es immer, nicht wahr?*

Ja, natürlich, aber ausgerechnet *sie*!

In seiner Werkstatt schlug Joe mit dem Hammer auf etwas ein. Es war ein hohes, knallendes Geräusch, als ob er dünnes Metall bearbeitete. Dann Stille und ein leiser Ausruf: »Scheiße!«

Wieder hörte sie den Hammer. Dann eine längere Pause. Endlich brüllte ihr Mann: »*Brett!*«

Sie zuckte immer ein wenig zusammen, wenn er die Stimme so hob und nach dem Jungen schrie. Brett liebte seinen Vater sehr, aber Charity kannte Joes Einstellung gegenüber seinem Sohn nicht. Es war schrecklich, so etwas zu denken, aber es stimmte. Einmal, vor ungefähr zwei Jahren, hatte sie einen grauenhaften Alptraum gehabt, den sie wohl nie vergessen würde. Sie träumte, daß ihr Mann Brett eine Mistgabel durch die Brust stieß. Die Zinken traten am Rücken wieder aus, und Bretts T-Shirt stand wie ein Zelt von seinem Körper ab. *Der Bengel kam nicht, als, ich ihn rief*, sagte ihr Mann im Traum, und sie war schlagartig aufgewacht, und ihr richtiger Mann hatte in seinen Boxershorts neben ihr gelegen und seinen Bierrausch ausgeschlafen. Der Mond hatte durch das Fenster auf das Bett geschienen, auf dem sie jetzt saß, und in seinem kalten Licht hatte sie begriffen, welche Angst ein Mensch empfinden kann und daß die Angst ein Ungeheuer mit langen, gelben Zähnen ist, von einem wütenden Gott ausgesandt, An die Unvorsichtigen und die Unfähigen zu fressen. Im Laufe ihrer Ehe hatte Joe sie gelegentlich geschlagen, und sie hatte gelernt. Sie war vielleicht kein Genie, aber ihre Mutter hatte keine *Närrin* aufgezogen. Jetzt tat sie, was Joe verlangte, und widersprach ihm nicht. So handelte Brett wohl auch. Aber manchmal hatte sie Angst um den Jungen.

Sie erreichte gerade rechtzeitig das Fenster, um Brett über

den Hof laufen und in der Scheune verschwinden zu sehen. Cujo rannte hinter ihm her, aber die Hitze schien ihn zu stören, und er wirkte deprimiert.

Leise: »Halt das mal fest, Brett.«

Noch leiser: »Gern, Daddy.«

Und wieder hörte sie das Geräusch von Hammerschlägen. Sie konnte sich vorstellen, daß Brett etwas gegen etwas halten mußte - vielleicht einen Meißel gegen ein festgefressenes Lager. Und ihr Mann, eine Fall Mall im Mundwinkel und die Ärmel aufgekrepelt, holte mit dem Vorschlaghammer aus. Und wenn er nun betrunken war . . . und ein wenig daneben traf . . .

In Gedanken hörte sie Bretts Aufschrei, als der Hammer seine Hand zu einem blutigen, splitternden Brei zerquetschte, und sie schüttelte sich vor Entsetzen.

Sie betrachtete das Ding in ihrer Hand und überlegte, welchen Gebrauch sie davon 'machen sollte. Sie wäre liebend gern nach Connecticut gefahren, um ihre Schwester Holly zu besuchen. Es war schon Jahre her, im Sommer 1974 - das wußte sie noch genau, denn von jenem angenehmen Wochenende abgesehen war es für sie ein schlechter Sommer gewesen. 1974 war das Jahr gewesen, in dem Bretts Schlafprobleme angefangen hatten - unruhiger Schlaf, schlechte Träume und immer häufiger Schlafwandeln. Es war auch das Jahr, in dem Joe anfang, übermäßig zu trinken. Mit Bretts unruhigen Nächten und seinem Schlafwandeln war es eines Tages vorbei gewesen. Mit Joes Trinken nicht.

Brett war damals vier Jahre alt gewesen. Jetzt war er zehn, und er erinnerte sich nicht einmal mehr an seine Tante Holly, die vor sechs Jahren geheiratet hatte. Sie hatte einen kleinen Junge, der nach ihrem Mann getauft war, und eine kleine Tochter. Charity hatte ihre Nichte und ihren Neffen noch nie gesehen. Sie kannte die Kinder nur von Fotos, die Holly manchmal geschickt hatte.

Sie mochte Joe nicht mehr fragen. Er duldete es nicht einmal, daß sie es überhaupt erwähnte, und wenn sie ihn wieder darauf ansprach, schlug er sie vielleicht. Es war fast sechzehn Monate her, daß sie ihn das letzte Mal gefragt hatte, ob sie nicht



vielleicht nach Connecticut in Urlaub fahren könnten. Joe reiste nicht gern. Ihm gefiel es am besten in Castle Rock. Einmal im Jahr fuhren er, der alte Trunkenbold Gary Pervier und ein paar Freunde nach Moosehead, um Rotwild zu jagen. Im letzten November hatte er Brett mitnehmen wollen, aber sie hatte es nicht zugelassen und sich durchgesetzt, wenn Joe auch geschimpft hatte und Brett sehr enttäuscht gewesen war. Sie würde ihn niemals wochenlang mit diesen Männern herumziehen lassen, um sich ihre dreckigen Witze anzuhören und zu erleben, wie Männer zu Tieren werden können, wenn sie über Tage und Wochen nur saufen. Außerdem führte jeder von ihnen ein geladenes Gewehr mit, wenn sie im Wald umherstreiften. Geladene Gewehre und geladene Männer, und früher oder später wurde immer jemand verletzt, und wenn sie hundertmal orangefarbene Hüte und Jacken trugen. Nein, nicht Brett. Nicht ihr Sohn.

Rhythmisch traf der Hammer den Stahl, Dann Stille. Sie atmete auf. Dann setzte das Geräusch wieder ein.

Früher oder später würde Brett sich den Männern anschließen, und dann war er für sie verloren. Er würde zu ihnen gehören, und sie war dann nur noch die Haussklavin, die alles in Ordnung hielt. Der Tag würde kommen, und sie wußte es, und es machte ihr jetzt schon Kummer. Aber sie konnte es wenigstens noch um ein Jahr hinausschieben.

Und in diesem Jahr? Würde sie ihn im November zu Hause halten können? Vielleicht nicht. Aber dann war es gut, wenn sie mit ihm vorher noch nach Connecticut fahren würde. Sie würde mit ihm hinfahren und ihm zeigen . . .

. . . zeigen . . .

Gib's doch endlich zu, wenigstens dir selbst gegenüber.

*(wie anständige Leute leben)*

Wenn Joe sie allein fahren lassen würde . . . aber es war sinnlos, auch nur daran zu denken. Joe konnte gehen, wohin er wollte, allein oder mit Freunden, aber sie konnte es nicht, nicht einmal mit Brett im Schlepptau. Das war eine der Grundregeln ihrer Ehe. Aber wieviel schöner würde es ohne ihn sein - ohne seinen Anblick, wenn er in Hollys Küche saß und Bier soff und Holly Jim dabei immer wieder unfreundlich ansah. Wenn er so

lange deutlich zu erkennen gab, daß er den • Abreisetermin herbeisehnte, bis Holly und Jim sich selbst auf ihre Abreise freuten . . .

Sie und Brett.

Nur sie beide.

Sie könnten mit dem Bus fahren.

Sie dachte: Im vorigen November wollte er Brett mit auf die Jagd nehmen.

Sie dachte: Ob ich einen Handel mit ihm abschließen kann?

Ihr lief es kalt über den Rücken. Sollte sie sich tatsächlich auf einen solchen Handel einlassen? Joe könnte ihn im Herbst nach Moosehead mitnehmen, wenn er sie beide dafür mit dem Bus nach Stratford fahren ließ -?

Geld war genug da - jetzt wenigstens - aber mit Geld allein war es nicht getan. Er würde das Geld nehmen, und sie war es los. Wenn sie ihre Karten nicht ganz geschickt ausspielte. Ganz . . . geschickt.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Das Hämmern draußen hörte auf. Sie sah Brett aus der Scheune kommen, und sie war sehr erleichtert. Wenn Brett je etwas zustoßen sollte, das ahnte sie, dann würde es in dieser dunklen Scheune passieren.

Als Steve seinen Laden erreicht hatte, befand er sich in einer Art wütender Ekstase. Seine Werkstatt lag in einem westlichen Randbezirk von Castle Rock an der Route 11. Er hatte sie von einem Farmer gemietet, der in Castle Rock und im benachbarten Bridgton Anwesen besaß. Dieser Farmer war ein ganz besonders großes Arschloch.

Der Bottich mit dem Lösungsmittel zum Entfernen von Farbe und Lack beherrschte den ganzen Raum. Es war ein riesiger Kessel aus Wellblech, in dem man gleich mehrere Missionare auf einmal hätte kochen können. Um ihn herum standen wie Satelliten um einen größeren Planeten seine einzelnen Werkstücke: Kommoden, Frisiertische, kleine Schränke, Bücherregale, Tische. In der Luft hing der schwere Geruch von Lack, Farbverdünner und Leinöl.

In einer alten TWA-Flugtasche hatte er saubere Wäsche; er

hatte sie nach dem Besuch bei dieser Edelnutte anziehen wollen. Wütend schleuderte er die Tasche von sich. Sie prallte von der hinteren Wand ab und landete auf einer Kommode. Er ging hinüber und fegte sie beiseite. Dann fing er sie mit dem Fuß auf und schoß sie gegen die Decke. Sie fiel herab und blieb auf der Seite liegen wie ein totes Murmeltier. Dann blieb er schweratmend stehen, inhalierte den schweren Geruch und sah zu den drei Stühlen hinüber, an denen er bis zum Wochenende das Flechtwerk erneuern wollte. Das hatte er einem Kunden versprochen. Er hatte die Daumen in den Gürtel gesteckt und die Finger zu Fäusten geballt. Mit seiner vorgeschobenen Unterlippe sah er aus wie ein schmollendes Kind.

»Verdammte *Scheißel*« sagte er und ging zur Tasche. Er wollte nach ihr treten, überlegte es sich anders und hob sie auf. Er ging durch die Werkstatt in das Dreizimmerhaus, das sich daran anschloß. Hier war es womöglich noch heißer. Verdammte Julihitze. Sie stieg einem zu Kopf. Die Küche stand voll von schmutzigem Geschirr. Fliegen summten um eine grüne Plastiktüte mit leeren Konservendosen. Im Wohnzimmer stand ein Schwarzweißfernsehgerät, das er im Sperrmüll gefunden hatte. Darauf lag sein großer, bunter, kastrierter Kater namens Bernie Carbo. Er schlief wie tot.

Seine Schreibarbeiten erledigte Steve im Schlafzimmer. Das zusammenklappbare Bett stand auf Rollen, und das Laken war steif von Sperma. Ganz gleich, ob er Frauen hatte (und das war in den letzten zwei Wochen kaum der Fall gewesen), er onanierte ständig. Er hielt Masturbation für ein Zeichen von Kreativität. Dem Bett gegenüber stand sein Schreibtisch. An beiden Seiten lagen Stapel von Manuskripten. Weitere Manuskripte hatte er in Pappkartons verstaut. Er schrieb viel und reiste viel in der Gegend umher, und sein Gepäck bestand hauptsächlich aus dem, was er geschrieben hatte - sehr viele Gedichte, einige Kurzgeschichten, ein surrealistisches Theaterstück, in dem die Charaktere insgesamt neun Worte sprachen, und ein Roman, den er unter den verschiedensten Blickwinkeln erfolglos bearbeitet hatte. Es war fünf Jahre her, daß er lange genug irgendwo gewohnt hatte, um seine Sachen auszupacken.

Im vergangenen Dezember hatte er eines Tages beim Rasie-

ren die ersten grauen Fäden in seinem Bart entdeckt. Diese Entdeckung hatte ihn in eine tiefe Depression gestürzt, von der er sich wochenlang nicht erholte. Seitdem hatte er keinen Rasierapparat mehr angefaßt, so als hätte der Akt des Rasierens das Grau zum Vorschein gebracht. Er war achtunddreißig. Er wollte es nicht wahrhaben, daß er schon so alt war, aber manchmal überfiel ihn diese Erkenntnis ganz gegen seinen Willen. So alt zu sein - kaum siebenhundert Tage von vierzig entfernt - erfüllte ihn mit Entsetzen. Er hatte ernsthaft geglaubt, daß vierzig nur für andere Leute galt.

*Dieses Miststück*, dachte er immer wieder. *Dieses Miststück*.

Er hatte Dutzende von Frauen sitzenlassen, seit er als Schüler von einer hübschen französischen Aushilfslehrerin verführt worden war, aber er selbst war nur zwei oder dreimal zum Teufel gejagt worden. Er hatte ein Talent, es vorher zu merken und zuerst auszusteigen. Es war eine Art Schutzmechanismus. Man mußte es tun, solange man die Weiber noch im Griff hatte, sonst wurde man angeschissen. Man sicherte sich ab. So ähnlich, wie man es vermied, an sein Alter zu denken. Er hatte zwar bemerkt, daß Donna ihm gegenüber zurückhaltender wurde, aber er hatte sie für eine Frau gehalten, die man psychologisch und sexuell manipulieren konnte, wenigstens eine Zeitlang. Die man zur Not durch Einschüchterung bei der Stange halten konnte. Daß es so nicht funktioniert hatte, kränkte ihn und machte ihn so wütend, als sei er ausgepeitscht worden.

Er warf Brieftasche und Kleingeld auf den Tisch, zog sich aus, ging ins Bad und duschte. Als er fertig war, fühlte er sich ein wenig besser. Er nahm seine Jeans und ein gemustertes Baumwollhemd aus der Tasche und zog sich an. Er steckte das Kleingeld wieder ein und betrachtete nachdenklich die Brieftasche. Einige Geschäftskarten waren herausgeglitten. Das taten sie immer/denn er hatte so viele davon.

Steve Kemps Brieftasche war prall gefüllt. Geschäftskarten gehörten zu den Dingen, die er immer gern nahm und einsteckte. Man konnte sie gut als Lesezeichen verwenden, und auf der leeren Rückseite konnte man Adressen oder Telefonnummern notieren. Wenn er etwa bei einem Klempner war

oder wenn ein Versicherungsvertreter ihn besuchte, nahm er manchmal zwei oder drei.

Als zwischen Donna und ihm noch alles in Ordnung war, hatte er eine Karte ihres Mannes auf dem Fernsehgerät liegen sehen. Donna duschte gerade. Er hatte die Karte eingesteckt. Ohne einen besonderen Grund.

Jetzt öffnete er die Brieftasche und blätterte die Karten durch, Karten von Versicherungsagenten in Virginia, Immobilienmaklern in Colorado und diversen anderen Geschäftsleuten. Er glaubte schon, daß er Trentons Karte verloren hatte, aber sie war nur zwischen einige Geldscheine gerutscht. Er fischte sie heraus und betrachtete sie. Eine weiße Karte mit blauem Aufdruck in modischer Kleinschreibung, ganz der erfolgreiche Geschäftsmann. Unaufdringlich, aber eindrucksvoll. Nichts Auffälliges.

roger breakstone    ad worx    Victor trenton  
1633 congress street  
telex: ADWORX portland, maine 04001 tel (207)799-8600

Steve riß einen Zettel von seinem Block und räumte den Tisch vor sich frei. Er schaute kurz zu seiner Schreibmaschine hinüber. Nein. Die Typen einer Schreibmaschine sind so individuell wie ein Fingerabdruck. Das hängende kleine »a« hat den Kerl an den Galgen gebracht, Inspektor. Die Jury blieb nur lange genug draußen, um eine Tasse Tee zu trinken.

Dies würde natürlich nie ein Fall für die Polizei werden, in keiner Weise, aber seine Vorsicht kam automatisch. Billiges Papier, das es in jedem Papierwarengeschäft gab, keine Schreibmaschine.

Er nahm einen Kugelschreiber aus dem Behälter auf seinem Schreibtisch und schrieb in großen Blockbuchstaben:

. HALLO, VIC.  
SIE HABEN EINE NETTE FRAU.  
ES HAT MIR WIRKLICH SPASS GEMACHT, SIE ZU BUMSEN.

Er überlegte und schlug sich mit dem Kugelschreiber gegen die Zähne. Er fühlte sich wieder ausgezeichnet. Er war wieder ganz

oben. Natürlich, sie war eine gutaussiehende Frau, und es war möglich, daß Trenton das, was er bisher geschrieben hatte, nicht ernstnehmen würde. Reden konnte man leicht, und einen Brief konnte man schon für den Gegenwert einer Tasse Kaffee abschicken. Da mußte es noch etwas geben ... es gab immer etwas. Was könnte es in diesem Fall sein?

Er lächelte plötzlich; wenn er so lächelte, strahlte sein ganzes Gesicht, und man konnte verstehen, daß er seit dem Abend mit der hübschen französischen Lehrerin nie Schwierigkeiten gehabt hatte, eine Frau zu erobern.

Er schrieb:

DAS MUTTERMAL ÜBER IHREN SCHAMHAAREN.  
ICH FINDE, ES SIEHT WIE EIN FRAGEZEICHEN AUS.  
HABEN S/£ IRGENDWELCHE FRAGEN?

Das reichte; eine Mahlzeit ist so gut wie ein Festgelage, hatte seine Mutter immer gesagt. Er fand einen Umschlag und schob den Zettel hinein. Er dachte eine Weile nach und tat dann auch die Geschäftskarte in den Brief. In Blockschrift adressierte er ihn an Vics Büro. Dann beschloß er, dem armen Kerl eine kleine Gnade zu erweisen. Er schrieb das Wort PERSÖNLICH unter die Adresse.

Er warf den Brief auf die Fensterbank und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Er war mit sich und der Welt wieder zufrieden. Heute abend würde er bestimmt schreiben können.

Ein Wagen mit fremden Kennzeichen bog in seine Auffahrt ein. Auf der Ladefläche stand ein großer Schrank. Den hatten die Leute wohl günstig auf einer Auktion gekauft. Herzlichen Glückwunsch.

Steva-schlenderte nach draußen. Er würde gern ihr Geld und ihren Schrank nehmen, aber er bezweifelte, daß er noch Zeit haben würde, ihn zu restaurieren. Wenn er den Brief erst abgeschickt hatte, wäre eine Luftveränderung vielleicht ganz gut. Natürlich nicht zu weit. Er mußte noch eine Weile in der Nähe bleiben, denn er war es sich schuldig, diesem hochmütigen Ding noch einen Besuch abzustatten . . . natürlich nur; wenn er ganz sicher sein konnte, daß ihr Mann nicht zu Hause

war. Steve hatte mit dem Kerl schon mal Tennis gespielt, und er war wirklich kein Paket Dynamit - hager, mit dicken Brillengläsern und einer Rückhand wie Spaghetti - aber man konnte nie wissen, wann so ein Ehemann aus der Rolle fiel und etwas Unsoziales tat. Viele dieser Ehemänner hatten Waffen im Haus. Er mußte also sorgfältig das Terrain sondieren, bevor er dort auftauchte. Er würde sich noch diesen einen Besuch genehmigen und dann endgültig seine Zelte abbrechen. Vielleicht würde er eine Zeitlang nach Ohio gehen. Oder nach Pennsylvania. Oder nach Taos in New Mexico. Aber wie ein Witzbold, der jemandem einen Knallkörper in die *Zigarre* gesteckt hat, wollte er bleiben (natürlich in angemessener Entfernung), bis das Ding hochging.

Der Fahrer des Lieferwagens und seine Frau sahen durch das Fenster, um ihn zu suchen. Steve trat ins Freie, die Hände in den Taschen seiner Jeans, und lächelte. Die Frau lächelte sofort zurück. »Hallo, kann ich etwas für Sie tun?« fragte er und nahm sich vor, den Brief abzuschicken, sobald er diese Leute los war.

Rot und rund und heiß versank die Sonne im Westen. Vic, das Hemd an den Ärmeln um die Hüfte gebunden, stand vor dem kleinen Wagen seiner Frau und sah in den Motorraum. Donna stand neben ihm, und in ihren weißen Shorts und der rotgemusterten ärmellosen Bluse wirkte sie frisch und jugendlich. Sie war barfuß. Tad hatte nur einen Badeanzug an und fuhr wie wild mit dem Dreirad in der Auffahrt hin und her.

»Trink deinen-Eistee, bevor er warm wird«, sagte sie zu Vic.

»Hmm.« Das Glas stand auf der Seitenleiste im Motorraum. Vic nahm einen Schluck, und ohne hinzusehen, stellte er das Glas ab. Es glitt weg - in die Hände seiner Frau.

»Heh«, sagte er. »Gut gefangen.«

Sie lächelte. »Ich weiß es einfach, wenn du an etwas anderes denkst. Schau her. Kein Tropfen verschüttet.«

Sie lächelten sich einen Augenblick an - ein guter Augenblick, dachte Vic. Vielleicht war es nur Einbildung oder Wunschdenken, aber diese guten Augenblicke schien es in letzter Zeit häufiger zu geben. Weniger scharfe Worte. Weniger

Oft dieses kalte Schweigen oder - und das war vielleicht schlimmer - diese Gleichgültigkeit. Er kannte den Grund nicht, aber er war froh.

»Provinzniveau«, sagte er. »In die Erste Mannschaft kommst du noch lange nicht.«

»Und was ist nun mit meinem Wagen los, Trainer?«

Er hatte den Luftfilter abgeschraubt und auf den Boden gestellt. Jetzt stocherte er mit dem Schraubenzieher am Vergaser herum.

»Es liegt am Vergaser. Ich glaube, das Nadelventil klemmt.«

»Ist das schlimm?«

»Nicht unbedingt«, sagte er, »aber wenn es sich überhaupt nicht mehr bewegt, kannst du nicht weiterfahren. Das Nadelventil steuert die Benzinzufuhr, und ohne Benzin kannst du nicht fahren. Das ist wie ein Naturgesetz, Baby.«

»Daddy, schiebst du mich beim Schaukeln?«

»Ja, sofort.«

»Gut, ich bin hinten!«

Tad fuhr um das Haus herum zu der Schaukel, die Vic im vergangenen Sommer selbst gebaut hatte, nicht ohne dabei reichlich Gin und Tonic zu schlucken. Er hatte nach Feierabend und an Wochenenden gearbeitet und dazu die Baseball-Reportagen im Transistorradio gehört. Tad hatte, das Kinn in die Hände gestützt, auf der Hintertreppe gesessen und zugehört. Es war ein guter Sommer gewesen, nicht so entsetzlich heiß wie dieser. Donna hatte sich endlich ein wenig eingelebt und begriffen, daß Maine und Castle Rock und Ad Worx für sie alle gar nicht schlecht waren.

Dann folgte eine böse Zeit, und das schlimmste war- die ewige Nörgelei und das Gefühl, daß die Dinge viel schlechter standen, als er fürchtete. Verschiedene Sachen im Haus standen plötzlich nicht mehr genau da, wo sie gestanden hatten, als ob eine fremde Hand sie bewegt hätte. Dann hatte er die verrückte Idee - war sie wirklich so verrückt? -, daß Donna zu oft das Bettzeug wechselte. Es war immer sauber, und eines Abends hatte er sich die alte Märchenfrage gestellt: *Wer hat in meinem Bett geschlafen?*, und er hatte sich dabei überhaupt nicht wohl gefühlt.



Inzwischen hatte sich die Lage anscheinend entspannt. Wenn diese verrückte Sache mit den Himbeerflakes nicht passiert wäre und er diese verdammte Reise nicht vor sich hätte, könnte auch dieser Sommer schön werden. Vielleicht wurde er es tatsächlich noch. Manchmal gewann man. Nicht jede Hoffnung war vergebens. Das glaubte er, aber dieser Glaube war noch nie ernsthaft geprüft worden.

»Tad!« schrie Donna, und Tad hielt sofort an. »Stell dein Dreirad in die Garage.«

»Nein, Mommy!«

»Bitte, Monsieur.«

»Mmsöh«, sagte Tad und lachte. »Du hast dein Auto auch nicht weggestellt, Mommy.«

»Daddy arbeitet noch daran.«

»Ja, aber...«

»Tu, was deine Mommy sagt, Tadder«, sagte Vic und hob den Luftfilter auf.

»Ich komme gleich nach hinten.«

Tad stieg wieder auf sein Dreirad und fuhr es in die Garage, wobei er heulte wie eine Polizeisirene.

»Warum willst du ihn wieder einbauen?« fragte Donna.

»Willst du den Vergaser nicht reparieren?«

»Das ist Präzisionsarbeit«, sagte Vic. »Dafür habe ich das Werkzeug nicht. Aber selbst wenn ich es hätte, ich würde wahrscheinlich alles nur schlimmer machen.«

»Verdammt«, sagte sie ärgerlich und trat gegen den Reifen. »So etwas passiert immer erst, wenn die Garantiezeit abgelaufen ist.« Der Wagen hatte eben über 20 000 Meilen auf dem Tacho, und sechs Monatsraten waren noch zu bezahlen.

»Auch das ist wie ein Naturgesetz«, sagte Vic. Er setzte den Luftfilter auf und drehte die Flügelschraube fest.

»Ich könnte nach South Paris fahren, während Tad auf dem Spielplatz ist. Ich müßte allerdings einen Leihwagen haben, denn du bist ja weg. Ob ich damit noch nach South Paris komme, Vic?«

»Das ist doch gar nicht nötig. Du kannst doch zu Joe Cambers Werkstatt fahren. Das sind nur sieben Meilen, und er arbeitet gut. Weißt du noch, als das Radlager am Jaguar kaputt war? Er

hat es mit einem Hebezeug aus Telefondrähten abgezogen und zehn Dollar verlangt. Wenn ich zu dieser Werkstatt in Portland gegangen wäre! Die hätten mich ausgenommen wie eine Weihnachtsgans.«

»Der Kerl hat mich nervös gemacht«, sagte Donna. »Ganz abgesehen davon, daß er besoffen war.«

»Wieso hat er dich nervös gemacht?«

»Seine Augen.«

\*

Vic lachte. »Honey, bei dir gibt es ja auch einiges zu sehen.«

»Danke«, sagte sie. »Einer Frau macht es nicht unbedingt etwas aus, wenn man sie *ansieht*. Aber dieses in Gedanken Ausgezogenwerden macht einen nervös.« Seltsam, daß sie plötzlich schweigt, dachte er und schaute in den blutroten westlichen Himmel. Dann sah sie ihn wieder an. »Einige Männer geben einem das Gefühl, daß in ihrem Kopf ständig ein Film mit dem Titel *Der Raub der Sabinerinnen* abläuft, in dem man selbst die Hauptrolle spielt.«

Er hatte dieses komische und unangenehme Gefühl, daß sie schon wieder über verschiedene Dinge gleichzeitig sprach. 'Aber heute abend wollte er sich damit nicht befassen. Schließlich kroch er gerade aus der angesammelten Scheiße eines ganzen Monats hervor.

»Baby, er ist wahrscheinlich völlig harmlos. Er hat eine Frau, einen Sohn . . .«

»Du hast wahrscheinlich recht.« Aber sie verschränkte die Arme vor der Brust und griff sich mit den Händen an die Ellbogen. Bei ihr ein typisches Zeichen für Nervosität.

»Hör zu«, sagte er. »Ich fahre deinen Wagen am Samstag hin und lasse ihn dort, wenn es nötig ist, okay? Wahrscheinlich macht er es sofort. Ich werde ein paar Bier mit ihm trinken und seine« Hund streicheln. Erinnerst du dich noch an den Bernhardiner?«

Donna mußte lachen. »Ich weiß sogar noch seinen Namen. Er hätte Tad fast umgestoßen, als er ihm das Gesicht leckte. Weißt du noch?«

Vic nickte. »Und dann lief Tad den ganzen Nachmittag hinter ihm her und rief: >Cuuujo . . . hiier, Cuuujo<.«

Jetzt lachten sie beide.

»Ich komme mir so blöd vor«, sagte Donna. »Wenn ich nur mit der Standardgangschaltung umgehen könnte, würde ich deinen Jaguar fahren, während du weg bist.«

»Sei froh. Der Jaguar hat Launen. Man muß ihm gut zureden.« Er schlug die Motorhaube zu.

»Ooooh, du TROTTEL!« stöhnte sie. »Dein Teeglas steht noch drin.«

Und er sah so komisch überrascht aus, daß sie laut loslachte. Gleich darauf lachte er mit. Es wurde so schlimm, daß sie sich wie zwei Betrunkene aneinander festhalten mußten. Mit runden Augen kam Tad hinter dem Haus hervorgelaufen, um zu sehen, was los war. Als er merkte, daß sie trotz ihres seltsamen Verhaltens noch einigermaßen normal waren, lachte er auch. Etwa um diese Zeit steckte Steve Kemp weniger als zwei Meilen entfernt seinen Brief ein.

Später, als es schon dämmerte, die Hitze ein wenig nachließ und die ersten Glühwürmchen über den Hof schwirrten, setzte Vic die Schaukel in Bewegung, auf der sein Sohn saß.

»Höher, Daddy! Höher!«

»Noch höher, und du machst einen Looping, Junge.«

»Dann schieb doch, Daddy! Schieb doch!«

Vic gab Tad einen gewaltigen Schubs, und die Schaukel stieg in den Himmel, an dem schon die ersten Sterne erschienen. Tad kreischte vor Freude. Er warf den Kopf zurück, und seine Haare flogen.

»Das war *gut*, Daddy! Noch mal!« •

Wieder schob Vic seinen Sohn an, diesmal von vorn, und Tad stieg hoch in die warme Nachtluft. Tante Ewie Chalmers wohnte in der Nähe, und Tads Schreie waren die letzten Laute, die sie hörte, als sie starb: ihr Herz versagte; eine seiner dünnen Wände war plötzlich (und fast schmerzlos) gerissen, als sie an ihrem Küchentisch saß, eine Hand an der Tasse Kaffee, in der anderen eine Zigarette; sie lehnte sich zurück, ihr wurde schwarz vor Augen, und irgendwo hörte sie ein Kind schreien, und einen Augenblick dachte sie, es seien Freudenschreie, aber als sie das Bewußtsein verlor, als hätte eine harte, aber nicht

unfreundliche Hand sie von hinten angestoßen, schienen sie wie Schreie der Angst und der Qual; dann war sie tot, und so würde ihre Nichte Abby sie am nächsten Tag finden, und ihr Kaffee würde so kalt sein wie sie, und die Zigarette würde als feiner, dünner Aschenstab auf dem Tisch liegen; ihr Unterkiefer würde herabgesunken sein und ihr faltiger Mund wie ein Schlitz voller Zähne aussehen.

Kurz bevor Tad ins Bett mußte, saßen Vic und er auf der Veranda hinter dem Haus. Vic trank Bier, Tad ein Glas Milch.

»Daddy?«

»Was ist denn?«

»Ich will nicht, daß du nächste Woche wegfährst.«

»Ich komm doch bald wieder zurück.«

»Ja, aber . . .«

Tad schlug die Augen nieder und kämpfte mit den Tränen. Vic legte ihm die Hand auf den Nacken.

»Aber was?«

»Wer sagt dann die Worte, damit das Ungeheuer nicht aus dem Schrank kommt? Mommy kennt sie nicht. Nur du kennst sie!«

Jetzt liefen Tad die Tränen über die Wangen.

»Ach deshalb«, sagte Vic.

Die Worte an die Ungeheuer (ursprünglich hatte Vic sie den Ungeheuerkatechismus genannt, aber mit diesem Wort hatte Tad Schwierigkeiten) waren gegen Ende des Frühjahrs entstanden, als es mit Tads schlaflosen Nächten und seinen Angstträumen anfang. Er behauptete immer, es sei etwas in seinem Schrank; nachts ging manchmal die Schranktür auf, und er sah dann etwas mit gelben Augen, das ihn auffressen wollte. Donna glaubte, das seien Nachwirkungen irgendwelcher Gruselgeschichten, die er vielleicht gehört hatte. Vic hatte Roger gegenüber (Donna hatte er davon nichts gesagt) geäußert, Tad habe vielleicht von der Mordserie in Castle Rock gehört und sei nun überzeugt, daß der Mörder noch lebe und sich in seinem Schrank versteckt hielt. Roger hielt das für möglich; bei Kindern sei *alles* möglich.

Und einige Wochen später glaubte selbst Donna ein wenig an den Spuk; sie erzählte Vic eines Morgens unter nervösem

Lachen, daß die Sachen in Tads Schrank manchmal plötzlich anders lagen. Vic hatte gemeint, das müsse Tad wohl getan haben. Du verstehst einfach nicht, sagte Donna. Er geht nicht mehr an den Schrank, Vic . . . niemals. Er hat Angst davor. Und sie hatte behauptet, selbst einen schlechten Geruch im Schrank festgestellt zu haben, nachdem Tad seine Alpträume erlebt hatte. Als ob ein Tier dort eingesperrt gewesen wäre. Vic hatte den Schrank inspiziert und darin geschnüffelt. Vielleicht war Tad im Schlaf aufgestanden und in den Schrank gegangen und hatte dort als Folge irgendeines Traumablaufs uriniert. Aber Vic hatte nur Mottenkugeln gerochen. Der Schrank hatte etwa die Größe eines Schlafwagenabteils, aber ein Ungeheuer gab es dort nicht.

Donna hatte vorgeschlagen, dafür zu sorgen, daß Tad vor dem Einschlafen »gute Gedanken« hatte und daß er betete, um seine nächtlichen Ängste zu bekämpfen. Tad hatte geantwortet, das Ungeheuer raube ihm seine guten Gedanken, und Beten habe keinen Zweck, weil Gott nicht an Ungeheuer glaube. Sie hatte allmählich die Geduld verloren, teils wahrscheinlich deshalb, weil der Spuk in Tads Schrank sie selbst in seinen Bann gezogen hatte. Einmal, als sie Tads Hemden hineinhängte, hatte sich die Tür lautlos hinter ihr geschlossen, und sie hatte vierzig entsetzliche Sekunden gebraucht, die Tür zu finden. Und diesmal hatte sie etwas gerochen, etwas Heißes und Bösesartiges und Stickiges. Der Geruch erinnerte sie ein wenig an Steve Kemps Schweiß, wenn sie sich geliebt hatten. Aber da es keine Ungeheuer *gab*, konnte man Tad nur den guten Rat geben, ganz einfach seinen Teddy in den Arm zu nehmen und zu schlafen.

Vic sah die Dinge anders. Vielleicht erinnerte er sich auch besser daran, daß eine geöffnete Schranktür im Dunkel der Nacht tatsächlich wie der Rachen eines Ungeheuers aussehen konnte, daß hängende Kleider wie hängende Menschen wirken konnten. Er erinnerte sich vage, welche unheimlichen Schatten die Straßenlaternen in den endlosen Stunden nach Mitternacht an die Wand werfen konnten, und er kannte die knarrenden Geräusche, die vielleicht das Haus verursachte, die vielleicht aber auch bedeuteten, daß sich etwas leise heranschlich.

Seine Lösung war der Ungeheuerkatechismus gewesen, oder, für einen in der Semantik noch unbedarften Vierjährigen, ganz einfach die Worte an die Ungeheuer. In jedem Fall waren sie nicht mehr (und nicht weniger) als eine primitive Beschwörung, um das Übel fernzuhalten, Vic hatte sie sich eines Tages während der Mittagspause ausgedacht, und zu Donnas Erleichterung und auch zu ihrem Kummer funktionierte die Sache, während ihre Bemühungen, wie die Anwendung psychologischer Tricks, sowie alles, was sie in der Elternschule gelernt hatte, und schließlich nackte Disziplinierungsversuche keinen Erfolg gebracht hatten. Wie einen Segen sprach Vic die Worte jeden Abend an Tads Bett, wenn Tad an den drückend heißen Abenden nackt unter seiner Decke lag.

»Glaubst du, daß es ihm auf lange Sicht hilft?« fragte Donna. Ihre Stimme klang belustigt und irritiert zugleich. Das war Mitte Mai gewesen, als es zwischen ihnen beiden erhebliche Spannungen gab.

»Werbeleute arbeiten nicht auf lange Sicht«, hatte Vic geantwortet. »Sie sind an schnellen Ergebnissen interessiert. Und ich bin in meinem Beruf ziemlich gut.«

Und jetzt saß Tad neben ihm. »Dann sagt keiner die Worte an die Ungeheuer«, klagte er und wischte sich verlegen die Tränen aus dem Gesicht.

»Paß auf«, sagte Vic. »Ich habe sie aufgeschrieben. Deshalb weiß ich sie auch jeden Abend. Ich schreibe sie auf ein Stück Pappe und hefte es an die Wand. Und wenn ich weg bin, kann Mommy sie dir jeden Abend vorlesen.«

»O, ja, tust du das?«

»Klar. Das sagte ich doch.«

»Vergißt du es auch nicht?«

»Natürlich nicht, mein Junge. Ich tu's gleich heute abend.«

Tad schlang die Arme um seinen Vater, und Vic drückte ihn ganz fest an sich.

Spät abends, als Tad schon lange schlief, ging Vic leise in das Zimmer des Jungen und heftete mit einer Reißzwecke ein Stück Pappe an die Wand. Es hing direkt neben Tads Kalender, so

daß der Junge es sehen mußte. Groß und deutlich hatte er in Blockschrift daraufgeschrieben:

## *Die Worte an die Ungeheuer*

*Für Tad -*

*Ungeheuer, kommt nicht in dieses Zimmer!  
Ihr habt hier nichts zu suchen.  
Keine Ungeheuer unter Tads Bett!  
Dort paßt ihr nicht hin.  
Keine Ungeheuer, die sich in Tads Schrank verstecken!  
Dort ist es zu eng.  
Keine Ungeheuer vor Tads Fenster!  
Dort könnt ihr euch nicht festhalten.  
Keine Vampire; keine Werwölfe, nichts, was beißt.  
Ihr habt hier nichts zu suchen.  
Die ganze Nacht wird niemand Tad anfassen oder ihm etwas  
tun.  
Ihr habt hier nichts zu suchen.*

Lange betrachtete Vic den Text und nahm sich vor, Donna, bevor er wegfuhr, mindestens noch zweimal zu bitten, ihn dem Kind jeden Abend vorzulesen. Ihr eindringlich nahezu legen, wie wichtig die Worte an die Ungeheuer für Tad waren.

Als er hinausging, sah er, daß die Schranktür sich einen Spalt geöffnet hatte. Er schloß sie ganz fest und verließ das Zimmer seines Sohnes.

Spät in der Nacht ging die Tür wieder auf. Sporadisches Wetterleuchten warf verrückte Schatten in den Schrank.

Aber Tad schlief.

Am nächsten Morgen um viertel nach sieben ließ Steve Kemp seinen Lieferwagen auf die Route 11 rollen und fuhr zur Route 302. Dort wollte er links abbiegen und in südöstlicher Richtung

über die Staatsgrenze nach Portland fahren. In Portland wollte er eine Weile bei der YMKA übernachten.

Auf dem Armaturenbrett des Wagens lag ein Stapel adressierter Briefe - diesmal hatte er die Adressen nicht in Blockschrift sondern mit der Schreibmaschine geschrieben, die er zusammen mit seinen anderen Sachen hinten im Laderaum stehen hatte. Das Packen hatte nur anderthalb Stunden gedauert. Er hatte auch Kater Bernie Carbo mitgenommen, der hinten in seiner Kiste schlief. Er und Bernie reisten mit leichtem Gepäck.

Er hatte die Umschläge wie ein Profi adressiert. Was immer ihm sechzehn Jahre Schriftstellerei eingebracht hatten, Maschineschreiben hatte er wenigstens gelernt. Er hielt an dem Briefkasten, in den er am Vorabend den Brief an Vic gesteckt hatte, und warf den Stapel Briefe hinein. Es hätte ihm nichts ausgemacht, den Laden und das Haus zu verlassen, ohne die fällige Miete zu bezahlen, wenn er den Staat endgültig hätte verlassen wollen, aber da er nur nach Portland fuhr, war es klüger, alles streng legal abzuwickeln. Diesmal konnte er sich das auch erlauben, denn im Handschuhfach lagen mehr als sechshundert Dollar.

Außer dem Scheck für die Miete, die er schuldete, schickte er mehreren Leuten die Anzahlungen zurück, die sie für größere Arbeiten/geleistet hatten. Jedem Scheck hatte er ein höfliches Schreiben beigelegt, in dem er sich entschuldigte, Ungelegenheiten bereitet zu haben, aber seine Mutter sei plötzlich ernsthaft krank geworden (jeder echte Amerikaner fiel auf eine Mommy-Geschichte rein). Diejenigen, von denen er Aufträge entgegengenommen hatte, möchten doch bitte ihre Möbelstücke wieder abholen - sie fänden den Schlüssel rechts über der Tür und möchten ihn bitte anschließend wieder hinlegen. Herzlichen Dank und bla-bla. Natürlich würden die Leute nicht entzückt sein, aber richtigen Ärger würde er nicht bekommen.

Steve hatte die Briefe in den Kasten geworfen und genoß das beruhigende Gefühl, sich abgesichert zu haben. Er fuhr in Richtung Portland «und sang mit, als »Sugaree« von den Grateful Dead aus dem Lautsprecher dröhnte. Er beschleunigte auf fünfundfünfzig Meilen und hoffte auf wenig Verkehr, damit er Portland früh genug erreichte, um noch einen Tennisplatz



mieten zu können. Alles in allem war es ein guter Tag. Heute mußte Mr. Businessman seine kleine Briefbombe erhalten. Wie hübsch, dachte Steve und fing an zu lachen.

Um halb acht, als Steve Kemp an Tennis dachte und Vic Trenton sich vornahm, wegen des Wagens seiner Frau Joe Camber anzurufen, bereitete Charity Camber das Frühstück für ihren Sohn. Joe war vor einer halben Stunde nach Lewiston gefahren, wo er auf einem Schrottplatz oder bei einem Gebrauchtteilehändler eine Windschutzscheibe für einen Camaro Modell 72 auf zu treiben hoffte. Das paßte genau in den Plan, den Charity sich sorgfältig zurechtgelegt hatte.

Sie stellte Brett den Teller mit Rührei und Speck vor die Nase und setzte sich neben den Jungen. Brett schaute überrascht von dem Buch auf, das er gerade las. Nachdem sie sein Frühstück gemacht hatte, erledigte seine Mutter gewöhnlich ihre Hausarbeit. Wenn man zuviel redete, bevor sie Zeit fand, ihre zweite Tasse Kaffee zu trinken, konnte sie recht ungemütlich werden.

»Kann ich dich einen Augenblick sprechen, Brett?«

Seine Überraschung verwandelte sich in Erstaunen. Als er sie ansah, entdeckte er etwas, das ihrer sonst so ruhigen Art überhaupt nicht entsprach. Sie war nervös. Er klappte sein Buch zu und sagte: »Natürlich, Mom.«

»Möchtest du . . .« Sie räusperte sich und fing von vorn an. »Möchtest du nach Stratford, Connecticut, fahren und Tante Holly und Onkel Jim besuchen? Und deinen Vetter und deine Cousine?«

Brett grinste. Er war erst zweimal in seinem Leben über die Grenzen von Maine hinausgekommen. Das letzte Mal war er mit seinem Vater nach Portsmouth, New Hampshire, gefahren, wo Joe einen 58er Ford mit einem >halben Motor< abgeholt hatte. »Klar«, sagte er. »Wann?«

»Ich hatte an Montag gedacht«, sagte sie. »Nach dem Unabhängigkeitstag. Wir würden ungefähr eine Woche fortbleiben. Kannst du das einrichten?«

»Ich glaube, ja! Allerdings hat Daddy sich für die nächste Woche viel Arbeit vorgenommen. Er muß . . .«

»Mit deinem Vater habe ich darüber noch nicht gesprochen.«

Brett lachte nicht mehr. Er nahm ein Stück Speck auf die Gabel und fing an zu essen. Draußen tappte Cujo die Treppe zur Veranda hoch und ließ sich grunzend im Schatten auf die Bretter fallen. Mit müden, rotgeränderten Augen sah er DEN JUNGEN und DIE FRAU an. Er fühlte sich jetzt sehr schlecht, sehr, sehr schlecht.

»Verdammt, Mom, ich weiß nicht • . .«

»Sag nicht immer verdammt. Man darf nicht fluchen.«

»Entschuldigung.«

»*Möchtest* du denn gern mitfahren? Wenn dein Vater es erlaubt?«

»Ja, bestimmt! Glaubst du wirklich, daß wir fahren dürfen?«

»Vielleicht.« Sie sah nachdenklich durch das Fenster über der Spüle.

»Wie weit ist es bis Stratford, Mom?«

»Ich denke, ungefähr dreihundertfünfzig Meilen.«

»Verdammt - ich meine, das ist aber weit.«

»Brett.«

Er sah sie aufmerksam an. Wieder lag diese eigenartige Spannung in ihrer Stimme und in ihrem Gesicht. Diese Nervosität.

»Was, Mom?«

»Fällt dir irgend etwas ein, das dein Vater draußen in der Werkstatt braucht? Etwas, nach dem er sich schon umsieht?«

Begreifen blitzte in Bretts Augen auf. »Verstellbare Schlüssel kann er immer brauchen . . . und er hätte gern einen neuen Satz Steckschlüssel . . . und einen neuen Schweißhelm, weil bei dem alten die Frontscheibe einen Sprung hat. . .«

»Nein, ich meine etwas Größeres. Etwas Teures.«

Brett überlegte einen Augenblick. Dann hellte sich sein Gesicht auf. »Ja, ich glaube, was er wirklich braucht, ist ein Deckenkran. Einer von Jörgen. Er muß den Motor aus Richie Simms' International rausreißen, und das geht dann glatt wie Seh- nun, eben glatt.« Er wurde rot und sprach schnell weiter. »Aber den könntest du ihm nicht kaufen, Mom. Der ist wirklich teuer.«

»Wie teuer?«

»Im Katalog steht tausendsiebenhundert Dollar. Aber von Mr. Belasco bei Portland Machine könnte er ihn wahrscheinlich zum Großhandelspreis kriegen. Daddy sagt, Mr. Belasco hat Angst vor ihm.«

»Findest du das etwa gut?« fragte sie scharf.

Brett lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Ihre Heftigkeit erschreckte ihn ein wenig. Er konnte sich nicht erinnern, daß seine Mutter sich je so verhalten hatte wie heute. Selbst Cujo draußen auf der Veranda spitzte die Ohren.

»Nun? Ich habe dich etwas gefragt.«

»Nein, Mom«, sagte er, aber Charity erkannte mit leiser Verzweiflung, daß er log. Wenn man jemanden dazu bringen konnte, einem aus Angst etwas zum Großhandelspreis zu verkaufen, war man ein ganzer Kerl. Sie hatte die Bewunderung in Bretts Stimme gehört, auch wenn es dem Jungen nicht aufgefallen war. *Er will genau wie Joe werden. Er findet seinen Daddy großartig, wenn er andere in Angst versetzt. Oh, mein Gott.*

»Anderen Leuten angst zu machen, ist keine Heldentat«, sagte Charity. »Dazu braucht man nur ein großes Maul und einen schlechten Charakter. Das ist wirklich nichts Besonderes.« Sie sprach jetzt leiser und machte eine ungeduldige Handbewegung. »Nun iß dein Rührei. Ich werde, auch nicht mehr schreiben. Es liegt wohl an der Hitze.«

Er aß und musterte sie dabei immer wieder vorsichtig. Heute morgen waren hier versteckte Minen ausgelegt.

»Was meinst du, wie hoch ist der Großhandelspreis? Tausenddreihundert? Tausend?«

»Ich weiß es nicht, Mamma.«

»Würde dieser Belasco das Ding anliefern? Es wäre ja schließlich ein großer Auftrag.«

»Das würde er bestimmt. Wenn wir soviel Geld hätten.«

Ihre Hand fuhr in die Kitteltasche. Das Los war noch da. Die beiden Zahlen auf ihrem Los; die grüne 76 und die rote 434, waren vor zwei Wochen von der staatlichen Lotteriekommision gezogen worden. Sie hatte es ein dutzendmal überprüft und konnte es immer noch kaum glauben. In jener Woche hatte sie, wie jede Woche, fünfzig Cents investiert, und diesmal hatte sie fünftausend Dollar gewonnen. Sie hatte das Los noch nicht

eingereicht, aber seit sie es wußte, hatte sie es nicht mehr aus den Augen gelassen.

»Wir haben soviel Geld«, sagte sie, und Brett machte große Augen.

Um viertel nach zehn verschwand Vic aus seinem Büro bei Ad Worx und ging zu Bentleys hinüber, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Ihm graute vor dem widerlichen Gesöff, das die dumme Ziege ihnen im Büro aufbrühte. Er hatte sich den ganzen Vormittag mit Werbung für die Decoster-Eierfarm beschäftigt, aber die Arbeit war ihm nicht gut von der Hand gegangen. Seit seiner Kindheit haßte er Eier, die er auf Geheiß seiner Mutter an vier Tagen in der Woche essen mußte. EIER REDEN VON LIEBE . . . NAHTLOS war das Beste, was ihm bisher eingefallen war. Nicht sehr gut. Bei >nahtlos< fiel ihm ein Trickphoto ein, das ein Ei mit einem Reißverschluß zeigte. Das Bild war nicht schlecht, aber wie kam man weiter? Er hatte keine Ahnung. Ich müßte Tadder fragen, dachte er, als die Serviererin ihm seinen Kaffee und ein Stück Gebäck brachte. Tad mochte Eier.

Es war natürlich nicht die Eierwerbung, die ihm Sorgen machte. Es war der Gedanke, daß er zwölf Tage fort sein würde. Gut, es mußte sein. Davon hatte Roger ihn überzeugt. Sie mußten die Reise machen, um zu retten, was noch zu retten war.

Der gute alte schwatzhafte Roger. Vic liebte ihn fast wie einen Bruder. Roger wäre gern mit ihm zu Bentleys gegangen, um Kaffee zu trinken und ihm die Ohren vollzuplären. Aber dieses eine Mal wollte Vic allein sein. Er mußte nachdenken. Ab Montag würden die beiden fast zwei Wochen ständig Zusammensein, um die leidige Sache durchzustehen, und das reichte. Selbst für gute Freunde.

Er mußte wieder an das Fiasko mit den roten Himbeerflakes denken. Das war nicht schlimm. Im Gegenteil. Wenn man ganz zwanglos über eine verfahrenere Situation nachdachte, gelangte man manchmal zu einer völlig anderen Betrachtungsweise, zu ganz neuen Einsichten. Ihm ging es jedenfalls so.

Die ganze Sache war schlimm genug, und die Flakes waren vom Markt genommen worden. Schlimm genug, aber so entsetzlich nun auch wieder nicht. Es war nicht wie bei dieser Sache mit den Pilzkonserven; niemand war krank geworden oder gestorben, und selbst die Kunden sahen ein, daß einer Firma schon einmal ein Mißgeschick unterlaufen konnte. Man brauchte nur an die Trinkgläser von McDonald zu denken, die vor ungefähr drei Jahren als Werbegeschenk verteilt wurden und bei deren Farbaufschrift man einen unzulässig hohen Bleigehalt feststellte. Die Gläser wurden rasch wieder eingezogen und in die Werbehölle verbannt, in der sich Kreaturen wie Speedy Alka-Seltzer, Mr. Clean und Vics persönlicher Favorit Big Dick Chewing Gum schon befanden.

Die Gläser hatten der McDonald's Corporation zwar geschadet, aber niemand hatte Ronald McDonald vorgeworfen, er hätte seine jugendliche Gemeinde vergiften wollen. Und auch dein Cornflake-Professor von Sharp hatte niemand einen Vorwurf gemacht. Aber Komiker wie Bob Hope hatten ihn aufs Korn genommen. Und in der Eröffnungssendung der *Tonight Show* hatte Johnny Carson einen ganzen Monolog - schön doppelsinnig verpackt - über die Affäre mit den roten Himbeerflakes gebracht.

Überflüssig zu erwähnen, daß die Spots mit dem Cornflake-Professor sofort vom Bildschirm verschwanden. Überflüssig zu erwähnen auch, daß der Charakterdarsteller, der den Professor spielte, höchst ungehalten darüber war, daß sich die Dinge so gegen ihn gekehrt hatten.

*Ich könnte mir eine schlimmere Situation vorstellen*, hatte Roger gesagt, als die ersten Wogen sich geglättet hatten und nicht mehr dreimal täglich Ferngespräche zwischen Portland und Cleveland stattfanden.

Und Vic hatte ihm zugestimmt.

»Noch Kaffee, Sir?«

Vic schaute auf. Er wollte nein sagen, nickte dann aber. »Eine halbe Tasse, bitte«, sagte er.

Sie schenkte ein und ging. Vic rührte um, trank aber nicht.

Die Leute machten sich nur kurze Zeit Sorgen um die Gesundheit ihrer Kinder, denn im Fernsehen und in vielen

Zeitungen meldeten sich Ärzte zu Wort, die alle auf die absolute Harmlosigkeit des Färbemittels hinwiesen. Es war schon einmal Ähnliches passiert: Bei den Stewardessen einer Fluglinie zeigten sich plötzlich seltsame rötliche Hautverfärbungen. Die Sache stellte sich dann als völlig harmlos heraus. Die Hautverfärbungen stammten vom Abrieb der orangefarbenen Schwimmwesten, die sie den Passagieren vor dem Start demonstriert hatten. Jahre zuvor hatte das Färbemittel einer bestimmten Sorte Frankfurter Würstchen ähnliche Wirkungen wie das der Himbeerflakes gehabt.

Die Anwälte des alten Sharp hatten gegen den Hersteller des Mittels eine Schadenersatzklage auf mehrere Millionen Dollar angestrengt, ein Fall, der sich wahrscheinlich über Jahre hinziehen und mit einem außergerichtlichen Vergleich enden würde. Wie dem auch sei; der Prozeß überzeugte die Öffentlichkeit davon, daß der Fehler - der völlig harmlos und nur ganz kurzfristig aufgetretene - nicht bei der Sharp Company gelegen hatte.

Dennoch hatten die Sharp-Aktien an der Börse einen Kurssturz erlitten. Seitdem war der Verlust zur Hälfte wieder aufgeholt. Der Verkauf der Getreideprodukte war plötzlich zurückgegangen, aber auch hier war das Terrain schon fast wiedergewonnen, das verlorenging, als die Himbeerflakes ihr heimtückisches rotes Gesicht gezeigt hatten. Einige Produkte verkauften sich sogar besser als vorher.

Also war hier tatsächlich nichts verkehrt?

Es war verkehrt. Ganz verkehrt.

Der Cornflakes-Professor von Sharp war verkehrt. Der arme Kerl würde nie ein Comeback erleben. Nach der Angst kam das Gelächter, und der Professor mit seiner nüchternen Miene und seinem Klassenzimmer war buchstäblich totgelacht worden.

George Carlin in seiner Nachtklubsendung: »Ja, es ist eine verrückte Welt. Eine verrückte Welt.« Er beugt sich über das Mikrophon, überlegt und hebt dann den Kopf. »Reagans Leute verzapfen ihren Mist im Fernsehen, stimmt's? Die Russen überholen uns im Wettrüsten. Die Russen bauen Tausende von Raketen, stimmt's? Jetzt hat Jimmy Carter *seinen* Auftritt im Fernsehen und sagt: >liebe amerikanische Mitbürger, der Tag,

an dem die Russen das Wettrüsten gegen uns gewinnen, wird der Tag sein, da die Jugend Amerikas rot schießt<.<«

Großes Gelächter im Publikum

»Ronny ruft also Jimmy an und sagt: >Mr. President, was hat Amy zum Frühstück gegessen?<«

Gewaltiges Gelächter der Zuhörer. Carlin wartet ein paar Sekunden. Und jetzt kommt der Satz, die leise vorgetragene Anspielung: »Nein . . . hier ist nichts verkehrt.«

Das Publikum brüllt vor Begeisterung. Wilder Applaus. Carlin schüttelt traurig den Kopf. »Rote Scheiße, Mann. Waw! Damit hat man ganz schön zu tun.«

Das war das Problem. George Carlin war das Problem. Bob Hope war das Problem. Johnny Carson war das Problem. Steve Martin war das Problem. Die Witze in jedem Friseurladen Amerikas waren das Problem.

Und dann muß man bedenken: Die Sharp-Aktien waren um neun Punkte gefallen und nur um viereinviertel Punkte wieder gestiegen. Die Aktionäre würden Köpfe fordern. Wir wollen sehen . . . wessen Kopf soll es sein? Wer hatte denn die schlaue Idee mit dem Cornflake-Professor gehabt? Boten die Kerle sich nicht geradezu an? Ohne Rücksicht darauf, daß der Professor schon vier Jahre vor dem Debakel mit den Himbeerflakes eingesetzt worden war. Ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß die Aktien, als der Professor (mitsamt dem Scharfschützen und George und Grade) die Szene betrat, um dreieinhalb Punkte schlechter standen als heute.

Das spielte alles keine Rolle. Wohl aber dies: Allein die *Tatsache*, daß Ad Worx den Sharp-Etat verloren hatte - allein das würde die Aktien wahrscheinlich um weitere anderthalb Punkte steigen lassen. Und wenn dann eine neue Werbekampagne anlief, würde das für die Aktionäre ein Zeichen sein, daß die Gesellschaft ihre Schwierigkeiten überwunden hatte, und die Aktien würden vielleicht um einen weiteren Punkt steigen.

Natürlich, dacht Vic und rührte den Süßstoff in seinem Kaffee um, war das nur Theorie. Und selbst wenn diese Theorie sich als richtig erweisen sollte, würde ein kurzfristiger Gewinn leicht zunichte gemacht durch eine in aller Eile zusammengestopelte Werbekampagne von Leuten, die weder die Sharp

Company noch den Markt für Getreideprodukte auch nur annähernd so gut kannten wie Vic und Roger. Davon war er überzeugt.

Und plötzlich war der Einfall da. Er kam ganz unerwartet. Vic stellte die Tasse wieder hin, die er gerade zum Mund führen wollte, und riß die Augen auf. In Gedanken sah er zwei Männer - es waren vielleicht er und Roger, oder der alte Sharp und sein alternder Sohn -, die ein Grab zuschaukelten. Die Spaten flogen nur so. Unruhig flackerte eine Laterne in der stürmischen Nacht. Es regnete. Die beiden Totengräber sahen sich immer wieder verstohlen um. Es war ein nächtliches Begräbnis, eine geheime Handlung im Schutze der Dunkelheit. Sie begruben den Cornflake-Professor heimlich, *und das war verkehrt.*

»Verkehrt«, sagte er laut.

Es war bestimmt verkehrt. Denn wenn sie ihn in finsterner Nacht heimlich begruben, konnte er nicht mehr sagen, was er sagen mußte: daß er die Angelegenheit bedaure.

Er nahm den Filzstift aus der Innentasche seines Jacketts und legte eine Serviette vor sich hin. Er schrieb:

*Der Cornflake-Professor muß sich entschuldigen.*

Er schaute auf das Geschriebene. Auf der Serviette liefen die Buchstaben auseinander. Dem ersten Satz fügte er hinzu:

*Ein anständiges Begräbnis.*

Und darunter:

*Ein Begräbnis bei TAGESLICHT.*

Das ergab noch keinen rechten Sinn. Es war eher eine Metapher. Aber in Form von Metaphern kamen ihm seine besten Einfälle. Er hatte jetzt etwas in der Hand. Das stand fest.

Cujo lag im Halbdunkel der Werkstatt auf dem Fußboden. Es war heiß, aber draußen war es noch schlimmer . . . und die Sonne schien zu grell. Das war vorher nie so gewesen. Er hatte früher nicht einmal bemerkt, wie hell es jeweils war. Aber jetzt fiel es ihm auf. Cujo hatte Kopfschmerzen. Seine Muskeln taten weh. Seine Augen schmerzten von dem Licht. Und die vernarbte, Wunde an seinem Maul schmerzte.



Sie schmerzte und eiterte.

Der MANN war verschwunden. Kurz nachdem er weggefahren war, verschwanden auch die FRAU und der JUNGE. Der JUNGE hatte einen großen Napf voll Hundefutter für Cujo hingestellt, aber Cujo hatte nur sehr wenig davon gefressen. Wenn er fraß, fühlte er sich schlechter statt besser, und er ließ den Rest liegen.

Er hörte das Motorengeräusch eines Lastwagens, der in die Auffahrt einbog. Cujo stand auf und ging an die Tür. Er wußte gleich, daß es ein Fremder war. Er konnte die Geräusche der Fahrzeuge unterscheiden, und es war nicht der Lieferwagen des MANNES und auch nicht der Wagen der FRAU. Der Lastwagen fuhr rückwärts die Auffahrt hoch und blieb stehen. Zwei Männer sprangen aus dem Fahrerhaus und gingen nach hinten. Einer von ihnen öffnete die hintere Schiebetür. Das rasselnde Geräusch drang Cujo unangenehm in die Ohren. Er jaulte und zog sich in den schützenden Schatten zurück.

Der Lastwagen kam von Portland Machine. Vor drei Stunden waren Charity Camber und ihr immer noch verblüffter Sohn in das Hauptbüro der Firma in der Bridgton Avenue gegangen, und sie hatte einen Scheck für einen neuen Jörgen-Deckenkran ausgeschrieben - der Großhandelspreis belief sich auf genau eintausendzweihunderteinundvierzig Dollar und einundsiebzig Cents, inklusive Mehrwertsteuer. Vorher war sie in den staatlichen Spirituosenladen in der Congress Street gegangen, um ihren Gewinn anzumelden. Brett hatte nicht mit hineingehen dürfen und stand mit den Händen in den Hosentaschen draußen auf dem Fußweg.

Der Angestellte erklärte Charity, daß sie den Scheck von der Lotteriekommission mit der Post bekommen würde. Wie lange? Höchstens zwei Wochen. Abzüglich etwa achtzig Dollar Steuern. Dieser Betrag war nach ihren Angaben über Joes jährliches Einkommen berechnet.

Die Tatsache, daß sie auch noch Steuern bezahlen mußte, störte Charity nicht weiter. Bis zu dem Augenblick, als der Angestellte die Zahlen mit denen auf seiner Liste verglichen

hatte, war sie ganz aufgeregt gewesen und hatte es noch gar nicht glauben können. Aber dann hatte der Angestellte genickt, ihr gratuliert und sogar den Manager aus seinem Büro herbeigelerufen, damit er sie begrüße. Das war alles nicht wichtig. Wichtig war, daß sie aufatmen konnte. Sie brauchte nicht mehr auf ihr Los zu achten. Die Lotteriekommission hatte es sich wieder einverleibt. Sie würde den Scheck mit der Post bekommen - ein wunderbarer, mystischer Satz. Fast ein Zauberspruch.

Und doch gab es ihr einen Stich, als der Angestellte das vom vielen Anfassen arg mitgenommene Los an das Formular heftete, das -sie eben ausgefüllt hatte, und beides weglegte. Das Glück hatte ihr gelächelt. Zum ersten und vielleicht einzigen Mal in ihrem Leben hatte sich der Vorhang, der über ihrem trüben Alltag lag, ein wenig gelüftet und ihr eine helle, strahlende Welt gezeigt. Sie war eine nüchterne Frau, und tief in ihrem Innern wußte sie, daß sie ihren Mann haßte und fürchtete, aber sie würden zusammen alt werden, und er würde sterben und ihr seine Schulden und seinen mißratenen Sohn hinterlassen. Das letztere gestand sie sich ungern ein, aber es war wohl zu befürchten.

Wenn ihr Name bei der zweimal jährlich stattfindenden Superziehung aus der großen Trommel gezogen worden wäre, wenn sie also zehnmal fünftausend Dollar gewonnen hätte, wäre es ihr vielleicht eingefallen, den Vorhang ganz wegzureißen, ihren Sohn bei der Hand zu nehmen und mit ihm in die Welt einzutreten, die jenseits der Straße Nummer 3 lag, jenseits von Castle Rock und Cambers Werkstatt, Spezialität: ausländische Wagen. Sie wäre mit Brett nach Connecticut gegangen und hätte ihre Schwester gefragt, was wohl eine kleine Wohnung kosten würde.

\* Aber der Vorhang hatte sich nur ein winziges Stück gehoben. Das war alles. Das Glück hatte ihr nur einen Augenblick zugelächelt, wunderbar und rätselhaft und unerklärlich wie eine schöne Elfe, die im Mondschein auf einer Waldlichtung tanzt. . . die man einmal sieht und dann nie wieder. Darum gab es ihr einen Stich, als das Los verschwand, obwohl es ihr vorher den Schlaf geraubt hatte. Sie wußte, daß sie bis zum

Ende ihrer Tage jede Woche ein Lotterielos kaufen würde, ohne je mehr als zwei Dollar zu gewinnen.

Ganz gleich. Einein geschenkt Gaul schaut man nicht ins Maul. Wenn man schlau ist.

Sie gingen zu Portland Machine, und sie schrieb den Scheck aus. Auf dem Rückweg mußte sie noch zur Bank, um das Girokonto aus dem Sparkonto aufzufüllen, damit der Scheck nicht platzte. Sie und Joe hatten in fünfzehn Jahren etwas über viertausend Dollar gespart. Das reichte gerade, um drei Viertel ihrer Schulden zu bezahlen, wenn man die Hypothek für die Farm nicht rechnete. Die mußte sie natürlich berücksichtigen, aber das tat sie nie. An die Hypothek dachte sie immer erst, wenn die nächste Zahlung fällig war. Aber jetzt konnte sie das Ersparte ruhig angreifen. Wenn der Scheck karrt, würde sie ihn auf das Sparkonto einzahlen. Sie würden nur die Zinsen für zwei Wochen verlieren.

Lewis Belcanto, der Mann von Portland Machine, hatte gesagt, er würde den Deckenkran noch heute nachmittag anliefern, und er war ein Mann, auf dessen Wort man sich verlassen konnte.

Joe Magruder und Ronnie DuBay wuchteten den Deckenkran auf die hydraulische Ladeplattform und ließen diese mit einem Zischen nach unten sinken.

»Ziemlich großer Auftrag für den alten Joe Camber«, sagte Ronnie.

"Magruder nickte. »In die Scheune stellen, hat seine Frau gesagt. Das ist seine Werkstatt. Halt gut fest, Joe, das Ding ist verdammt schwer.«

Joe Magruder packte an, und Ronnie ging an die andere Seite, Halb schoben und halb trugen sie den Kran unter Stöhnen und Ächzen in die Scheune. Joe ging zurück und ließ die Ladeplattform wieder hochfahren.

»Warte einen Augenblick«, stieß Ronnie hervor. »Wir müssen uns erst an die Dunkelheit gewöhnen. Ich habe keine Lust, auf den Arsch zu fallen.«

Mit einem dumpfen Laut setzten sie den Kran ab, den sie

gerade angehoben hatten. Nach dem grellen Licht draußen war Joe fast blind. Er konnte die Gegenstände nur in Umrissen erkennen - einen aufgebockten Wagen, eine Werkbank und ein paar aufragende Balken.

»Wir mußten das Ding . . .« fing Ronnie an und verstummte abrupt.

Aus der Dunkelheit hinter dem Kühler des aufgebockten Wagens kam ein gutturales Knurren. Ronnies reichlich fließender Schweiß fühlte sich plötzlich kalt an. Im Nacken sträubten sich ihm die Haare.

»O, Gott, hast du das gehört?« flüsterte Magruder. Ronnie konnte Joe jetzt sehen. Joe hatte große ängstliche Augen.

»Ja.«

Das Geräusch hörte sich so laut an wie ein Außenbordmotor im Leerlauf. Ronnie wußte, daß ein solches Geräusch nur von einem sehr großen Hund kommen konnte. Und wenn ein großer Hund so knurrte, hatte er wahrscheinlich keine besonders freundlichen Absichten. Er hatte draußen kein Warnschild gesehen, aber diese Bauernlummel nahmen das manchmal nicht so genau. Er hoffte bei Gott, daß der Hund, der diese Laute ausstieß, angekettet war.

»Joe, bist du schon mal hier gewesen?«

»Einmal. Das ist ein Bernhardiner. Groß wie ein verdammtes Haus. Aber geknurr hat er damals nicht.« Joe schluckte. Ronnie hörte ein Knacken in seiner Kehle. »O, Gott, sieh dir das an, Ronnie.«

Ronnies Augen hatten sich noch nicht ganz an die Dunkelheit gewöhnt, und was er verschwommen sah, wirkte gespenstisch und fast übernatürlich. Er wußte, daß man einem Hund seine Angst nicht zeigen durfte - das rochen die Tiere -, und doch zitterte er am ganzen Körper. »Er konnte nicht anders. Der Hund war ein Ungetüm. Er stand auf der anderen Seite des aufgebockten Wagens hinten in der Scheune. Es war in der Tat ein Bernhardiner; man sah das zottige Fell, das selbst im Halbdunkel gelbbraun glänzte, und den breiten Körper. Der Hund hielt den Kopf gesenkt, und seine Augen glitzerten böseartig.

Er war nicht angekettet.

»Geh langsam rückwärts«, sagte Joe. »Um Gottes willen nicht laufen.«

Sie bewegten sich langsam rückwärts, und als sie das taten, kam der Hund langsam auf sie zu. Sein Gang war steif. Es war eigentlich kein Gang, fand Ronnie. Es war ein *Schleichen*. Er hielt immer noch den Kopf gesenkt, und sein Knurren hörte sich genauso an wie vorher. Für jeden Schritt, den sie zurückgingen, tat er einen vorwärts.

Am schlimmsten war es für Magruder, als sie wieder in die grelle Sonne hinaustraten. Sie blendete ihn, und er konnte den Hund nicht mehr sehen. Wenn der sich nun auf ihn stürzte -

Er griff hinter sich und stieß mit der Hand gegen die Seite des Lastwagens. Das gab seinen Nerven den Rest. Er rannte zum Fahrerhaus.

Das tat Ronnie DuBay auf der anderen Seite ebenfalls. Er erreichte die Tür an der Beifahrerseite und fummelte endlos lange am Griff. Er klammerte sich daran fest. Immer noch hörte er das dumpfe Knurren, das sich wie ein 80-PS-Evinrude im Leerlauf anhörte. Die Tür ging nicht auf. Er wartete darauf, daß der Hund ihm ein Stück aus dem Hintern riß. Endlich fand sein Daumen den Knopf, die Tür ging auf, und er kletterte keuchend in den Sitz. Ein Blick in den Außenspiegel zeigte ihm, daß der Hund reglos in der offenen Scheunentür stand. Er sah zu Joe hinüber, der schon am Steuer saß und ihn angrinste. Ronnie grinste ein wenig verlegen zurück.

»War ja nur ein Hund«, sagte Ronnie.

»Ja. Bellende Hunde beißen nicht.«

»Stimmt. Wir gehen wieder rein und stellen den Kran vernünftig hin.«

»Du kannst mich am Arsch lecken«, sagte Joe.

Sie lachten. Ronnie reichte ihm eine Zigarette.

»Was hältst du davon, wenn wir abhauen?«

»Ich bin sehr dafür«, sagte Joe und startete den Motor.

Auf halbem Weg nach Portland sagte Ronnie wie im Selbstgespräch: »Ein übles Vieh.«

Joe hielt beim Fahren den Ellbogen aus dem Fenster. Er

drehte sich zu Joe um. »Ich hatte Angst, das muß ich zugeben. Die Leute sind nicht zu Hause und lassen einen solchen Hund frei herumlaufen. Ich hätte mir fast in die Hose geschissen. Ich hätte ihn in die Eier treten sollen. Wenn sie den Köter nicht anketten, haben sie selbst schuld? Hast du das Ungetüm gesehen? Ich wette, der wiegt seine zweihundert Pfund.«

»Vielleicht sollte ich Joe Camber anrufen«, sagte Ronnie. »Ihm sagen, was hier los war. Damit er aufpaßt, daß der Köter ihm nicht den Arm abbeißt. Was meinst du?«

»Und was hat Joe Camber in letzter Zeit für dich getan?« fragte Joe Magruder grinsend.

Ronnie wiegte nachdenklich den Kopf. »Er hat mich nicht so geärgert wie du.«

Sie lachten. Der Anruf bei Joe Cambers unterblieb. Als sie die Portland Machine erreichten, war es schon fast Feierabend. Sie alberten herum und brauchten eine Viertelstunde, um ihre Eintragungen zu machen. Belasco kam und fragte, ob sie Camber angetroffen hätten. Klar, sagte Ronnie DuBay. Belasco, ein besonders großes Arschloch, verschwand wieder. Joe Magruder wünschte Ronnie ein schönes Wochenende und einen angenehmen Unabhängigkeitstag. Ronnie sagte, er würde sich besaufen und bis zum Sonntagabend durchmachen. Sie stemelten.

Sie dachten erst wieder an Cujo, als sie in der Zeitung über ihn lasen.

Vic verbrachte fast den ganzen Nachmittag vor dem langen Wochenende damit, mit Roger die Einzelheiten der Reise zu besprechen. Mit der Planung nahm Roger es so genau, daß man es fast paranoid nennen konnte. Über eine Agentur hatte er den Flug und die Übernachtungen gebucht. Sie würden am Montagmorgen um sieben Uhr zehn von Portland Airport nach Boston fliegen. Vic hatte Roger versprochen, ihn um fünf Uhr dreißig mit dem Jaguar abzuholen. Er hielt das zwar für unnötig früh, aber er kannte Roger, und bei Roger konnte man nie wissen. Sie besprachen die Reise ganz allgemein, wobei sie es bewußt vermieden, den Zweck ihrer Mission zu erwähnen. Vic

behielt seine Ideen aus der Kaffeepause für sich. Die Serviette mit den Notizen hatte er in die Jackentasche gesteckt. Wenn sie erst unterwegs waren, würde Roger dafür empfänglicher sein.

Vic wollte früh gehen und beschloß, vorher noch die Nachmittagspost durchzusehen. Lisa, ihre Sekretärin, hatte ihr Wochenende von sich aus verlängert. Sie war schon weg. Man konnte Sekretärinnen einfach nicht mehr dazu bringen, bis punkt fünf zu bleiben, Wochenende oder nicht. Für Vic war das ein weiteres Zeichen für den Niedergang der westlichen Zivilisation.

Lisa war ein hübsches Mädchen von einundzwanzig Jahren und hatte so gut wie keinen Busen. Im Augenblick fädelte sie sich wahrscheinlich in den Feierabendverkehr auf der Interstate ein, um Richtung Süden nach Old Orchard oder Hamptons zu fahren, und wahrscheinlich trug sie nur enge Jeans und einen Nichtshalter. Vic mußte lachen.

Auf seiner Schreibunterlage fand er einen einzigen ungeöffneten Brief.

Neugierig nahm er ihn in die Hand. Zuerst fiel ihm der Vermerk PERSÖNLICH unter der Adresse auf. Dann sah er, daß die Adresse in Blockbuchstaben geschrieben war.

Er betrachtete den Brief, und ein vages Gefühl der Unruhe beschlich ihn und störte sein träges Wohlbefinden. Unterschwellig verspürte er einen Impuls, den Brief ganz einfach in Stücke zu reißen und in den Papierkorb zu werfen.

Statt dessen riß er ihn auf und zog einen Zettel heraus.

Wieder in Blockschrift.

Die Nachricht - nur "ein paar Sätze - traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube. Er saß nicht mehr, er hing nur noch in seinem Sessel. Er ächzte wie ein Mann, der keine Luft mehr bekommt. In seinem Kopf dröhnte weißes Rauschen, und eine Zeitlang begriff er überhaupt nichts mehr. Wenn Roger jetzt hereingekommen wäre, hätte er einen Herzanfall vermutet. Und irgendwie war es auch einer. Sein Gesicht war kalkweiß. Sein Unterkiefer hing herab. Unter, seinen Augen hatte er bläuliche Ringe.

Er las den Zettel noch einmal. Sein Blick verweilte bei dem Satz:

DAS MUTTERMAL ÜBER IHREN SCHAMHAAREN.  
ICH FINDE, ES SIEHT WIE EIN FRAGEZEICHEN AUS.

*Das ist ein Irrtum, dachte er wirr. Niemand außer mir kennt es . . . nun ja, ihre Mutter. Und ihr Vater. Schmerzhaft kam Eifersucht in ihm hoch: Selbst ihr Bikini verdeckt es . . . ihr winziger Bikini.*

Er fuhr sich mit einer Hand durchs Haar. Er legte den Brief hin und fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar. Seine Brust fühlte sich wie eingezwängt an. Er hatte das Gefühl, daß sein Herz Luft statt Blut durch die Adern pumpte. Er empfand Angst und Schmerz und war völlig verwirrt. Aber das vorherrschende Gefühl, die alles überwältigende Emotion war entsetzliche Angst.

Der Brief glotzte ihn an und schrie:

ES HAT MIR WIRKLICH SPASS GEMACHT, SIE ZU BUMSEN

Jetzt fixierte er diese Zeile. Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Draußen war das Geräusch einer startenden Maschine zu hören, die aufstieg und abdrehte und irgendeinen unbekannten Ort anfog, und er saß hier und dachte: ES HAT MIR WIRKLICH SPASS GEMACHT, SIE ZU BUMSEN. Das ist widerlich und gemein. Es war wie der Schnitt eines stumpfen Messers. SIE ZU BUMSEN! Es war, als ob ihm jemand aus einer Wasserpistole Schwefelsäure in die Augen spritzte. Er versuchte, zusammenhängend zu denken

(ES HAT MIR WIRKLICH SPASS GEMACHT)

und schaffte es

(SIE ZU BUMSEN)

einfach nicht.

Jetzt fiel sein Blick wieder auf die letzte Zeile, und er las sie immer wieder, als wollte er sich ihren Sinn klarmachen. Und immer wieder kam dieses Angstgefühl auf.

HABEN SIE IRGENDWELCHE FRAGEN?

Ja. Er hatte plötzlich eine ganze Menge Fragen. Nur: Wollte er wirklich die Antwort wissen?



Ein neuer Gedanke tauchte auf. Wenn Roger noch hier war? Bevor er ging, kam er meistens noch in Vics Büro. Heute, wo die Reise bevorstand, war das besonders wahrscheinlich. Der Gedanke versetzte Vic in Panik, und ihm kam eine absurde Erinnerung: Immer wenn er als Teenager im Badezimmer onaniert hatte, weil er nicht anders konnte, hatte er entsetzliche Angst gehabt, daß alle wußten, was er dort tat. Wenn Roger hereinkäme, würde er sofort wissen, daß etwas nicht stimmte. Und das wollte Vic nicht. Er stand auf und ging ans Fenster. Das Büro lag sechs Stockwerke über dem Parkplatz. Rogers hellgelber Honda Civic war verschwunden. Er war schon nach Hause gefahren:

Vic lauschte. Im Büro herrschte völlige Stille. Es war diese widerhallende Stille, die Büroräumen nach Dienstschluß eigen ist. Er hörte nicht einmal Mr. Steigmeyer, den alten Hausmeister, mit seinem Schlüsselbund rasseln. Er würde sich unten im Buch eintragen müssen. Er würde -

Nun hörte er doch ein Geräusch. Zuerst konnte er es nicht identifizieren. Dann wußte er, es war ein Winseln. Der Laut eines verletzten Tieres. Er schaute immer noch aus dem Fenster, er sah die Wagen doppelt, er sah sie hinter einem Tränenschleier.

Warum konnte er sich nicht aufregen? Warum hatte er nur diese *verdammte Angst!*

Immer noch das winselnde Geräusch. Er ließ den Kopf sinken und hielt sich am Schutzgitter der Klimaanlage fest, das in Hüfthöhe unter dem Fenster entlanglief. Er umklammerte es, bis seine Finger schmerzten und das Gitter protestierend quietschte.

Wie lange hatte er schon nicht mehr geweint? In der Nacht, als Tad geboren wurde, hatte er geweint, aber vor Erleichterung. Er hatte geweint, als sein Vater nach einem Todeskampf, der drei Tage dauerte, an einem Herzanfall starb, und diese Tränen, die er als Siebzehnjähriger vergossen hatte, waren wie die Tränen heute. Sie brannten ihm in den Augen, aber sie wollten nicht fließen. Es war kein Weinen, es war ein Bluten. Aber mit siebzehn weinte man leichter. Man blutete auch leichter. Wenn man siebzehn war, wußte man, daß man noch oft bluten und weinen würde.

Er hörte auf zu winseln. Es war genug. Und dann brach ein leiser Schrei aus ihm hervor, ein rauher und zitternder Laut, und er dachte: *War ich das? Mein Gott, habe ich das Geräusch gemacht*<sup>^</sup>

Die Tränen flössen ihm über die Wangen. Und er gab noch einen dieser rauhen Laute von sich. Dann noch einen. Er umklammerte das Gitter und schluchzte.

Vierzig Minuten später saß er im Deering Oaks Park. Er hatte zu Hause angerufen und Donna gesagt, daß er später kommen würde. Sie hatte wissen wollen, warum, und warum er so eigenartig sprach. Er sagte ihr, er würde vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein. Er sagte ihr, sie solle Tad ruhig schon das Essen bereiten. Er legte auf, bevor sie antworten konnte.

Und jetzt saß er im Park.

Seine Tränen hatten die Angst verscheucht. Was blieb, war Wut. Aber Wut war nicht das richtige Wort. Er war außer sich. Er war der Raserei nahe.

Es war, als ob etwas ihn gestochen hatte. Er wußte, daß es gefährlich wäre, jetzt nach Hause zu fahren . . . gefährlich für sie alle drei.

Es wäre so angenehm, dem Unheil ein zweites folgen zu lassen. Es wäre (er mußte es sich eingestehen) so sinnlos angenehm, ihr für diesen Betrug das Gesicht einzuschlagen.

Er saß neben dem Ententeich. Auf der anderen Seite spielten Kinder mit fliegenden Untertassen. Es ging lebhaft zu. Er sah, daß die vier beteiligten Mädchen - und zwei von den Jungs - Roller Skates hatten. In diesem Sommer wa<sup>^</sup>en Roller Skates der große Hit. Ein junges Mädchen schob einen Wagen mit Gebäck, Erdnüssen und Erfrischungsgetränken vor sich her. Du<sup>1</sup> Gesicht war glatt und frisch und unschuldig. Einer der Burschen warf ihr die Scheibe zu. Geschickt fing sie das Ding und schleuderte es zurück. In den Sechzigern, dachte Vic, wäre sie in einer Landkommune gewesen und hätte fleißig die Käfer von den Tomatenpflanzen abgesammelt. Und jetzt übte sie wahrscheinlich erfolgreich ihr Kleingewerbe aus.

Manchmal waren er und Roger in diesen Park gegangen, um ihr Frühstück zu verzehren. Das war im ersten Jahr gewesen. Dann hatte Roger festgestellt, daß aus dem sonst so hübschen Teich ein schwacher, aber deutlicher Fäulnisgestank aufstieg . . . und das kleine Haus mitten im Teich war nicht mit weißer Farbe gestrichen, es war weiß von Möwenscheiße. Ein paar Wochen später hatte Vic zwischen Kondomen und Kaugummipapier eine verweste Ratte am Rand des Teiches treiben sehen. Seitdem waren sie nicht wieder hier gewesen.

Die hellrote Untertasse schwebte durch die Luft.

Das Bild, das seine Wut angefacht hatte, kam immer wieder. Er konnte nichts dagegen tun. Es war so gemein wie die Worte des anonymen Schreibers. Er sah die beiden in seinem und Donnas Schlafzimmer bumsen. Was er in dem Film, der vor seinen Augen ablief, sah, war genauso eindeutig wie das, was man im State Theater in der Congress Street sehen konnte. Sie stöhnte, ihr Körper glänzte von Schweiß. Sie war schön. Jeder Muskel gestrafft.

Ihre Augen hatten diesen hungrigen Blick, den sie immer bekamen, wenn sie Freude am Sex hatte, und sie waren dunkler als sonst. Er kannte den Ausdruck, er kannte die Stellung, er kannte die Laute. Er hatte gedacht - gedacht - daß nur er das alles kannte.

Dann dachte er an den Penis des Mannes - an seinen Schwanz - der in sie hineinfuhr. *Im Sattel*. Dieser Satz fiel ihm idiotischerweise ein. Er sah sie bumsen, während ein Band von Gene Autry abgespielt wurde: *I'm back in the saddle again, out where a friend is a friend* . . .

Es gab ihm ein unruhiges Gefühl. Es versetzte ihn in Wut. Es brachte ihn zur Raserei.

Die Untertasse stieg hoch in die Luft und schwebte wieder herab, und Vic folgte ihr mit den Augen.

Gewiß, er hatte Ähnliches schon vermutet. Aber vermuten heißt nicht wissen. Jetzt wußte er es. Er hätte über den Unterschied zwischen vermuten und wissen einen Essay schreiben können. Es traf ihn doppelt grausam, weil er schon angefangen hatte zu glauben, daß für seine Vermutungen kein Anlaß bestand. Und selbst wenn sie begründet wären: was man nicht

wußte, konnte einen nicht kränken. Stimmt das etwa nicht? Wenn jemand durch einen dunklen Raum mit einem tiefen Loch in der Mitte geht und es um Zentimeter verfehlt, muß er nicht unbedingt wissen, daß er fast hineingefallen wäre. Er muß keine Angst haben. Nicht, wenn es dunkel ist.

Nun, er war nicht hineingefallen. Man hatte ihn hineingestoßen. Die Frage war, was sollte er unternehmen? Sein wütendes, gekränktes und verletztes Ich zeigte nicht die geringste Neigung, sich »erwachsen« zu verhalten und einzusehen, daß es solche Fehltritte auf einer oder beiden Seiten in sehr vielen Ehen gibt. Zum Teufel mit den Illustriertenberichten, die so etwas heutzutage als normal bezeichneten. Hier geht es um meine *Frau*, die mit anderen Männern bumst,

*(out where a friend is a friend)*

' sobald ich ihr den Rücken zudrehe, sobald Tad nicht im Haus ist-

Und wieder sah er die Bilder vor sich, zerwühlte Laken, die Bewegungen der Körper, leise Geräusche. Er dachte in diesem Zusammenhang an häßliche Ausdrücke.

*In meiner Frau* dachte er und rang gequält die Hände. *In meiner Frau*

Aber sein wütendes, gekränktes Ich erkannte - widerwillig -, daß er jetzt nicht nach Hause fahren und Donna zusammenschlagen konnte. Er konnte allerdings Tad nehmen und wegziehen. Er brauchte nicht einmal eine Erklärung abzugeben. Sollte sie ruhig versuchen, ihn aufzuhalten, wenn sie unverschämt genug war. Das würde sie bestimmt nicht tun. Tad nehmen, in ein Motel ziehen und sich mit einem Anwalt in Verbindung setzen. Ein sauberer Schnitt und kein Blick zurück.

Aber wenn er einfach Tad mitnahm und in ein Motel zog, würde der Junge sich dann nicht ängstigen? Würde er nicht eine Erklärung verlangen? Er war zwar erst vier, aber er war alt genug zu erkennen, daß etwas ganz schrecklich verkehrt war. Und dann war da noch die Reise - Boston, New York, Cleveland. Dieser Trip interessierte ihn im Augenblick einen Dreck. Was ihn betraf, konnte der alte Sharp sich mitsamt seinem Sohn auf den Mond schießen lassen. Aber es ging ja nicht nur um ihn. Er hatte einen Partner. Und der Partner hatte eine Frau

und zwei Kinder. Selbst jetzt, in seiner Qual, vergaß Vic nicht, daß er mitverantwortlich war. Er mußte wenigstens versuchen, den Etat zu retten, denn das bedeutete gleichzeitig, die Firma Ad Worx zu retten.

Und es gab noch eine andere Frage, wenn er sie auch nicht gern stellte: Warum wollte er Tad nehmen und gehen, ohne sie auch nur anzuhören? Weil es Tads Moral schadete, daß siemit 'anderen Männern schlief? Nein, deshalb nicht. Er würde es tun, weil es die sicherste Methode war, ihr genau den gleichen Kummer.zuzufügen, den er jetzt empfand. Dazu war Tad das geefgnete Mittel. Aber wollte er seinen Sohn wirklich als das emotionale Äquivalent einer Brechstange oder eines Vorschlaghammers benutzen? Doch wohl nicht.

Es gab noch mehr Fragen.

Der Zettel. Man mußte an den Zettel denken. Nicht an die sechs Zeilen Dreck, die er enthielt. Ganz einfach an die Tatsache selbst. Hier hatte gerade jemand die Gans getötet, die - Verzeihung - die goldenen Eier gelegt hatte. Warum hatte Donnas Liebhaber diesen Zettel geschickt?"

Weil die Gans keine Eier mehr legte. Ganz klar. Und der Schattenmann war jetzt natürlich stinksauer.

<sup>1</sup> Hatte Donna den Kerl zum Teufel gejagt?

Anders konnte man die Sache nicht sehen. Wenn'man von dem plötzlichen Schock für ihn einmal absah, ging es dann hier nicht um das klassische Spiel? Wenn du etwas nicht bekommen kannst, mußt du darauf pissen, damit andere es auch nicht wollen. Unlogisch, aber sehr befriedigend. In diese Leseart paßte auch die neuerdings so aufgelockerte Atmosphäre zu Hause. Das fast greifbare Gefühl der Erleichterung, das Donna ausstrahlte. Sie hatte den Kerl rausgeworfen, und er hatte mit der anonymen Mitteilung an den Ehemann reagiert.

Die letzte Frage: Änderte das etwas an der Sache?

Er nahm den Zettel aus der Tasche und drehte ihn hin und her," ohne ihn noch einmal zu lesen. Er schaute zu, wie die Untertasse wieder durch die Luft segelte, und war ratlos. Er wußte nicht, was er tun sollte.

r

»Was, zum Teufel, ist das?« fragte Joe Camber.

Fast ohne jede Betonung sprach er jedes Wort einzeln aus. Er stand in der Tür und sah seine Frau an. Charity setzte ihm sein Essen vor. Sie und Brett hatten schon gegessen. Joe war in seinem Lieferwagen mit verschiedenen Ersatzteilen nach Hause gekommen und war in die Werkstatt gefahren. Dort hatte er den Kran stehen sehen.

»Das ist ein Deckenkran«, sagte sie. Sie hatte Brett zum Spielen zu seinem Freund Dave Bergeron geschickt. Er sollte nicht dabeisein, wenn sie jetzt Ärger bekam. »Brett sagte, du brauchtest einen. Einen Jörgen-Deckenkran, sagte er.«

Joe ging quer durch das Zimmer auf sie zu. Er war schlank, aber von muskulösem Körperbau. Er hatte eine scharfgeschnittene Nase. Er bewegte sich ruhig, aber behende. Er hatte seinen grünen Filzhut zurückgeschoben, und sein Haaransatz verriet, daß er allmählich eine Glatze bekam. Seine kleinen blauen Augen blickten kalt. Er roch nach Bier. Er war ein Mann, der keine Überraschungen liebte.

»Das mußt du mir mal näher erklären, Charity«, sagte er.

»Setz dich. Dein Essen wird kalt.«

Sein Arm schoß vor. Harte. Finger packten sie an der Schulter. »Was, zum Teufel, geht hier vor? Ich hatte dich um eine Erklärung gebeten".«

»Hör auf zu fluchen, Joe Camber.« Er tat ihr weh, aber sie ließ es sich nicht anmerken. Die Befriedigung gönnte sie ihm nicht. In mancher Hinsicht war er wie ein Tier. Als sie jung war, hatte sie das aufregend gefunden, aber das lag lange zurück. Die Erfahrung aus vielen gemeinsamen Jahren hatte ihr aber gezeigt, daß sie hin und wieder die Oberhand gewinnen konnte, indem sie energisch auftrumpfte. Nicht immer, aber manchmal.

»Jetzt- sag mir endlich, was zum Teufel das zu bedeuten hat, Charity!«

»Setz dich und iß. Dann sage ich es dir.«

Er setzte sich, und sie brachte seinen Teller. Ein Lendensteak lag darauf.

»Seit wann können wir es uns leisten, wie die Rockefellers zu essen?« fragte er. »Ich glaube, du wirst mir allerhand zu erklären haben.«

Sie brachte seinen Kaffee und eine gebackene Kartoffel.  
»Kannst du den Deckenkran brauchen?«

»Ich habe nie gesagt, daß ich ihn nicht brauchen kann. Aber ich kann ihn mir verdammt nicht leisten.« Er fing an zu essen, aber dabei starrte er sie unverwandt an. Sie wußte, daß er sie jetzt nicht schlagen würde.

Ihre Chance war, daß er noch relativ wenig getrunken hatte. Wenn er sie schlagen wollte, würde er es tun, wenn er von Gary Pervier zurückkam, voll Wodka und in seinem männlichen Stolz gekränkt.

Charity setzte sich ihm gegenüber und sagte: »Ich habe in der Lotterie gewonnen.«

Er hörte einen Augenblick auf zu kauen. Dann schaufelte er sich mehr Heisch in den Mund. »Ach nein«, sagte er. »Und morgen fängt der alte Cujo da draußen an, Goldstücke zu scheißen.«

Er zeigte mit der Gabel auf den Hund, der auf der Veranda unruhig auf und ab lief. Brett nahm ihn nicht gern zu den Bergerons mit, denn sie hatten einen Stall voll Kaninchen, und die machten Cujo verrückt.

Charity griff in die Schürzentasche und holte ihre Kopie der Gewinnbestätigung heraus, die ihr der Angestellte gegeben hatte. Sie reichte sie über den Tisch.

Joe glättete das Papier mit seinen groben Fingern und betrachtete es aufmerksam. Dann las er den Betrag. »Fünf -« fing er an und klappte hörbar den Mund zu.

Charity beobachtete ihn, sagte aber nichts. Er lächelte nicht. Er kam nicht um den Tisch herum, um ihr einen Kuß zu geben. Für einen Mann seiner Gemütsart, dachte sie bitter, bedeutete ein solcher Glücksfall nur doppelte Wachsamkeit.

Endlich sah er sie an. »Du hast fünftausend Dollar gewonnen?«

»Abzüglich Steuern, ja.«

»Wie lange spielst du schon in der Lotterie?«

»Ich kaufe jede Woche ein Los zu fünfzig Cents . . . und wage es nicht, mir Vorwürfe "zu machen, Joe Camber, bei all dem Bier, das du kaufst.«

»Paß auf, was du sagst, Charity«, sagte er. Seine blauen

Augen zeigten keine Regung. »Halt den Mund, sonst könnte es sein, daß er dir gleich anschwillt.« Er fing wieder an zu essen, und hinter ihrer aufgesetzten Maske beruhigte sie sich ein wenig. Zum ersten Mal hatte sie dem Tiger den Stuhl ins Gesicht geworfen, und jetzt hatte sie nicht gebissen. Wenigstens noch nicht. »Dieses Geld. Wann kriegen wir es?«

»Der Scheck kommt in spätestens zwei Wochen. Ich habe den Drehkran von dem Geld gekauft, das wir auf unserem Sparkonto hatten. Diese Gewinnbestätigung ist so gut wie Gold. Das sagte der Agent.«

»Und da bist du hingegangen und hast das Ding gekauft?«

»Ich habe Brett gefragt, was du am dringendsten brauchst. Es ist ein Geschenk.«

»Danke.« Er aß weiter.

»Ich habe dir ein Geschenk gemacht«, sagte sie. »Nun machst du mir auch eins, Joe. Okay?«

Er aß weiter und sah sie immer noch an. Er sagte nichts. Seine Augen waren völlig ausdruckslos. Er hatte den Hut beim Essen aufbehalten. Er saß ihm immer noch im Genick.

Sie sprach langsam und überlegt. Es wäre ein Fehler, die Dinge zu überstürzen. »Ich möchte für eine Woche verreisen. Mit Brett. Ich will Holly und Jim in Connecticut besuchen.«

»Nein«, sagte er und aß weiter.

»Wir könnten mit dem Bus fahren. Wir würden bei ihnen wohnen. Es würde nicht ein Drittel von dem kosten, was ich für den Drehkran bezahlt habe. Ich habe mich am Busbahnhof nach einer Rückfahrkarte erkundigt.«

»Nein. Brett wird hier gebraucht. Er muß mir helfen.«

Unter dem Tisch preßte sie wütend die Hände zusammen, aber ihr Gesicht blieb ganz ruhig. »Wenn er Schule hat, kommst du ja auch gut ohne ihn aus.«

»Ich sagte, nein, Charity«, sagte er, und sie erkannte voll Bitterkeit, daß es ihm sogar Spaß machte, ihr den Wunsch abzuschlagen. Er sah, wie sehr sie es sich wünschte, wie sie schon alles geplant hatte. Er weidete sich an ihrem Kummer.

Sie stand auf und ging an die Spüle, nicht, weil sie dort etwas zu tun gehabt hätte, sondern weil sie Zeit brauchte, sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. In weiter Ferne sah sie hoch am



Himmel den Abendstern. Sie ließ das Wasser laufen. Das Porzellan des Beckens hatte sich häßlich gelb verfärbt. Wie Joe war auch ihr Leitungswasser hart.

Camber, vielleicht enttäuscht, weil sie so schnell aufgab, ging in die Einzelheiten. »Der Junge muß Verantwortung lernen. Es wird ihm nicht schaden, wenn er mir in diesem Sommer hilft, anstatt dauernd zu diesem David Bergeron rüberzulaufen.«

Sie drehte das Wasser ab. »Ich habe ihn hingeschickt.«

»Du? Warum?«

»Weil ich schon ahnte, daß es so ausgehen würde«, sagte sie und wandte sich ihm wieder zu. »Aber ich habe ihm gesagt, daß du ja sagen würdest, einmal, weil wir Geld haben, und außerdem wegen des Deckenkrans.«

»Dann hast du dich gegen den Jungen versündigt«, sagte Joe. »Das nächste Mal wirst du hoffentlich nachdenken, bevor du deine Zunge in Bewegung setzt.« Er lächelte sie mit vollem Mund an und griff nach dem Brot.

»Du kannst ja mitkommen, wenn du willst.«

»Natürlich. Ich sage Richie Simms einfach, daß es in diesem Sommer mit seinem ersten Schnitt nichts wird. Außerdem, warum sollte ich die beiden besuchen? Nach dem, was ich von ihnen weiß und was du mir von ihnen erzählt hast, muß ich annehmen, daß sie ein paar ausgemachte Arschlöcher sind. Du magst sie nur, weil du gern genauso überheblich wärest wie sie.« Er wurde immer lauter. Zerkautes Essen sprühte ihm aus dem Mund. Wenn er in solchem Zustand war, hatte sie Angst und gab nach. Meistens. Aber nicht heute abend. »Hauptsächlich willst du, daß der Junge so wird wie sie. Das glaube ich. Ich nehme an, du möchtest ihn gegen mich aufhetzen. Habe ich recht?«

»Warum nennst du ihn eigentlich nie bei seinem Namen?«

»Halt endlich dein freches Maul, Charity«, sagte er und sah sie drohend an. Eine leichte Röte zog ihm über Wangen und Stirn. »Sei vorsichtig.«

»Nein«, sagte sie. »Ich bin noch nicht fertig.«

Er ließ erstaunt die Gabel fallen. »Was? Was hast du gesagt?«

Sie ging auf ihn zu und erlaubte sich zum ersten Mal in ihrer Ehe den Luxus ungehemmter Wut. Sie drang nicht nach außen,

aber sie brannte in ihr wie Säure. Sie fühlte, wie es in ihr fraß. Sie durfte jetzt nicht schreien. Damit hätte sie alles verdorben. Sie sprach leise.

»Ja, so denkst du über meine Schwester und ihren Mann. Das ist mir völlig klar. Sieh dich doch nur an, wie du da sitzt und ißt. Mit dem Hut auf dem Kopf und mit dreckigen Fingern. Du willst nicht, daß Brett sieht, wie andere Leute sich benehmen. Genauso will ich nicht, daß er sieht, wie du und deine Kumpane sich benehmen, wenn ihr euch selbst überlassen seid. Darum durfte er dich im vergangenen November auch nicht auf deinem Jagdausflug begleiten.«

Sie schwieg, und er saß nur da, ein angebissenes Stück Brot in der Hand und Bratenfett am Kinn. Sie war überzeugt, daß er sich schon lange auf sie gestürzt hätte, wenn er nicht so erstaunt gewesen wäre, daß sie so mit ihm sprach.

»Ich wil ein Geschäft mit dir machen«, sagte sie. »Ich habe dir den Deckenkran gekauft, und ich bin bereit, dir auch den Rest des Geldes zu geben - was nicht jede tun würde -, aber wenn du schon so undankbar bist, gehe ich noch weiter. Du läßt ihn mit mir nach Connecticut fahren, und in der nächsten Saison darf er mit dir in Moosehead auf Jagd gehen.« Ihr war kalt und unheimlich. Es war, als versuchte sie, ein Geschäft mit dem Teufel zu machen.

»Ich sollte dir ein paar mit dem Riemen überziehen«, sagte er erstaunt. Er redete mit ihr, als sei sie ein Kind, das einen einfachen Fall von Ursache und Wirkung nicht begriffen hatte. »Ich nehme ihn mit auf die Jagd, wann ich will und wenn ich will. Kapierst du das nicht? Mein Gott, er ist schließlich mein *Sohn*. Wenn ich will und *wann* ich will.« Er lächelte, als hätten ihm seine Worte außerordentlich gefallen. »Hast du das jetzt endlich begriffen?«

Ihre Blicke trafen sich. »Nein«, sagte sie. »Das kommt gar nicht in Frage.«

Er stand so rasch auf, daß der Stuhl umfiel.

»Ich werde es verhindern«, sagte sie. Sie wollte zurückweichen, aber das wäre das Ende gewesen. Eine falsche Bewegung, ein Zeichen der Schwäche, und er würde auf sie losgehen.

Er löste seinen Gürtel. »Ich werde dich züchtigen, Charity«, sagte er bedauernd.

»Ich werde es mit allen Mitteln verhindern. Ich werde zur Schule gehen und sagen, daß er schwänzt. Ich werde zu Sheriff Bannerman gehen und sagen, daß er entführt wurde. Aber hauptsächlich werde ich dafür sorgen, daß Brett nicht mitgehen will.«

Er zog den Gürtel aus den Schlaufen an seiner Hose und ließ das Ende mit der Schnalle über dem Fußboden hin und her pendeln.

»Bevor er fünfzehn ist, geht er nur dann mit dir und deinen besoffenen Kumpanen auf die Jagd, wenn ich zustimme«, sagte sie. »Du kannst mich mit deinem Gürtel schlagen, Joe Camber, aber das ändert nichts daran.«

»Tatsächlich?«

»So wahr ich hier stehe.«

Aber plötzlich schien er gar nicht mehr bei ihr im Raum zu sein. In sich versunken schien er zu grübeln. So hatte sie ihn schon erlebt. Ihm war etwas eingefallen, eine neue Tatsache, die er mühselig in die Gleichung einfügen mußte. Sie betete, daß es zu ihrem Vorteil ausschlagen möge. So energisch wie heute hatte sie sich ihm noch nie widersetzt, und sie hatte Angst.

Camber lächelte plötzlich. »Du bist ein richtiger kleiner Drachen, was?«

Sie sagte nichts.

Er schob den Gürtel wieder durch die Schlaufen seiner Hose. Er lächelte immer noch, aber seine Augen blickten abwesend. »Glaubst du denn, daß du auch so gut bumsen kannst wie diese Drachen? Diese kleinen mexikanischen Drachen?«

Sie schwieg immer noch. Aber sie war auf der Hut.

»Wenn ich nun sage, daß ihr fahren könnt, was dann?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Ich meine okay«, sagte er.

»Ihr könnt fahren.«

Er ging rasch auf sie zu, und ihr wurde übel, wenn sie daran dachte, daß er sich vorhin ebenso rasch hätte auf sie stürzen können, um sie mit seinem Gürtel zu schlagen. Und wer hätte

ihn davon abhalten sollen? Was ein Mann mit seiner Frau machte, war seine Sache. Sie hätte nichts dagegen tun und nichts sagen können. Wegen Brett. Und aus Stolz.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Er ließ sie herabgleiten und kniff in eine ihrer Brüste. »Komm«, sagte er, »ich bin jetzt scharf.«

»Brett. . .«

»Der kommt erst um neun. Komm. Ich habe dir doch gesagt, daß ihr fahren könnt. Du kannst dich wenigstens bedanken.«

Eine Absurdität von kosmischen Ausmaßen kam ihr über die Lippen und war schon ausgesprochen, bevor sie die Worte zurückhalten konnte: »Nimm den Hut ab.«

Er schleuderte ihn. achtlos durch die Küche. Er lachte. Seine Zähne waren ganz gelb. Die beiden mittleren Schneidezähne oben waren Prothesen.

»Wenn wir das Geld jetzt schon hätten, könnten wir in einem Bett voll grüner Scheine bumsen«, sagte er. »Das hab' ich mal im Kino gesehen.«

Sie ging mit ihm nach oben, und sie erwartete jeden Augenblick, daß er böse wurde, aber das war nicht der Fall. Er liebte sie wie gewöhnlich, schnell und rücksichtslos, aber er war nicht böse. Er tat ihr nicht absichtlich weh, und heute abend hatte sie, vielleicht das zehnte oder elfte Mal in ihrer ganzen Ehe, einen Orgasmus. Sie ließ sich gehen, schloß die Augen und spürte sein Kinn an ihrem Kopf. Sie unterdrückte den Schrei, den sie ausstoßen wollte. Wenn sie geschrien hätte, wäre er vielleicht mißtrauisch geworden. Sie fragte sich, ob er überhaupt wußte, daß das, was die Männer zum Schluß immer erleben, auch bei Frauen passieren kann.

Bald darauf (eine Stunde bevor Brett von den Bergerons nach Hause kam) ging er, ohne ihr zu sagen, wohin. Sie vermutete, daß er Gary Pervier aufsuchen wollte, wo das Saufen erst richtig anfangen würde. Sie lag im Bett und versuchte, sich über ihr Verhalten klarzuwerden. Ob es sich gelohnt hatte, ihm diese Versprechungen zu machen? Sie unterdrückte die Tränen. Ausgestreckt und mit brennenden Augen lag sie da, und kurz bevor Cujos Bellen und das Klappen der hinteren Tür Bretts Rückkehr anzeigte, ging in silberglänzender Unnahbar-

keit der Mond auf. *Dem Mond ist es gleichgültig*, dachte Charity, aber dieser Gedanke brachte ihr keinen Trost.

»Was ist denn?« fragte Donna.

Ihre Stimme klang dumpf und verzagt. Die beiden saßen im Wohnzimmer. Vic war erst kurz bevor Tad ins Bett mußte nach Hause gekommen, und das war eine halbe Stunde her. Der Junge schlief oben in seinem Zimmer, die Worte an die Ungeheuer neben seinem Bett, die Schranktür geschlossen.

Vic stand auf und trat an das Fenster, hinter dem jetzt Dunkelheit lag. Sie weiß es, dachte er finster. Sie kennt nicht die Einzelheiten, aber sie ist im Bilde. Auf der Fahrt nach Hause hatte er sich die ganze Zeit überlegt, ob er es ihr gleich ins Gesicht sagen sollte oder ob es besser wäre, vorläufig darüber zu schweigen. Nach seinem Aufbruch vom Deering Oaks Park hatte er die Notiz zerrissen; und während der Rückfahrt über die 302 hatte er die Fetzen aus dem Fenster geworfen. Aber jetzt war ihm die Entscheidung abgenommen. Er sah ihr Gesicht, das von der dunklen Scheibe reflektiert wurde. Es erschien blaß unter dem gelben Schein der Lampe.

Er wandte sich ihr zu und wußte nicht, was er sagen sollte.

Er weiß es, dachte Donna.

Der Gedanke war inzwischen nicht mehr neu, denn die letzten drei Stunden waren die längsten ihres Lebens gewesen. Sie hatte sein Wissen um die Dinge an seiner Stimme gehört, als er anrief, um ihr zu sagen, daß er später kommen würde. Zuerst war sie in Panik geraten - die wilde, flatternde Panik eines gefangenen Vogels. *Er weiß es! Er weiß es! Er WEISS ES!* hatte sie nur immer gedacht. In einem Nebel der Angst hatte sie für Tad das Abendessen gemacht. Sie hatte versucht, sich auszumalen, was jetzt logischweise als nächstes geschehen könnte. Es war ihr nicht gelungen. Ich werde jetzt abwaschen, dachte sie. Dann abtrocknen. Dann das Geschirr wegräumen. Dann Tad ein paar Geschichten vorlesen. Und dann geht die Welt unter.

Ihre panische Angst war von einem tiefen Schuldgefühl abgelöst worden. Dem Schuldgefühl war nacktes Entsetzen

gefolgt. Dann hatte sich eine Art fatalistische Apathie eingestellt, und diese Apathie brachte sogar eine gewisse Erleichterung. Das Geheimnis war aufgedeckt. Sie wußte nicht, ob es Steves Schuld war oder ob Vic von selbst darauf gekommen war. Sie tippte eher auf Steve, aber das spielte eigentlich keine Rolle. Es war auch eine Erleichterung, daß Tad ruhig in seinem Bett lag und schlief. Aber was würde am Morgen sein, wenn er aufwachte? Und jetzt war der Kreis geschlossen.

Sie empfand wieder panische Angst. Sie fühlte sich elend und verloren.

Er trat vom Fenster zurück und sagte: »Ich habe heute einen Brief bekommen. Einen Brief ohne Unterschrift.«

Er konnte nicht weitersprechen. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Wie gut er aussieht, dachte sie plötzlich. Sie fand es schade, daß er so früh grau wurde. Bei manchen jüngeren Männern sah es gut aus, aber Vic würde nur vorzeitig gealtert wirken und -

- und wieso mußte sie jetzt ausgerechnet an sein *Haar* denken? Sein Haar war im Augenblick wirklich ihre geringste Sorge.

Ganz leise sagte sie, was zu sagen war, und sie merkte, daß ihre Stimme zitterte. Sie spuckte es aus wie eine bittere Medizin, die man nicht schlucken konnte: »Steve Kemp. Der Mann, der deinen Schreibtisch hergerichtet hat. Fünfmal. Nie in unserem Bett, Vic. Nie.«

Vic griff nach der Packung Winston auf dem kleinen Tisch am Sofa und stieß sie auf den Fußboden. Er hob sie auf, nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an. Seine Hände zitterten stark. Sie sahen aneinander vorbei. Das *ist schrecklich*, dachte Donna. *Wir sollten uns in die Augen sehen*. Aber sie wollte nicht den Anfang machen. Sie hatte Angst, und sie schämte sich. Er hatte nur Angst.

»Und warum hast du es getan?«

»Ist das wichtig?«

»Für mich ist es wichtig. Sehr wichtig. Außer du willst dich von mir trennen. Dann spielt es wohl keine Rolle mehr. Ich kann dir meine Wut gar nicht beschreiben, Donna. Aber ich lasse mich davon . . . nicht hinreißen, denn wir müssen jetzt

offen miteinander reden, und wenn es das letzte Mal ist. Willst du dich von mir trennen?«

»Sieh mich an, Vic.«

Es kostete ihn Überwindung, aber er tat es. Vielleicht war er wirklich so wütend, wie er behauptete, aber sie erkannte bei ihm nur Angst, elende Angst. Plötzlich traf es sie wie ein Boxhieb. Sie sah, wie sehr er am Ende war. Die Agentur steckte in einer schweren Krise. Das war schlimm genug. Und jetzt, wie ein scheußliches Dessert dem verdorbenen Hauptgang folgt, steckte auch seine Ehe in einer schweren Krise. Und plötzlich empfand sie nichts als Zärtlichkeit für diesen Mann, den sie oft gehaßt und während der letzten drei Stunden gefürchtet hatte. Es war wie eine Offenbarung. Sie wünschte sich so sehr, daß er immer glauben möge, es sei nur Wut gewesen . . . und nicht das, was so deutlich in seinem Gesicht zu lesen war.

»Ich will mich nicht von dir trennen«, sagte sie. »Ich liebe dich. Während der letzten paar Wochen hat sich das für mich wieder bestätigt.«

Einen Augenblick schien er erleichtert zu sein. Er trat wieder an das Fenster und ging dann zur Couch zurück. Er setzte sich und sah sie an.

»Und warum hast du es dann getan?«

Das zärtliche Gefühl verwandelte sich in Empörung. *Warum!* Eine typische Männerfrage. Ihr Ursprung lag tief in der Vorstellung verwurzelt, die sich ein intelligenter Mann, der im Westlichen Kulturkreis des zwanzigsten Jahrhunderts lebte, von Männlichkeit machte. *Ich muß wissen, warum du es getan hast.* Als sei sie ein Auto mit einem defekten Nadelventil, dessen Motor stotterte, oder ein Roboter mit einem durcheinandergeratenen Programm, so daß er das Dinner schon zum Frühstück servierte. Was die Frauen in Weißglut versetzt, dachte sie plötzlich, ist vielleicht gar nicht der Sexismus. Es ist das verrückte Streben der Männer nach Vollkommenheit.

»Ich weiß nicht, ob ich es erklären kann. Es hört sich wahrscheinlich albern und unwichtig und trivial an.«

»Versuch's doch. War es . . .« Er räusperte sich, spuckte sich im Geiste in die Hände (wieder dieser verdammte Versuch,

Nägel mit Köpfen zu machen). »Habe ich dich nicht befriedigt? War es das?«

»Nein«, sagte sie.

»Was dann?« fragte er hilflos. »Um Gottes willen, was?«

*Okay . . . du willst es nicht anders..*

»Angst«, sagte sie. »Ich glaube, es war hauptsächlich Angst.«

»Angst?«

»Wenn Tad in der Schule war, gab es nichts, was mir die Angst nehmen konnte. Tad war wie . . . wie nennt man das? . . . weißes Rauschen. Wie das Geräusch im Fernsehen, wenn der Sender sich ausschaltet.«

»Er geht doch noch gar nicht zur Schule«, sagte Vic schnell, und sie merkte, daß er ärgerlich wurde. Gleich würde er ihr vorwerfen, sie wolle alles auf Tad abwälzen, und wenn er erst einmal wütend war, würden böse Worte fallen, und das durfte nicht sein. Wenigstens jetzt nicht. Es gab Dinge, die sie, wie sie nun einmal war, nicht auf sich sitzen lassen konnte. Die Situation würde eskalieren. Etwas sehr Zerbrechliches würde zwischen ihnen hin und her geworfen werden. Wie leicht konnte man es dabei fallen lassen.

»Das gehört aber dazu«, sagte sie. »Er geht noch nicht zur Schule. Ich hatte ihn die meiste Zeit zu Hause, aber wenn er weg war . . . dieser Kontrast. . .« Sie sah ihn an. »Die Stille kam mir so laut vor. Und da fing meine Angst an. Nächstes Jahr geht er in den Kindergarten, dachte ich. Dann ist er statt dreimal in der Woche jeden Tag einen halben Tag weg. Und im Jahr darauf an fünf Tagen den ganzen Tag. Und dann würde ich so viel Zeit haben. Ich hatte einfach Angst davor.«

»Und da kam dir der Gedanke, die Zeit dazu zu verwenden, mit anderen Männern zu bumsen?« fragte er bitter.

»Äs saß, aber sie erzählte weiter. Sie erklärte es ihm, so gut sie konnte, phne laut zu werden. Er hatte gefragt. Und jetzt wollte sie ihm alles sagen.'«

»Ich hatte keine Lust, mich in irgendeinem Frauenverein zu betätigen oder im Bibliotheks- oder Krankenhausausschuß mitzuarbeiten. Ich wollte keine Kochrezepte austauschen. Ich wollte nicht immer wieder dieselben langweiligen Gesichter sehen und ständig die gleichen Klatschgeschichten hören. Ich



wollte nicht wissen, wer in dieser Stadt was tut. Ich wollte mir nicht an anderen Leuten das Maul wetzen.«

Ihre Worte sprudelten nur so hervor. Sie hätte nicht aufhören können, auch wenn sie es gewollt hätte.

»Ich wollte nicht an Wohltätigkeitsveranstaltungen teilnehmen. Ich wollte keine Partys geben, und bei den Weight Watchers wäre ich fehl am Platze. Du . . .« /,

Sie schwieg für den Bruchteil einer Sekunde und empfand die Bedeutung ihres Gedankens.

»Pu kennst diese Leere nicht, Vic. Du bist ein Mann, und Männer kämpfen. Männer kämpfen, und Frauen wischen Staub. Und wenn man in den leeren Räumen Staub wischt, hört man manchmal draußen den Wind wehen. Aber, weißt du, manchmal kommt es einem so vor, als wehte der Wind nicht draußen, sondern im Zimmer. Man legt also eine Platte auf. Bob Seger oder J. J. Cale oder sonstwen, und man hört den Wind immer noch, und man hat Gedanken und Ideen, keine guten, aber man hat sie. Also reinigt man beide Toiletten, dann reinigt man die Spüle, und eines Tages geht man zu einem der Antiquitätengeschäfte in der Stadt und sieht die kleinen Nippessachen aus Porzellan und erinnert sich daran, daß auch Mutter solche hatte, daß alle Tanten ganze Regale voll hatten, daß auch *Großmutter* diese Nippessachen hatte.«

Er sah sie aufmerksam an und wirkte so verblüfft, daß sie von Verzweiflung gepackt wurde.

»Ich rede von *Gefühlen*, nicht von Tatsachen!«

»Ja, aber warum . . .«

»Das will ich dir doch gerade erzählen. Es wurde so schlimm, daß ich dauernd vor dem Spiegel stand, um zu sehen, wie mein Gesicht sich veränderte, zu erkennen, daß kein Mensch mich mehr für einen Teenager halten oder mich nach meinem Ausweis fragen würde, wenn ich irgendwo in einer Bar einen Drink bestellte. Ich hatte Angst, weil ich älter wurde. Tad geht zur Vorschule, und das bedeutet, daß er bald zur Schule kommt, und eines Tages . . .«

»Willst du damit sagen, daß du dir einen Liebhaber genommen hast, weil du dich *alt* fühltest?« Er sah sie überrascht an, und dafür liebte sie ihn, denn das *war* Teil ihrer Ängste. Steve

Kemp hatte sie attraktiv gefunden, und das war natürlich schmeichelhaft. Das war der Grund, warum ihr der Flirt Spaß gemacht hatte. Aber das hatte nicht die wichtigste Rolle dabei gespielt.

Sie nahm seine Hände und sprach ganz ernst mit ihm. Sie dachte - wußte -, daß sie vielleicht nie wieder so ernst (oder ehrlich) mit einem Mann sprechen würde. »Es ist mehr. Es ist das Wissen, daß man nicht mehr darauf warten kann, erwachsen zu werden. Daß man sich mit dem, was man hat, bescheiden muß.

Das Wissen, daß die Chancen sich von Tag zu Tag verringern. Für eine Frau - nein, für *mich* - sind das entsetzliche Aussichten.

Ehefrau sein, gut und schön. Aber du gehst zur Arbeit, und selbst wenn du zu Hause bist, beschäftigst du dich mit deiner Arbeit. Mutter sein, auch gut und schön. Aber jedes Jahr ist es ein bißchen weniger, denn jedes Jahr nimmt das Leben dir ein Stück von deinem Sohn.

Männer . . . sie wissen, was sie sind. Sie haben eine Vorstellung von sich selbst. Sie kommen ihrem Ideal nie nahe, und sie zerbrechen daran, und das ist vielleicht einer der Gründe, warum so viele Männer unglücklich und vor der Zeit sterben.. Aber sie wissen,, was es bedeutet, ein Erwachsener zu sein. Dreißig, vierzig, fünfzig sind für sie feste Größen. Sie hören jenen Wind nicht, und wenn sie ihn hören, nehmen sie eine Lanze und stürmen auf ihn ein, weil sie ihn für eine verdammte Windmühle halten, die man bekämpfen muß.

Und was eine Frau tut - was ich tat - war, vor der Zukunft davonzulaufen; Ich hatte Angst vor der Stille im Haus, wenn Tad weg war. Weißt du, einmal - das ist verrückt - war ich in seinem Zimmer und wechselte seine Bettwäsche, und ich mußte plötzlich an meine Schulfreundinnen denken. Ich fragte mich, was sie jetzt wohl machten. Ich war wie benommen. Und plötzlich ging Tads Schranktür auf und . . . ich schrie und rannte aus dem Zimmer. Ich weiß nicht, warum . . . außer . . . Ja, ich weiß es. Ich dachte eine Sekunde lang, daß Joan Milliken aus Tads Schrank herauskam, und ihr Kopf war ab, und ihre Kleidung war voll Blut, und sie sagte: >Ich bin mit neunzehn

Jahren bei einem Autounfall gestorben, als ich aus Sammys Pizza kam, und das interessiert mich einen Dreck<.>«

»Um Gottes willen, Donna«, sagte Vic.

»Ich hatte Angst, weiter nichts. Ich hatte Angst, als ich die Nippessachen sah und daran dachte, einen Töpferkurs mitzumachen oder Yoga oder etwas Ähnliches. Und wenn man vor der Zukunft wegläuft, kann man sich nur in die Vergangenheit flüchten. Und deshalb . . . deshalb fing ich an, mit ihm zu flirten.«

Sie schaute zu Boden und schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht. Ihre Worte klangen erstickt, aber sie waren noch zu verstehen.

»Es machte Spaß. Es war wie in College-Zeiten. Es war wie ein Traum. Ein dummer Traum. Als sei er das weiße Rauschen. Ich hörte den Wind nicht mehr. Das Flirten machte Spaß. Der Sex . . . war nicht gut. Ich hatte Orgasmen, aber es war nicht gut. Ich kann nicht erklären, warum es nicht gut war, außer, daß ich dich die ganze Zeit immer noch liebte und begriff, daß es nur eine Flucht war . . .« Sie sah ihn wieder an. Sie weinte jetzt. »Er läuft auch davon. Er hat es zu seinem Beruf gemacht. Er ist Dichter . . . jedenfalls bezeichnet er sich so. Was er mir gezeigt hat, habe ich nicht begriffen. Er ist ständig unterwegs und träumt davon, daß er noch im College ist und gegen den Vietnamkrieg protestiert. Er muß es gewesen sein. Und jetzt weißt du alles, was ich dir sagen kann. Eine häßliche Geschichte, aber meine eigene.«

»Ich hätte Lust, ihn zu verprügeln«, sagte Vic. »Wenn ich ihm die Nase blutigschlagen könnte, würde ich mich wahrscheinlich besser fühlen.«

Sie lächelte müde. »Er ist weg. Nach dem Abendessen sind Tad und ich Eis essen gegangen, weil du noch nicht zu Hause warst. Ich sagte dir doch, er ist ständig unterwegs.« . »In seinem Zettel lag wenig Poesie«, sagte Vic. Er sah sie kurz an. Sie berührte sein Gesicht, und er zuckte zusammen. Das schmerzte mehr als alles andere. Es schmerzte mehr, als sie gedacht hätte. Sofort stellte sich das Schuldgefühl wieder ein, und Angst brach über sie herein. Aber sie weinte nicht mehr. Es würde wohl lange Zeit keine Tränen mehr geben. Die

Wunde und das sie begleitende Schocktrauma waren zu tief.

»Vic«, sagte sie. »Es tut mir leid. Ich habe dir weh getan, und es tut mir leid.«

»Wann hast du mit ihm Schluß gemacht?«

Sie erzählte ihm von Steves letztem Besuch, aber sie verschwieg ihm, daß sie Angst vor einer Vergewaltigung gehabt hatte.

»Dann wollte er sich mit diesem Zettel also an dir rächen.«

Sie strich sich das Haar aus der Stirn und nickte. Sie sah blaß und elend aus. Unter den Augen hatte sie rote Flecken. »Das wollte er wohl.«

»Laß uns nach oben gehen«, sagte er. »Es ist spät, und wir sind beide müde.«

»Willst du mich lieben?«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Nicht heute.«

»Gut.«

Sie gingen zur Treppe. Bevor sie hinaufstiegen, fragte Donna: »Was soll nun werden, Vic?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Muß ich funfhundertmal >ich will es nie wieder tun< an die Wandtafel schreiben? Lassen wir uns scheiden? Wollen wir es nie wieder erwähnen? Was?« Sie war nicht hysterisch. Sie war nur müde, aber sie hob die Stimme auf eine Weise, die ihr nicht gefiel und die nicht beabsichtigt war. Die Schande war das Schlimmste, die Schande, erwischt worden zu sein und jetzt zu sehen, wie sehr er darunter litt. Und sie haßte ihn fast so sehr wie sich selbst, weil sie sich seinetwegen so sehr schämen mußte, denn sie konnte nichts für die Entwicklung, die zu ihrem Entschluß geführt hatte - wenn es denn überhaupt ein Entschluß gewesen war.

«Wir müßten irgendwie darüber hinwegkommen können«, sagte er, aber sie wußte, daß seine Worte nicht für sie bestimmt waren. »Diese Sache . . .« Er sah sie flehentlich an. »Er war doch der einzige, nicht wahr?«

Es war die unverzeihliche Frage, die einzige, die zu stellen er kein Recht hatte. Sie ließ ihn stehen und rannte die Treppen hoch, bevor alles aus ihr hervorbrach, die dummen Beschuldigungen und Anklagen, die das Problem nicht lösten, sondern

höchstens das bißchen Ehrlichkeit, das sie gegeneinander aufgebracht hatten, wieder zerstörten.

In dieser Nacht fanden sie beide wenig Schlaf. Und die Tatsache, daß er vergessen hatte, Joe Camber anzurufen, um ihn zu bitten, Donnas Wagen zu reparieren, war das letzte, an das Vic jetzt dachte.

Was Joe Camber selbst anbetraf, so saß er auf einem der klapprigen Liegestühle, die auf dem ungepflegten Rasen vor Gary Perviers Haus standen. Sie saßen unter dem Sternenhimmel und tranken eine Mischung von Wodka und Martini aus Gläsern von McDonald. Glühwürmchen flimmerten in der Dunkelheit, und der schwere, süßliche Duft der Heckenkirchen, die sich an Garys Zaun hochrankten, erfüllte die Luft.

Cujo hätte normalerweise zur großen Belustigung der Männer die Glühwürmchen gejagt und verbellt, aber heute abend lag er mit der Nase auf den Pfoten reglos zwischen ihnen. Sie glaubten, er schlief, aber sie irrten sich. Er lag nur ruhig da und spürte die Schmerzen in seinen Knochen und im Kopf. Es fiel ihm immer schwerer, sich in seinem einfachen Hundeleben die nächsten Schritte vorzunehmen. Irgend etwas stand diesem normalen Instinkt im Wege. Wenn er schlief, hatte er Träume von ungewohnter und unangenehmer Lebendigkeit. In einem dieser Träume hatte er den JINGEN grausam angefallen, ihm die Kehle zerbissen und die Eingeweide in dampfenden Bündeln aus seinem Leib gerissen. Zuckend und jaulend war er aus diesem Traum erwacht.

Er hatte ständig Durst, aber er mied gern seinen Wassernapf. Wenn er trank, schmeckte das Wasser wie Metallspäne. Seine Zähne schmerzten von dem Wasser, und die Schmerzen drangen ihm bis in die Augen. Und jetzt lag er im Gras und kümmerte sich weder um die Glühwürmchen noch um sonst etwas. Die Stimmen der MÄNNER waren für ihn nur ein Dröhnen, das von oben kam. In seinem Elend waren die Laute für ihn ohne jede Bedeutung.

»Boston!« rief Gary Pavier und fing an zu gackern. »Boston! Was, zum Teufel, willst du in Boston, und wie kommst du

darauf, daß ich es mir leisten könnte mitzukommen? Bevor ich meinen nächsten Scheck bekomme, habe ich nicht mal genug, um in die nächste Kneipe zu gehen.«

»Scheiße! Du schwimmst doch in Geld«, sagte Joe. Er war schon ziemlich betrunken. »Du brauchst nur in deiner Matratze zu wühlen.«

»In der Matratze sind höchstens Wanzen«, sagte Gary und gackerte wieder. »Es wimmelt nur so, und das ist mir scheißegal. Wollen wir uns noch einen reinfegen?«

Joe hielt ihm das Glas hin. Gary hatte die Zutaten gleich neben seinem Stuhl stehen. Mit der geübten, ruhigen und schweren Hand des chronischen Trinkers mixte er in der Dunkelheit die Getränke.

»Boston«, sagte er noch einmal und reichte Joe den Drink. »Du willst also die Puppen tanzen lassen, Joey, stimmt's?« fragte er listig. Gary war der einzige Mann in Castle Rock - vielleicht in der Wejt - der ihn ungestraft Joey nennen durfte. »Mal richtig was erleben? Bisher bist du ja auch noch nicht viel weiter als Portsmouth gekommen.«

»Ich war schon ein paarmal in Boston. Sei bloß vorsichtig, Pervier, oder ich hetze meinen Hund auf dich.«

»Du könntest den Hund nicht mal auf einen schreienden Nigger hetzen«, sagte Gary. Er griff nach unten und fuhr Cujo durch das Fell. »Was hält denn deine Frau davon?«

»Sie weiß nicht, daß wir fahren. Muß sie auch nicht unbedingt.«

»Ach so.«

»Sie fährt mit dem Jungen nach Connecticut. Sie will ihre Schwester besuchen und den Spinner, mit dem sie verheiratet ist. Sie bleiben eine Woche weg. Sie hat ein bißchen Geld in der Lotterie gewonnen. Das kann ich dir ruhig gleich sagen. Sie geben die Namen sowieso im Radio durch. Das steht alles auf der Gewinnbescheinigung, die sie unterschreiben mußte.«

»Sie hat Geld in der Lotterie gewonnen?«

»Fünftausend Dollar.«

Gary pffte durch die Zähne. Cujo bewegte bei dem Geräusch unruhig die Ohren.

Joe berichtete Gary, was Charity ihm beim Abendessen

erzählt hatte, aber er erwähnte nicht, daß sie sich gestritten hatten. Er stellte das Ganze als einen Handel hin, der seine Idee gewesen war: Sie durfte mit dem Jungen nach Connecticut, dafür durfte er ihn im Herbst eine Woche lang in Moosehead mit auf die Jagd nehmen.

»Und du gehst jetzt nach Boston und gibst einen Teil des Geldes für dich selbst aus, du schäbiger Hund«, sagte Gary. Er schlug Joe auf die Schulter und lachte. »Du bist mir der Richtige.«

»Warum sollte ich nicht? Weißt du, wann ich das letzte Mal einen freien Tag hatte? Ich kann mich gar nicht erinnern. Ich habe diese Woche nicht viel zu tun. Ich hatte fast zwei Tage für die Ventile an Richies International eingeplant, weil ich den Motor rausreißen muß, aber mit dem Deckenkran geht es in vier Stunden. Er soll ihn morgen bringen, dann erledige ich das am Nachmittag. Außerdem habe ich noch eine Getriebereparatur, aber die ist nur für einen Lehrer. Von der höheren Schule. Der kann warten. Ein paar andere Sachen auch. Ich rufe die Leute einfach an und sage ihnen, daß ich ein paar Tage Urlaub mache.«

»Und was willst du in Boston?«

»Nun, vielleicht sehe ich mir in Fenway ein Spiel der Dead Sox an. Und dann gehe ich vielleicht in die Washington Street. . .«

»Die Nahkampfzone! Verdammt, das wußte ich doch!« Gary lachte laut und schlug sich auf die Schenkel. »Erst siehst du 'ne Porno-Show, und anschließend fängst du dir einen Tripper ein!«

»Allein macht es aber keinen Spaß.«

»Na ja, ich könnte ja mitkommen, wenn du mir ein bißchen von dem Geld leihst, bis ich meinen Scheck habe.«

»Kann ich machen«, sagte Joe. Gary war ein alter Säufer, aber seine Schulden bezahlte er zuverlässig.

»Ich glaube, ich habe seit vier Jahren keine Frau mehr gehabt«, sagte Gary nachdenklich. »Ich habe die halbe Sperma-Fabrik drüben in Frankreich verloren. Was noch übrig ist, funktioniert manchmal, aber manchmal auch nicht. Würde Spaß machen zu sehen, ob ich mit meiner Ramme noch rammen kann.«

»Ja«, sagte Joe. Er lallte jetzt schon, und in seinen Ohren summte es. »Und vergiß nicht das Baseballspiel. Weißt du, wann ich zuletzt in Fenway war?«

»Nein.«

»Neun-zehn-hun-dert-acht-und-sech-zig«, sagte Joe und unterstrich jede Silbe durch einen Schlag auf Garys Arm. Dabei verschüttete er die Hälfte seines Getränks. »Bevor mein Sohn geboren wurde. Sie spielten gegen die Tiger und verloren sechs zu vier, die Flaschen.«

»Und wann willst du fahren?«

»Ich denke, Montagnachmittag gegen drei. Meine Frau und der Junge werden wohl morgens fahren. Ich bringe sie zur Greyhound-Station nach Portland. Dann habe ich noch den Vormittag und den halben Nachmittag, um das Wichtigste zu erledigen.«

»Nimmst du den PKW oder den Lastwagen?«

»Den PKW.«

Garys Augen wurden in der Dunkelheit ganz weich und verträumt. »Schnaps, Baseball und Weiber«, sagte er und setzte sich aufrecht hin. »Das macht mir einen Scheißdreck aus.«

»Du kommst also mit?«

»Ja.«

Joe rülpste, und sie fingen beide an zu lachen. Sie merkten nicht, daß Cujo den Kopf gehoben hatte und ganz leise knurrte.

Am Montag dämmerte der Morgen in allen Schattierungen von Grau. Der Nebel war so dicht, daß Brett Camber von seinem Fenster aus die Ulme im Hof nicht erkennen konnte, die nur zwanzig Meter entfernt war.

Attes im Haus schlief noch, aber er selbst konnte nicht mehr schlafen. Er dachte an die bevorstehende Reise und fieberte ihr entgegen. Nur er und seine Mutter. Es würde eine schöne Reise werden, das wußte er genau, und unbewußt war er froh, daß sein Vater nicht mitkam. Er würde unter keinem Zwang stehen. Er würde nicht versuchen müssen, irgendeinem Männlichkeitsideal zu entsprechen, das sein Vater für sich selbst verwirklicht hatte, das er aber noch kaum begriff. Er fühlte sich



gut - unglaublich gut und unglaublich lebendig. Ihm taten alle leid, die an diesem schönen Nebelmorgen nicht verreisen konnten. Wenn der Nebel sich erst verzog, würde es wieder sehr heiß werden. Er wollte im Bus am Fenster sitzen und während der ganzen Reise vom Greyhound-Terminal bis Stratford nach draußen schauen. Er hatte gestern abend lange nicht einschlafen können, und jetzt war es noch nicht einmal fünf Uhr, aber wenn er noch länger im Bett geblieben wäre . . . wahrscheinlich wäre er explodiert oder sowas.

So leise wie möglich zog er Jeans und T-Shirt an, weiße Sportsocken und Schuhe. Er ging nach unten und füllte Cocoa Bears in eine Schüssel. Er versuchte, leise zu essen, aber er war überzeugt, daß das Krachen der Flakes, das er im Kopf vernahm, durch das ganze Haus schallte. Oben hörte er seinen Vater grunzen und sich in dem Doppelbett umdrehen, das er und seine Mutter teilten. Die Federn quietschten. Brett unterbrach seine Kaubewegungen. Nach einer Weile nahm er sich eine zweite Schüssel Cocoa Bears und trug sie auf die hintere Veranda. Er achtete darauf, daß die Tür nicht zuschlug.

Im dichten Nebel waren die verschiedenen Düfte des Sommers deutlich wahrzunehmen. Die Luft war schon warm. Im Osten, eben über den schwachen Umrissen des Fichtengürtels am Ende der östlichen Wiese, sah er schon die Sonne. Sie war klein und silberhell wie der Mond, wenn er hoch am Himmel steht. Der feuchte, alles verhüllende Nebel würde um acht oder neun verschwunden sein, aber die Feuchtigkeit würde bleiben.

Vorläufig aber sah Brett eine weiße, geheimnisvolle Welt vor sich, und er genoß ihre geheimen Freuden: den würzigen Geruch des Grases, das in einer Woche gemäht werden sollte, die duftenden Rosen seiner Mutter. Ganz schwach kam sogar das Aroma der Heckenkirschen herüber, die Gary Perviers Zaun, der das Ende seines Grundstücks markierte, allmählich unter einem Gewirr von Ranken begruben.

Er schob die Schüssel zur Seite und ging über den Hof zur Scheune hinüber, die im Nebel verschwunden war. Auf halbem Weg schaute er zurück und sah, daß auch das Haus nur noch in Umrissen zu erkennen war. Ein paar Schritte weiter, und der Nebel hatte es völlig verschluckt. Er war allein im

feuchten Weiß der Nebelschwaden, und nur die winzige silberne Sonne schaute auf ihn herab. Er roch die frische Erde, die Heckenkirschen, die Rosen.

Und dann hörte er das Knurren.

Sein Herz machte einen Satz, und er sprang einen Schritt zurück. Alle seine Muskeln spannten sich. *Ein Wolf*, dachte er voll Entsetzen, wie ein Kind, dem plötzlich ein altes Märchen einfällt. Er sah sich wild um. Es war nichts zu sehen, nur Weiß.

Cujo kam aus dem Nebel.

Ein schluchzendes Geräusch drang Brett aus der Kehle. Der Hund, mit dem er aufgewachsen war, der geduldig den fröhlich jauchzenden fünfjährigen Brett auf seinem Wagen immer wieder über den Hof gezogen hatte und dabei ein Geschirr trug, das Joe in seiner Werkstatt gebastelt hatte. Der Hund, der jeden Tag, selbst bei Wind und Regen, am Briefkasten auf den Schulbus gewartet hatte . . . dieser Hund war in der schlammbedeckten, zottigen Kreatur nicht mehr wiederzuerkennen, die langsam aus dem Morgennebel zum Vorschein kam. Die großen traurigen Augen des Bernhardiners waren gerötet und hatten einen stumpfen Blick: es waren eher Schweineaugen als die eines Hundes.

Sein Fell war von bräunlichgrünem Morast überzogen, als hätte er sich an der sumpfigen Stelle unten an der Wiese gewälzt. Sein Maul schien zu einem höhnischen Grinsen verzerrt, das Brett vor Entsetzen erstarren ließ. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

Dicker weißer Schaum troff Cujo zwischen den Zähnen hervor.

»Cujo?« flüsterte Brett. »Cujo?«

Cujo sah den JUNGEN an, aber er erkannte ihn nicht mehr, kannte sein Aussehen nicht mehr und nicht den Farbton seiner Kleidung (er konnte Farben nicht genau unterscheiden, jedenfalls nicht so, wie die Menschen es können), und er erkannte ihn auch nicht am Geruch. Er sah nur ein Ungeheuer auf zwei Beinen. Cujo war krank, und jetzt erschienen ihm alle Dinge wie Ungeheuer. In seinem Kopf regte sich dumpfe Mordlust. Er

wollte beißen und reißen und zerfetzen. Verschwommen hatte er die Vorstellung, daß er den JUNGEN ansprang, ihn zu Boden warf, ihm das Fleisch von den Knochen riß und sein Blut trank, das noch pulsierte, von einem sterbenden Herzen getrieben.

Dann sprach das Ungeheuer, und Cujo erkannte seine Stimme. Es war der JUNGE, der JUNGE, und der JUNGE hatte ihm nie etwas getan. Er hatte den JUNGEN einmal geliebt, und er wäre für ihn gestorben, wenn man es von ihm verlangt hätte. Von diesem Gefühl war noch genug übrig, um die Mordvorstellungen zurückzudrängen, bis sie auseinanderliefen wie der Nebel um sie herum. Sie verschwanden, und Cujo empfand nur noch den Schmerz seiner Krankheit.

»Cujo? Was ist denn mit dir, Junge?«

Der Hund, der er gewesen war> bevor die Fledermaus ihn verletzte, wandte sich ab, und der kranke, gefährliche Hund mußte sich mit ihm abwenden. Wandte sich ein letztes Mal ab. Cujo stolperte davon, tiefer in den Nebel hinein. Aus seinem Maul spritzte Schaum in den Sand. Er verfiel in einen unbeholfenen Trott, versuchte, der Krankheit davonzulaufen, aber sie lief mit und quälte ihn, und sein ganzer Körper schmerzte vor Haß und Mordlust. Er wälzte sich im hohen Gras, schnappte danach und rollte mit den Augen.

Die Welt war ein Meer von verrückten Gerüchen. Er würde jeden bis zu seiner Quelle verfolgen und zerreißen.

Cujo fing wieder an zu knurren. Er sprang auf die Füße. Er glitt tiefer in den Nebel hinein, der sich allmählich lichtete, ein großer Hund, der fast zweihundert Pfund wog.

Nachdem Cujo im Nebel verschwunden war, blieb Brett länger als fünfzehn Minuten auf dem Hof stehen und wußte nicht, was er tun sollte. Cujo war krank. Vielleicht hatte er einen ' vergifteten Köder gefressen. Brett wußte, was Tollwut ist, und wenn er ein Murmeltier oder einen Fuchs oder ein Stachelschwein mit den gleichen Symptomen gesehen hätte, wäre es ihm sofort eingefallen. Aber es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß sein Hund diese entsetzliche Krankheit des Gehirns

und des Nervensystems haben könnte. Ein vergifteter Köder, das war noch das Wahrscheinlichste.

Er mußte es seinem Vater sagen. Sein Vater könnte einen Tierarzt-rufen. Oder vielleicht könnte sein Vater selbst etwas unternehmen, wie vor zwei Jahren, als er Cujo mit der Zange die Staqheln eines Stachelschweins aus dem Maul gezogen hatte, wobei er wegen der Widerhaken sehr vorsichtig gearbeitet hatte, damit sie nicht abbrechen und Entzündungen verursachten. Ja, er würde es Daddy sagen. Daddy würde schon Rat wissen, wie damals, als Cujo sich mit dem Stachelschwein eingelassen hatte.

Aber was wurde dann aus der Reise?

Man mußte ihm nicht erst sagen, daß seine Mutter diese Reise nur mit verzweifelten Tricks durchgesetzt hatte. Oder mit Glück. Oder mit einer Kombination aus beidem. Wie die meisten Kinder empfand er die Spannungen zwischen seinen Eltern, und er wußte, wie sich die Stimmung jeden Tag änderte. Es hatte auf der Kippe gestanden, und wenn sein Vater auch zugestimmt hatte, es war gewiß nur widerwillig geschehen. Sicher war die Reise erst, wenn er sie am Bus-Terminal abgesetzt hatte und wieder weggefahren war. Wenn er Daddy erzählte, daß Cujo krank sei, würde er das nicht zum Vorwand nehmen, sie zu Hause zu behalten?

Reglos stand er im Hof. Zum ersten Mal in seinem Leben befand er sich in totaler geistiger und seelischer Verwirrung. Nach einiger Zeit versuchte er, Cujo hinter der Scheune aufzustoßern. Leise rief er den Hund. Seine Eltern schliefen noch, und er wußte, wie deutlich jedes Geräusch im Morgennebel zu hören ist. Er fand Cujo nirgends . . . und das war sein Glück.

Um viertel vor fünf riß der Wecker Vic aus dem Schlaf. Er stand auf, stellte ihn ab und taumelte nach unten ins Badezimmer. Innerlich verfluchte er Roger Breakstone, der es nie schaffte, wie ein normaler Reisender zwanzig Minuten vor Abflug am Pörtland Airport zu sein. Nicht Roger. Roger kalkulierte alle möglichen Katastrophen ein. Es könnte ja eine Reifenpanne, einen Verkehrsstau, eine unterspülte Straße oder ein Erdbeben

geben. Oder fremde Wesen aus dem Weltraum könnten gerade auf der Startbahn gelandet sein.

Er duschte, rasierte sich, schluckte eine Vitamintablette und ging ins Schlafzimmer zurück, um sich anzuziehen. Das große Doppelbett war leer, und er seufzte leise. Er und Donna hatten kein sehr angenehmes Wochenende verbracht. . . ein solches Wochenende wollte er nie wieder erleben. Zwar hatten sie - wegen Tad - ihre normalen Gesichter aufgesetzt, aber er war sich vorgekommen wie auf einem Maskenball. Er hatte es nicht gern, wenn ihm das Spiel seiner Gesichtsmuskeln bewußt war, während er lachte.

Sie hatten in einem Bett geschlafen, aber zum ersten Mal war ihm das riesige Bett nicht groß genug erschienen. Jeder hielt sich an seiner Seite, und der Platz dazwischen war ein mit frischem Laken bezogenes Niemandsland. Am Freitag und am Samstag hatte er nachts lange wach gelegen, und unangenehm hatte er jede Gewichtsverlagerung gespürt, wenn Donna sich bewegte. Er hatte sich gefragt, ob sie jenseits der Leere zwischen ihnen ebenfalls wach lag.

In der letzten Nacht hatten sie die Leere zwischen sich nicht länger ertragen. Der sexuelle Teil hatte einigermaßen geklappt (Wenigstens hatte keiner von ihnen anschließend geweint, was Vic sehr befürchtet hatte). Aber Vic war nicht sicher, ob es sehr viel mit Liebe zu tun gehabt hatte.

Er zog seinen leichten grauen Sommeranzug an und nahm seine beiden Koffer auf. Einer war besonders schwer. Er enthielt die meisten Sharp-Unterlagen. Die graphischen Entwürfe hatte Roger in seinem Gepäck.

Donna machte in der Küche Waffeln. Das Wasser für den Tee fing schon an zu kochen. Sie trug seinen alten blauen Flanellbademantel. Ihr Gesicht war ein wenig aufgequollen, als hätte sie kaum geschlafen.

»Startet die Maschine denn bei diesem Nebel?« fragte sie.

»Der bleibt nicht lange. Man kann schon die Sonne sehen.« Er zeigte nach draußen und küßte sie behutsam auf den Nacken. »Du hättest nicht aufstehen sollen.«

»Kein Problem.« Sie hob den Deckel des Waffeleisens und ließ die Waffel geschickt auf einen Teller gleiten, den sie ihm

dann reichte. »Ich wünschte, du würdest nicht verreisen.« Sie sprach leise. »Nicht jetzt. Nicht nach gestern abend.«

»So schlimm war es doch nicht?«

»Nicht so wie sonst«, sagte Donna. Sie lächelte ein wenig bitter und fast unmerklich. Sie schlug den Waffelteig mit dem Schneebesen und füllte noch eine Kelle in die Form. Sie schloß den schweren Deckel, und es zischte. Sie goß kochendes Wasser über ein paar Teebeutel und stellte die Tassen - auf der einen stand VIC, auf der anderen DONNA - auf den Tisch. »Iß deine Waffel. Da ist Erdbeermarmelade, wenn du welche willst.«

Er nahm die Marmelade und setzte sich. Er strich sich Butter auf die Waffel und schaute zu, wie sie in den kleinen Vierecken verlief, wie er es als Kind schon getan hatte. Die Marmelade war von Smucker. Er mochte die Marmelade von Smucker. Ganz dick bestrich er seine Waffel damit. Es sah großartig aus. Aber er hatte keinen Appetit.

»Wirst du dir in Boston oder New York ein Mädchen nehmen?« fragte sie und drehte ihm den Rücken zu. »Die Rechnung ausgleichen? Wie du mir, so ich dir?«

Er fuhr zusammen - wurde vielleicht sogar rot. Er war froh, daß sie ihm den Rücken zeigte, denn er hatte das Gefühl, daß sein Gesicht gerade in diesem Augenblick mehr von ihm verriet, als sie sehen durfte. Nicht, daß er empört war. Er hatte schon daran gedacht, dem Nachtportier nicht wie üblich einen, sondern zehn Dollar zu geben und ihm dann ein paar Fragen zu stellen. Er wußte, daß Roger es gelegentlich getan hatte.

»Für so etwas werde ich wohl keine Zeit haben.«

»Wie heißt es noch in der Anzeige? Für Jell-O hat man immer Zeit.«

»Sag mal, willst du mich ärgern, Donna?«

»Nein, nein. Iß nur. Dein Körper braucht Betriebsstoff.«

Sie setzte sich mit ihrer Waffel zu ihm an den Tisch. Sie nahm keine Butter. Nur ein wenig Sirup Marke Vermont Maid. Wie gut sie einander kannten, und wie wenig.

»Wann mußt du bei Roger sein?« fragte sie ihn.

»Nach zähen Verhandlungen haben wir uns auf sechs geeinigt.«

Sie lächelte wieder, aber diesmal war es ein gutes, zärtliches Lächeln. »Das mit dem frühen Aufstehen nimmt er sich wohl langsam zu Herzen, nicht wahr?«

»Ja. Ich bin erstaunt, daß er nicht schon angerufen hat, um festzustellen, ob ich auch wirklich aufgestanden bin.«

Das Telefon klingelte.

Sie sahen sich über den Tisch hinweg an, und nach kurzem Schweigen brachen sie in Gelächter aus. Es war ein köstlicher Augenblick, gewiß köstlicher als der vorsichtige Liebesakt in der letzten Nacht. Er sah, wie schön ihre Augen waren, wie leuchtend. Sie waren so grau wie draußen der Morgennebel. »Nimm schnell ab, bevor Tadder aufwacht«, sagte sie.

Er stand auf. Es war Roger. Er versicherte Roger, daß er schon auf sei, fertig angezogen und genau in der richtigen Stimmung. Er würde Roger um Punkt sechs abholen. Er legte auf und dachte darüber nach, ob er Roger die Sache mit Donna und Steve Kemp erzählen sollte. Wahrscheinlich nicht. Selbst wenn Roger versprach, es Althea nicht zu sagen, würde er es dennoch tun. Und Althea würde kaum der Versuchung widerstehen können, diesen saftigen Klatsch weiterzutragen. Diese eingehende Betrachtung der Frage stürzte ihn wieder in tiefe Depressionen. Es schien fast, als ob er und Donna bei dem Versuch, das Problem zu bewältigen, bei Mondschein ihre eigenen Leichen verscharrten.

»Der gute alte Roger«, sagte er und setzte sich wieder. Er lächelte, aber das Lächeln war nicht echt. Es kam nicht mehr spontan.

»Ist im Jaguar überhaupt Platz für euer Gepäck?«

»Sicher«, sagte er. »Es muß hineinpassen. Althea braucht den Wagen, und du hast - ach, Scheiße, ich habe ganz vergessen, Joe Camber anzurufen.«

»Du hattest wirklich andere Dinge im Kopf«, sagte sie. In ihrer Stimme lag leise Ironie. »Das ist schon in Ordnung. Ich schicke Tad heute nicht auf den Spielplatz. Er hat einen Schnupfen. Wenn es dir recht ist, werde ich ihn für den Rest des Sommers zu Hause behalten. Ich kriege Schwierigkeiten, wenn er wegst.«

Sie konnte vor Schluchzen kaum noch sprechen, und er

wußte nicht, was er sagen und wie er reagieren sollte. Er schaute hilflos zu, als sie ein Kleenex nahm, sich die Nase putzte und die Augen abwischte.

»Was immer«, sagte er betroffen, »was immer du für richtig hältst.« Er sprach rasch weiter: »Ruf einfach Joe Camber an. Er ist fast immer in seiner Werkstatt, und ich glaube nicht, daß er für die Reparatur länger als zwanzig Minuten braucht. Selbst wenn er einen neuen Vergaser . . .«

»Wirst du über alles nachdenken, während du weg bist? Was wir tun sollen? Wir beide?«

»Ja«, sagte er.

»Gut. Das werde ich auch tun. Möchtest du noch eine Waffel?«

»Nein, danke.« Die ganze Unterhaltung nahm surrealistische Züge an. Plötzlich wollte er nur noch weg. Plötzlich hielt er die Reise für sehr notwendig. Er freute sich sogar darauf. Endlich raus aus diesem Elend. Meilenweit davon entfernt sein. Er konnte es plötzlich gar nicht mehr erwarten. In Gedanken sah er schon den Delta-Jet durch den Nebel in den blauen Himmel steigen.

»Kann ich eine Waffel haben?«

Sie sahen sich erstaunt um. Tad stand in seinem gelben Pyjama im Flur. Er hatte sich seine rote Decke um die Schultern geworfen, und an einem Ohr hielt er seinen ausgestopften Kojoten fest. Er sah aus wie ein schläfriger kleiner Indianer.

»Ich denke, ich könnte eine organisieren«, sagte Donna überrascht. Tad war sonst kein Frühaufsteher.

»Bist du vom Telefon wach geworden?« fragte Vic.

Tad schüttelte den Kopf. »Ich wollte so früh wach werden, um dir Good-bye zu sagen, Daddy. Mußt du wirklich weg?«

»ip-h bleibe ja nicht lange.«

»Zu lange«, sagte Tad finster. »Ich habe auf meinem Kalender einen Kreis um den Tag gemacht, an dem du wiederkommst. Mom hat mir gezeigt, welcher es ist. Und ich werde jeden Tag ausstreichen, und sie hat gesagt, daß sie mir jeden Abend die Worte an die Ungeheuer sagen will.«

»Dann ist ja alles in Ordnung.«

»Rufst du an?«



»Jeden zweiten Tag«, versprach Vic.

»Jeden Tag«, beharrte Tad. Er kletterte auf Vics Schoß und stellte seinen Kojoten neben Vics Teller. Tad kaute auf einem Stück Toast herum. »Jeden *Abend*, Daddy.«

»Ich kann nicht jeden Abend anrufen«, sagte Vic und dachte an das höllische Arbeitspensum, das Roger am Freitag, bevor der Brief gekommen war, für sie geplant hatte.

»Warum nicht?«

»Weil . . .«

»Weil dein Onkel Roger unerbittlich ist, wenn es um Arbeit geht«, sagte Donna und stellte Tads Waffel auf den Tisch. »Komm her und nimm deinen Kojoten mit. Daddy wird uns morgen abend von Boston aus anrufen und erzählen, was er erlebt hat.«

Tad setzte sich auf seinen Platz am Tische. »Bringst du mir ein Spielzeug mit?«

»Vielleicht. Wenn du artig bist. Und vielleicht rufe ich heute abend noch an, damit ihr wißt, daß ich heil in Boston angekommen bin.«

»Abgemacht.« Vic sah fasziniert zu, wie Tad einen kleinen Sirupsee auf seine Waffel laufen ließ. »Was für ein Spielzeug?«

»Das werden wir sehen«, sagte Vic und beobachtete seinen Sohn beim Essen. Plötzlich fiel ihm ein, daß Tad gern Eier aß. Rühreier, Spiegeleier, hartgekochte Eier, Tad verschlang alles. »Tad?«

»Was ist, Daddy?«

»Wenn du wolltest, daß die Leute Eier kaufen, was würdest du ihnen dann sagen?«

Tad überlegte. »Ich würde ihnen sagen, Eier schmecken gut«, sagte er.

Vic und seine Frau sahen einander an, und wieder war es zwischen ihnen wie vorhin, als das Telefon klingelte. Diesmal lachten sie beide nur innerlich.

Ihr Abschied war kurz und schmerzlos. Nur Tad, der noch nicht begriff, wie kurz die Zukunft sein kann, weinte.

»Wirst du darüber nachdenken?« sagte Donna wieder, als er in den Jaguar stieg.

»Ja.«

Aber auf der Fahrt nach Bridgton, um Roger abzuholen, dachte er nur an jene beiden Augenblicke fast perfekter Kommunikation. Zwei solcher Augenblicke an einem Vormittag. Das war nicht schlecht. Dazu mußte man eben acht oder neun Jahre Zusammensein, grob gerechnet ein Viertel der Jahre, die er bisher auf dieser Erde verbracht hatte. Er dachte daran, wie lächerlich das gesamte System zwischenmenschlicher Kommunikation doch war, wenn es eines so monströsen Aufwands bedurfte, um so wenig zu erreichen. Und wenn man die Zeit investiert hatte und es endlich funktionierte, mußte man immer noch vorsichtig sein. Ja, er wollte darüber nachdenken. Sie hatten gemeinsam eine schöne Zeit verbracht, und obwohl einige Kanäle jetzt mit Gott weiß wieviel Dreck verstopft waren, standen andere doch noch zur Verfügung und schienen zu funktionieren.

Er mußte gründlich über alles nachdenken - aber das ging nicht so schnell. Und je mehr er sich darüber den Kopf zerbrach, um so größer schien ihm das Problem.

Er drehte das Radio lauter und dachte über den guten alten Cornflake-Professor von Sharp nach.

Joe Camber hielt um zehn Minuten vor acht vor dem Greyhound-Terminal in Portland. Der Nebel hatte sich aufgelöst und die digitale Temperaturanzeige oben auf der Casco Bank and Trust zeigte schon 23 Grad an.

Er hatte während der ganzen Fahrt den Hut aufbehalten. Ständig hatte er wütend darauf gewartet, daß ihn jemand schnitt oder vor ihm ausscherte. Er haßte es, in der Stadt zu fahren. Wenn er und Gary nach Boston fuhren, würde er den Wagen stehen lassen. Dort konnten sie die U-Bahn benutzen, wenn sie damit zurechtkamen. Sonst mußten sie eben laufen.

Charity hatte ihren besten Hosenanzug an - es war ein unaufdringliches Grün - und eine weiße Bluse mit Rüschen am Kragen. Sie trug Ohrringe, was Brett ein wenig erstaunte- Vorher hatte sie höchstens zum Kirchgang Ohrringe getragen.

Brett hatte sie allein erwischt, als sie nach oben ging, um sich anzuziehen, nachdem sie Joe seinen Haferbrei hingestellt hatte.

Joe hatte fast die ganze Zeit geschwiegen und Fragen nur einsilbig beantwortet. Zuletzt hatte er das Radio eingeschaltet, um die Baseballergebnisse zu hören, und war überhaupt nicht mehr ansprechbar gewesen. Sie hatten beide Angst, daß seinem Schweigen ein fürchterlicher Ausbruch folgen und er die Reise im letzten Augenblick verbieten würde. Charity hatte die Hosen angezogen und schlüpfte gerade in ihre Bluse. Brett stellte erstaunt fest, daß sie einen pfirsichfarbenen BH trug. Er hatte gar nicht gewußt, daß sie andere als weiße Unterwäsche besaß.

»Ma«, sagte er aufgeregt.

Sie drehte sich zu ihm um, und es schien fast, als ob sie sich auf ihn stürzen wollte. »Hat er etwas gesagt?«

»Nein . . . nein. Es ist wegen Cujo.«

»Cujo? Was ist mit Cujo?«

»Er ist krank.«

»Was meinst du damit, krank?«

Brett berichtete, daß er hinausgegangen sei, nachdem er auf der Veranda seine Cocoa Bears gegessen hatte. Plötzlich sei Cujo aus dem Nebel aufgetaucht, mit roten, wildblickenden Augen und Schaum vor dem Maul.

»Und er ging auch nicht richtig«, beendete Brett seinen Bericht. »Es war eine Art. . . Taumeln. Ich glaube, ich muß es Daddy sagen.«

»Nein«, sagte seine Mutter böse und packte ihn so hart an den Schultern, daß es schmerzte. »Das wirst du nicht-tun!«

Er sah sie überrascht und ängstlich an. Sie lockerte ihren Griff und sprach leiser. »Du hast nur einen Schock bekommen, als er so aus dem Nebel kam. Wahrscheinlich fehlt ihm gar nichts. Okay?«

Brett versuchte die richtigen Worte zu finden, um ihr zu schildern, wie schlecht Cujo ausgesehen hatte und daß er einen Augenblick gefürchtet hatte, Cujo würde ihn anfallen. Aber er fand die Worte nicht. Vielleicht wollte er sie auch nicht finden.

»Wenn "er etwas hat, ist es wahrscheinlich nur eine Kleinigkeit«, fuhr Charity fort. »Vielleicht hat er an einem Skunk geschnuppert . . .«

»Ich habe keinen Skunk gero . . .«

». . . oder er hat ein Murmeltier oder ein Kaninchen gejagt. Unten im Sumpf hat er sich vielleicht sogar mit einem Elch angelegt. Oder er hat Nesseln gefressen.«

»Das könnte sein«, sagte Brett zweifelnd.

»Auf so etwas wartet dein Vater nur«, sagte sie. »Ich höre ihn schon: >Er ist krank, was? Es ist dein Hund, Brett. Dann mußt du ihn eben pflegen. Ich habe zuviel Arbeit, um mich um den Köter zu kümmern<.«

Brett nickte unglücklich. Sie sprach seine eigenen Gedanken aus. Sein Vater hatte schon beim Frühstück schlechte Laune gehabt.

»Du brauchst nichts zu sagen. Er wird schon bei deinem Vater angewinselt kommen, und der wird für ihn sorgen«, sagte Charity. »Er liebt Cujo genauso sehr wie du, wenn er es auch nie zugeben würde. Wenn er sieht, daß mit ihm etwas nicht stimmt, wird er mit ihm zum Tierarzt nach South Paris fahren.«

»Ja, das glaube ich auch.« Die Worte seiner Mutter klangen plausibel, aber trotzdem war Brett nicht sehr glücklich.

Sie bückte sich und küßte ihn auf die Wange. »Ich mache dir einen Vorschlag. Wenn du willst, rufen wir deinen Vater heute abend an. Und wenn du mit ihm sprichst, fragst du ihn einfach ganz beiläufig: >Hast du meinen Hund gefüttert, Daddy?< und dann wirst du es schon erfahren.«

»Ja«, sagte Brett und lächelte seine Mutter dankbar an. Sie lächelte erleichtert zurück. Der Ärger schien abgewendet. Aber während der Ewigkeit, die es dauerte, bis Joe endlich mit dem Wagen vorgefahren war und die Gepäckstücke einlud, hatte Brett eine andere Sorge. Wenn Cujo nun vor der Abfahrt noch angelaufen kam? Dann würde Daddy selbst sehen, daß etwas mit ihm nicht stimmte.

Aber Cujo war nicht gekommen.

Jetzt öffnete Joe die Heckklappe des Country Squire, reichte Brett die beiden kleineren Taschen und nahm die großen selbst.

»Frau, du hast so viel Gepäck, daß ich mich frage, ob du nicht anstatt nach Connecticut nach Reno fährst, um dich scheiden zu lassen.« (Sie hatte heimlich alle ihre sechs Fotoalben eingepackt.)

Charity und Brett lächelten verlegen. Es hörte sich wie ein Scherz an, aber bei Joe Camber konnte man nie wissen.

»Das wäre schön«, sagte sie.

»Dann müßte ich wohl hinfahren und dich mit dem neuen Kran wieder nach Hause ziehen«, sagte er, ohne zu lächeln. Er hatte seinen grünen Hut nach hinten geschoben. »Junge, wirst du auch gut auf Mom aufpassen?«

Brett nickte.

»Das mußt du auch.« Er musterte den Jungen. »Du bist verdammt groß geworden. Wahrscheinlich willst du dem Alten keinen Abschiedskuß geben.«

»Doch, Daddy«, sagte Brett. Er umarmte seinen Vater und küßte ihn auf die stoppelige Wange und roch sauren Schweiß und einen leichten Wodkageruch von gestern abend. Er war selbst überrascht, daß er seinen Vater so lieb hatte. Dieses Gefühl kam immer dann in ihm auf, wenn er es am wenigsten erwartete. Allerdings war es während der letzten zwei oder drei Jahre seltener geworden, was seine Mutter nicht wußte und ihm wohl -auch nicht geglaubt hätte. Diese Liebe hatte nichts mit Joe Cambers täglichem Verhalten ihm oder seiner Mutter gegenüber zu tun. Es war eine nackte biologische Tatsache, ein Phänomen, das man ein Leben lang nicht abstreifte. Es war die Erinnerung an den Geruch von Zigarettenrauch, an einen Rasierapparat im Badezimmer und eine über den Stuhl gehängte Hose. Und die Erinnerung an gewisse Flüche.

Sein Vater drückte ihn an sich und wandte sich dann Charity zu. Er legte ihr einen Finger unter das Kinn und hob ihr Gesicht zu sich auf. In der Ladezone hinter dem flachen Ziegelgebäude ließ ein Busfahrer seinen Motor warmlaufen. Man hörte das gutturale Dröhnen des Dieselmotors. »Gute Reise«, sagte er.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie wischte sie rasch ab. Es war eine fast wütende Geste. »Okay«, sagte sie.

Sofort nahm sein Gesicht wieder den gewohnten verschlossenen und unverbindlichen Ausdruck an. Es war, als ließe er das Visier herab. Er war wieder ganz der Mann vom Lande. »Wir müssen die Koffer verstauen, Junge«, sagte er. »In diesem hier muß Blei sein . . . Mein Gott!«

Er blieb, bis alle vier Gepäckstücke abgefertigt waren, und

der herablassende Blick des Kontrolleurs entging ihm völlig. Er schaute zu, wie das Gepäck auf einen Wagen geladen und weggerollt wurde, um dann im Bus zu verschwinden. Dann drehte er sich zu Brett um.

»Komm mit nach draußen«, sagte er.

Charity sah die beiden gehen. Sie setzte sich auf eine der harten Bänke, öffnete ihre Handtasche und nahm ein Taschentuch heraus. Das sah ihm ähnlich. Ihr wünschte er eine gute Reise, und jetzt versuchte er, den Jungen zu überreden, mit ihm wieder nach Hause zu fahren.

Auf dem Fußsteig sagte Joe: »Ich will dir zwei Ratschläge geben, Junge. Wahrscheinlich wirst du keinen von ihnen befolgen, das tun Jungs selten, aber das hat noch keinen Vater davon abgehalten, Ratschläge zu geben. Mein erster Rat an dich ist dieser: Der Bursche, den ihr jetzt besuchen wollt, diese\* Jim, ist nichts als ein Stück Scheiße. Ich lasse dich auch nur mitfahren, weil du schon zehn bist, und das ist alt genug, einen Haufen Scheiße von einer Teerose zu unterscheiden. Lern ihn nur kennen, dann wirst; du schon sehen. Er tut nichts, als im Büro zu sitzen und Papiere hin und her zu schieben. Das meiste" Elend dieser Welt kommt von Leuten wie ihm, denn ihr Gehirn hat nichts mehr mit ihren Händen zu tun.« Hektische Flecken erschienen in Joes Gesicht. »Er ist ein Stück Scheiße. Du wiffst schon sehen, daß ich recht habe.«

»Okay«, sagte Brett leise.

Joe Camber lächelte. »Mein zweiter Rat ist: Achte auf deine Brieftasche.«

»Ich habe doch kein Ge . . .«

Camber hielt ihm einen zerknüllten Fünfdollarschein vor die Nase. »Jetzt hast du welches. Gib nicht alles auf einmal aus. Ein Narr wird sein Geld schnell los.«

»Okay, Daddy. Vielen Dank!«

»Bis bald«, sagte Camber. Er verlangte keinen zweiten Kuß.

»Good-bye, Daddy.« Brett stand auf dem Bürgersteig und sah seinen Vater in den Wagen steigen und wegfahren. Es war das letzte Mal, daß er seinen Vater lebend sah.

Um viertel nach acht an diesem Morgen taumelte Gary Pervier in seinen vollgepinkelten Unterhosen aus seinem Haus und urinierte an den Zaun mit den Heckenkirschen. Er hatte die perverse Hoffnung, daß sein Urin eines Tages vom Schnaps so scharf sein würde, daß die Heckenkirschen eingingen. Aber dieser Tag war noch nicht gekommen.

»Arrrrggh, mein Kopf!« schrie er und hielt ihn sich mit der freien Hand, während er die Heckenkirschen besprühte, die sich an seinem Zaun hochrankten. Seine Augen waren blutunterlaufen. Sein Herz rasselte und stampfte wie eine alte Wasserpumpe, die mehr Luft als Wasser einzog. Als er sich entleert hatte, bekam er entsetzliche Magenkrämpfe - sie hatten sich in letzter Zeit gehäuft - und als er sich zusammenkrümmte, entluden sich seine Blähungen in einem dröhnenden übelriechenden Furz.

Er wollte wieder ins Haus gehen, und in diesem Augenblick hörte er das Knurren. Es war ein tiefer, kräftiger Laut, der von der Stelle kam, wo sein von Unkraut überwuchertes Hof in das hohe Gras der benachbarten Wiese überging.

Rasch wandte er sich nach dem Geräusch um. Die Kopfschmerzen, das Herzklopfen und die Magenkrämpfe waren vergessen. Er hatte lange nicht mehr diese Rückblenden auf seine Kriegserlebnisse in Frankreich erlebt, aber jetzt erlebte er eine. Plötzlich schrie es in ihm: Deutsche! Deutsche! Alles hinlegen!

Aber es waren nicht die Deutschen. Als das Gras sich teilte, erschien Cujo.

»Hey, Junge, warum knurrst du denn ...« sagte Gary und stockte.

Es war zwanzig Jahre her, daß er einen tollwütigen Hund gesehen hatte, aber diesen Anblick vergißt man nicht. Er war von einem Camping Trip in der Gegend von Eastport gekommen und hatte östlich von Machias eine Esso-Tankstelle angesteuert. Wie ein Gespenst war ein keuchender, dürrer gelber Hund an der Tankstelle vorbeigeschlichen. Er atmete hastig und flach, und seine Flanken bewegten sich rasch dabei. Schaum troff ihm aus dem Maul, und er rollte wild mit den Augen. Sein Hinterteil war von seinem eigenen Kot ver-

schmiert. Das Tier taumelte mehr als es lief, als ob eine unfreundliche Seele ihm billigen Whiskey ins Maul geschüttet hätte.

»Verdammt, da ist er wieder«, hatte der Tankwart gesagt. Er hatte den Schraubenschlüssel fallen lassen und war in das winzige Büro neben der Tankstelle gerannt. Mit einem Gewehr .30-.30 in den kräftigen ölverschmierten Händen kam er wieder heraus. Er trat auf den Asphalt hinaus, ließ sich auf die Knie fallen und fing an zu schießen. Der erste Schuß lag zu tief und riß dem Hund in einer Wolke von Blut ein Hinterbein ab. Der gelbe Hund bewegte sich nicht einmal. Daran erinnerte sich Gary genau, als er Cujo jetzt sah. Er sah sich nur ausdruckslos um, als hätte er nicht die geringste Ahnung, wie ihm geschah. Der zweite Versuch des Tankwarts hätte das Tier fast in zwei Teile gerissen. Schwarz und rot klatschten seine Gedärme gegen eine der Pumpen der Tankstelle. Einen Moment später hielten drei weitere Kerle an, die sich im Fahrerhaus eines 1940er Dodge Pickup drängten. Sie waren alle bewaffnet. Sie stürzten aus ihrem Wagen und gaben acht oder neun Schüsse auf den toten Hund ab. Eine Stunde später, als der Tankwart an Garys Motorrad gerade einen neuen Scheinwerfer eingebaut hatte, erschien eine Veterinärbeamtin in einem Studebaker ohne Tür an der Beifahrerseite. Sie zog lange Gummihandschuhe an und schnitt ab, was vom Kopf des Hundes noch übrig war, um es zum Gesundheitsamt zu schaffen.

Cujo wirkte wesentlich lebhafter als der gelbe Hund von damals, aber im übrigen waren seine Symptome die gleichen. *Noch nicht so weit fortgeschritten*, dachte Gary. *Um so gefährlicher. Mein Gott, ich muß mein Gewehr holen -*

Er ging langsam rückwärts. »Heh, Cujo . . . guter Hund, guter Junge, gutes Hündchen . . .« Cujo stand am Rand des Rasens, den großen Kopf gesenkt, die Augen gerötet und verhangen. Er knurrte.

»Guter Junge . . .«

Die Worte des MANNES bedeuteten Cujo nichts. Sie waren sinnlose Geräusche, nicht anders als der Wind. Schlimmer war



der *Geruch*, der von dem MANN ausging. Ein heißer, ranziger und stechender Geruch. Es war der Geruch der Angst. Er machte ihn verrückt, er war unerträglich. Er wußte plötzlich, daß der MANN ihn krankgemacht hatte. Er tat einen Satz, und sein Knurren schwoll zu einem Wutgeheul.

Gary sah den Hund heranspringen. Er drehte sich um und rannte. Ein Biß, ein einziger Kratzer konnte den Tod bedeuten. Er rannte zur Veranda, um sich im Haus dahinter in Sicherheit zu bringen. Aber es waren zu viele Drinks gewesen, zu viele lange Wintertage am Ofen und zu viele Sommerabende im Liegestuhl. Er hörte Cujo näherkommen, und dann dieser entsetzliche Sekundenbruchteil, da er nichts mehr hörte und wußte, daß Cujo jetzt sprang.

Als er die erste zersplitterte Stufe der Veranda erreichte, trafen ihn zweihundert Pfund Bernhardiner wie eine Lokomotive, schleuderten ihn zu Boden und preßten ihm die Luft aus dem Brustkorb. Der Hund schnappte nach seinem Genick. Gary versuchte hochzukommen, aber der Hund war über ihm, und sein dichtes Bauchfell erstickte ihn fast. Mit Leichtigkeit warf der Hund ihn wieder zu Boden. Gary kreischte.

Cujo biß ihn oben in die Schulter. Seine kräftigen Kiefer schlossen sich, und die Zähne drangen tief in das Fleisch und zerrissen die Muskeln. Er knurrte immer noch. Das Blut floß in Strömen. Gary spürte, wie es an seinem mageren Oberarm herabließ. Er drehte sich um und drosch mit den Fäusten auf den Hund ein. Dieser wich ein Stück zurück, und Gary konnte drei Stufen weiter nach oben kriechen. Er kroch auf Händen und Füßen. Dann war Cujo wieder da.

Gary trat nach dem Hund. Cujo wich aus, und dann sprang er Gary wieder an und schnappte und knurrte. Schaum spritzte ihm aus dem Maul, und Gary roch seinen Atem. Es war ein fauliger Gestank - ranzig und gelb. Gary ballte die rechte Faust und schlug mit letzter Kraft zu. Er traf den harten Knochen an Cujos Unterkiefer. Es war Glück. Er spürte die Wucht des Schlages bis in die Schulter, die von der tiefen Bißwunde brannte.

Cujo wich zurück.

Gary sah den Hund an. Seine schmale, unbehaarte Brust hob und senkte sich. Sein Gesicht war aschfahl. Blut quoll aus seiner zerfleischten Schulter und tropfte auf die abgeblätterten Verandastufen.

»Komm her, du Hurensohn«, sagte er. »Komm nur, komm, es ist mir scheißegal.« Er kreischte. »Hörst du mich? Es ist mir scheißegal!«

Aber Cujo wich noch ein Stück zurück.

Die Worte hatten immer noch keine Bedeutung für ihn, aber der Geruch der Angst hatte den MANN verlassen. Cujo wußte nicht, ob er noch einmal angreifen sollte. Er hatte Schmerzen, elende Schmerzen, und die Welt war ein verrücktes Durcheinander von Wahrnehmung und Eindrücken -

Gary kam zitternd wieder auf die Füße. Er quälte sich die letzten beiden Stufen hoch. Rückwärts ging er auf die Tür zu und faßte hinter sich nach dem Türgriff. Seine Schulter fühlte sich an, als hätte man ihm reines Benzin unter die Haut gegossen. Seine Gedanken rasten. *Tollwut! Ich habe Tollwut!*

Egal. Eins nach dem ändern. Seine Schrotflinte stand im Flurschrank. Gott sein Dank waren Charity und Brett Camber nicht auf dem Hügel dort drüben. Hier war Gottes Gnade am Werk.

Er fand den Türgriff und zog die Tür auf. Er ließ Cujo nicht aus den Augen, bis er im Haus war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. Er empfand große Erleichterung. Seine Beine waren wie Gummi. Die Welt verschwamm vor seinen Augen. Er biß sich auf die Zunge, um wach zu werden. Er durfte jetzt nicht wie ein Mädchen in Ohnmacht fallen. Wenn er wollte, konnte er das tun, wenn er den Hund erledigt hatte. Mein Gott, das war knapp. Er hatte schon mit seinem Leben abgeschlossen.

Er ging den dunklen Flur entlang zum-Schrank, und in diesem Augenblick brach Cujo durch die untere Hälfte der Tür.

Er flutschte die Zähne, daß es wie ein höhnisches Grinsen aussah, und stieß ein trockenes Gebell aus.

Wieder kreischte Gary laut auf. Er wirbelte gerade noch rechtzeitig herum, um Cujo mit beiden Armen aufzufangen, als dieser ihn ansprang. Der Hund schob ihn durch den Flur, und Gary torkelte von einer Seite auf die andere, als er versuchte, sich auf den Beinen zu halten. Einen Augenblick schien es, als tanzten sie Walzer. Dann ging Gary, der fünfzig Pfund leichter war, zu Boden. Schwach nahm er Cujos Schnauze unter seinem Kinn wahr, spürte, wie ekelhaft heiß und trocken Cujos Nase war. Er versuchte, die Hände hochzubringen, und wollte Cujo die Daumen in die Augen stoßen, als Cujo zuschnappte und ihm die Kehle aufriß. Gary schrie, und wieder fuhr der Hund auf ihn los. Gary fühlte das Blut in seinem Gesicht und dachte: *Lieber Gott, es ist meines!* Fahrig und wirkungslos schlug er gegen Cujos Oberkörper. Dann sanken seine Hände herab.

Schwach roch er den unangenehmen und betäubenden Duft der Heckenkirschen.

»Was siehst du dort draußen?«

Brett drehte sich ein wenig um, als er die Stimme seiner Mutter hörte. Nicht ganz, denn er wollte auch nicht einen Augenblick darauf verzichten, die an ihm vorbeirollende Landschaft zu betrachten. Der Bus war schon fast eine Stunde unterwegs. Sie waren über die Million Dollar Bridge nach South Portland gefahren, und Brett hatte die beiden rostigen alten Frachter im Hafen bewundert. Dann hatten sie die Autobahn nach Süden erreicht und näherten sich jetzt der Grenze nach New Hampshire.

»Alles«, sagte Brett. »Was siehst du, Mom?«

Sie dachte: *Dein Spiegelbild in der Scheibe. Ganz schwach sehe ich es.*

Aber sie antwortete: »Ich glaube, ich sehe die Welt. Ich sehe die Welt, die an uns vorbeirollt.«

»Mom, am liebsten möchte ich mit diesem Bus ganz bis Kalifornien fahre\* und alles sehen, was ich in den Geographiebüchern in der Schule gelesen habe.«

Sie lachte und fuhr ihm "durch das Haar. »Du würdest von der Landschaft verdammt bald genug bekommen.«

»Nein. Nein, bestimmt nicht.«

Und wahrscheinlich hatte er sogar recht. Sie war plötzlich traurig und fühlte sich ganz alt. Als sie am Samstag Holly angerufen hatte, um zu fragen, ob sie kommen könnten, war Holly ganz begeistert gewesen, und ihre Begeisterung hatte Charity angesteckt, und sie hatte sich jung gefühlt. Seltsam, daß sie sich bei der Freude und offensichtlichen Euphorie ihres eigenen Sohnes alt fühlte. Aber wenn auch . . .

Wie wird seine Zukunft aussehen? fragte sie sich und beobachtete sein Gesicht in der Scheibe, das wie durch einen Kameratelevisoren vor der vorbeiziehenden Szenerie zu sehen war. Er war intelligent, intelligenter als sie und viel intelligenter als Joe. Er mußte das College besuchen, aber sie wußte genau: schon wenn er zur höheren Schule ging, würde Joe ihn drängen, Autoreparaturkurse zu belegen, damit er ihm besser in der Werkstatt helfen konnte. Vor zehn Jahren wäre er damit nicht durchgekommen. Die Schulbehörde hätte nicht zugelassen, daß ein intelligenter Junge wie Brett alle Handwerkskurse belegte hätte, aber heutzutage hatte man eine freiere Auswahl, und da konnte es schon geschehen.

Sie hatte Angst davor. Früher hatte sie sich immer gesagt, daß die Schule noch in weiter Ferne lag - die *richtige* Schule. Ein Junge, der so leicht lernte wie Brett, würde mit der höheren Schule spielend fertigwerden. Aber dann mußte man sich unwiderruflich entscheiden. Dann konnte man von einem einmal gefaßten Entschluß nicht mehr zurücktreten.

Sie zitterte, und das lag nicht daran, daß die Klimaanlage des Busses falsch eingestellt war.

Für Brett wäre es mit der höheren Schule in vier Jahren -soweit.

Wieder zitterte sie, und plötzlich wünschte sie sich wütend, daß sie das Geld nie gewonnen hätte oder daß das Los verlorengegangen wäre. Sie hatten sich erst vor einer Stunde von Joe verabschiedet. Seit sie 1966 geheiratet hatten, war dies das erste Mal, daß sie von Joe getrennt war. Sie hatte nicht gewußt, daß sie bei dieser Vorstellung so viel Bitterkeit empfinden würde.

Man mußte es sich vorstellen: Frau und Sohn wurden aus der Gefangenschaft freigelassen . . . aber es gab einen Haken. Viele Haken, und an denen hingen dicke unsichtbare Gummibänder. Und bevor man sich zu weit entfernen konnte, schwupp! Und man war für weitere vierzehn Jahre eingekerkert.

Ein leiser krächzender Laut kam aus ihrer Kehle.

»Sagtest du etwas, Mom?«

»Nein. Ich habe mich nur geräuspert.«

Sie zitterte ein drittes Mal, und diesmal bekam sie Gänsehaut an den Armen. Sie dachte an eine Zeile aus einem Gedicht, das sie in der Englischstunde gelernt hatte. Sie hatte das College besuchen wollen, aber ihr Vater war wütend geworden - ob sie wohl glaube, er sei reich -, und ihre Mutter hatte ihren Plan sanft und mitleidig totgelacht. *Die* Zeile war aus einem Gedicht von Dylan Thomas, und sie kannte nicht mehr das ganze Gedicht, aber es hatte davon gehandelt, daß man sich >durch das Verhängnis der Liebe bewegt<.

Die Zeile war ihr damals komisch vorgekommen und hatte sie verwirrt, heute aber glaubte sie sie zu verstehen. Was war denn dieses unsichtbare Gummiband, wenn nicht Liebe? Wollte sie sich etwas vormachen? Wollte sie behaupten, daß sie den Mann, den sie geheiratet hatte, nicht auch irgendwie liebte? Daß sie es nur aus Pflichtgefühl oder um des Jungen willen bei ihm ausgehalten hatte? Das war geradezu lächerlich. Wenn sie ihn je verlassen hätte, dann *wegen* des Kindes. Daß es ihr mit ihm im Bett nie Spaß gemacht hätte? Daß er nicht manchmal (wie vorhin an der Bus-Station) auch zärtlich sein konnte?

Und doch . . . und doch . . .

Brett sah aus dem Fenster und war entzückt. Ohne den Blick von der Landschaft zu wenden, fragte er: »Glaubst du, daß mit Cujo alles in Ordnung ist, Mom?«

»Sicher«, sagte sie abwesend.

Zum ersten Mal dachte sie ganz konkret an Scheidung und überlegte, wie sie ihren Sohn und sich durchbringen könnte, wie sie mit dieser unvorstellbaren (*fast* unvorstellbaren) Situation fertigwerden würde. Wenn sie und Brett von dieser Reise nicht zurückkamen, würde er dann kommen, um sie zu holen? Er hatte in Portland vage damit gedroht. Würde er sich dazu

entschließen, Charity fahren zu lassen, aber mit allen Mitteln versuchen, Brett nach Hause zu holen?

Im Geiste ging sie die verschiedenen Möglichkeiten durch und wog sie gegeneinander ab. Es kann nicht schaden, ein wenig Abstand zu gewinnen, dachte sie plötzlich. Das mag schmerzlich sein, aber vielleicht auch ein bißchen nützlich.

Der Greyhound ließ die Grenze nach New Hampshire hinter sich und rollte nach Süden.

Die Delta 727 stieg steil hoch, drehte eine Schleife über Castle Rock - Vic hielt immer Ausschau nach seinem Haus zwischen Castel Lake und der 117, jedesmal vergeblich - und nahm dann wieder Kurs auf die Küste. Der Flug bis Logan Airport dauerte zwanzig Minuten.

Irgendwo, sechstausend Meter unter ihnen, war Donna. Und Tadder. Er war plötzlich deprimiert und hatte eine düstere Vorahnung, daß es nicht funktionieren würde, daß es verrückt war, auch nur darauf zu hoffen. Wenn das Haus zusammenstürzte, mußte man ein neues bauen. Man konnte das alte nicht einfach wieder zusammenkleben.

Die Stewardess kam vorbei. Er und Roger flogen erster Klasse (»Noch können wir uns das leisten, alter Junge«, hatte Roger gesagt, als er den Flug buchte, »wenn schon ins Armenhaus, dann aber standesgemäß.«), und außer ihnen waren nur vier oder fünf andere Passagiere in der Kabine, die fast alle die Morgenzeitung lasen. Das tat auch Roger.

»Kann ich Ihnen irgend etwas bringen?« fragte sie Roger mit jenem Berufslächeln, das auszudrücken schien, daß es ihr eine riesige Freude gemacht hatte, um fünf Uhr dreißig aufzustehen und-von Bangor nach Portland, nach Boston, nach New York und nach Atlanta zu fliegen.

Roger schüttelte zerstreut den Kopf, und sie richtete ihr unheimliches Lächeln gegen Vic. »Für Sie, Sir? Kuchen? Orangensaft?«

»Könnten Sie einen Drink für mich auftreiben?« fragte Vic, und Rogers Kopf fuhr hinter der Zeitung hoch.

Die Stewardess hielt ihr Lächeln durch. Schon vor neun Uhr

morgens um einen Drink gebeten zu werden, war für sie nichts Neues. »Sicher kann ich das«, sagte sie, »aber Sie werden ihn schnell trinken müssen, denn bis Boston ist es nur ein Katzensprung.«

»Ich werde mich beeilen«, versprach Vic feierlich, und mit ihrem strahlenden Lächeln und ihrer hübschen blauen Uniform verschwand sie in der Kombüse.

»Was ist denn mit dir los?« fragte Roger.

»Wie meinst du das?«

»Das weißt du ganz genau. Du trinkst doch sonst vormittags nicht mal ein Bier.«

»Heute ist Stapellauf?«

»Was für ein Stapellauf?«

»Die R. M. S. *Titanic*«, sagte Vic.

Roger runzelte die Stirn. »Findest du das nicht ein bißchen geschmacklos?«

Vic mußte, ihm recht geben. Das hatte Roger nicht verdient. Aber in seiner Niedergeschlagenheit heute morgen war ihm nichts anderes eingefallen. Er lächelte ziemlich unglücklich, aber Roger sah ihn immer noch unfreundlich an.

»Hör zu«, sagte Vic. »Im Zusammenhang mit diesen Himbeerflakes ist mir etwas eingefallen. Es wird zwar verdammt schwer sein, das dem alten Sharp und seinem Sohn zu verkaufen, aber es könnte glücken.«

Roger schien erleichtert. So hatten sie es immer gehalten. Vic lieferte die Ideen, Roger verarbeitete sie und setzte sie um. Sie hatten immer als Team gearbeitet, wenn es darum ging, Ideen 'mediengerecht aufzubereiten und auf geeignete Weise zu präsentieren.

»Was ist es?«

»Gib mir noch ein wenig Zeit«, sagte Vic. »Vielleicht bis heute abend. Dann ziehen wir das Ding über die Bühne . . .«

». . . und sehen, wer dann ohne Hosen dasteht«, sprach Roger grinsend den Satz zu Ende. Er schüttelte die Zeitung und schlug den Wirtschaftsteil auf. »Okay. Aber heute abend muß ich es wissen. Die Sharp-Aktien sind übrigens wieder um null komma acht Punkte gestiegen. Wußtest du das?«

Vic murmelte etwas Unverständliches und schaute wieder

aus dem Fenster. Der Nebel hatte sich aufgelöst, und es herrschte klare Sicht. Die Strände von Kennebunk und Ogunquit und York sahen aus wie auf einer Panoramapostkarte - die kobaltblaue See, der khakifarbene Sand und dahinter die Landschaft von Maine mit ihren sanften Hügeln und den von Waldstreifen durchzogenen Feldern. Sie war wunderschön. Und seine Depressionen wurden davon nur noch schlimmer.

*Wenn ich heulen muß, werde ich es verdammt in der Toilette tun*, dachte er grimmig. Und das alles hatten die paar Sätze auf schäbigem Papier angerichtet. Wie zerbrechlich war doch diese Welt, so zerbrechlich wie Ostereier, die außen bunt und innen hohl sind. Erst in der letzten Woche hatte er daran gedacht, einfach auszuziehen und Tad mitzunehmen. Und jetzt überlegte er sich schon, ob Donna und Tad überhaupt zu Hause sein würden, wenn er von seiner Reise zurückkam. Konnte es nicht sein, daß Donna das Kind nahm und verschwand? Vielleicht zu ihrer Mutter in die Poconos?

Ganz sicher war das möglich. Vielleicht hielt sie eine Trennung von zehn Tagen für zu kurz. Für ihn und für sich selbst. Vielleicht wäre eine Trennung von zehn Monaten besser. Und Tad war bei ihr. Das zählte vor dem Gesetz schon neun Punkte.

*Und vielleicht*, flüsterte eine Stimme in ihm, *vielleicht weiß sie, wo Steve Kemp ist. Vielleicht beschließt sie, zu ihm zu fahren, es eine Zeitlang mit ihm zu probieren. Die beiden könnten versuchen, an ihre glückliche Vergangenheit anzuknüpfen*. Ein sehr seltsamer Gedanke für den Montagmorgen, sagte er sich ungehalten, aber er wurde den Gedanken nicht los. Fast. Aber nicht ganz.

Er hatte sein Glas bis auf den letzten Tropfen geleert, als die Maschine in Logan landete. Er hatte Sodbrennen bekommen und wußte, daß es ihn den ganzen Vormittag quälen würde - wie der Gedanke an Donna mit Steve Kemp - und wenn er zwanzig Tabletten schluckte. Aber seine Depressionen waren nicht mehr so schlimm. Also hatte es sich vielleicht doch gelohnt.

Vielleicht.

Joe Camber betrachtete den Werkstattfußboden unter seinem großen Schraubstock mit einiger Verwunderung. Er schob sich



den grünen Filzhut ins Genick und starrte noch eine Weile auf das, was er vorgefunden hatte. Dann steckte er ein paar Finger zwischen die Zähne und stieß einen durchdringenden Pfiff aus.

»CM/O/ Heh, Junge! Komm, CM/O/«

Er pfiff noch einmal, stemmte die Hände auf die Knie und bückte sich. Der Hund würde gleich kommen, daran zweifelte er nicht. Cujo lief nie weit weg. Aber wie sollte er sich in diesem Fall verhalten?

Der Hund hatte in der Werkstatt auf den Fußboden geschissen. Er konnte sich nicht daran erinnern, daß Cujo das je getan hatte, nicht einmal als Welpen. Er hatte gelegentlich irgendwo gepinkelt und das eine oder andere Kissen zerfetzt, aber so etwas hatte es noch nicht gegeben. Er überlegte kurz, ob irgendein anderer Hund es getan haben konnte, aber er verwarf den Gedanken. Soweit er wußte, war Cujo der größte Hund in Castle Rock.

Große Hunde fraßen viel, und große Hunde schissen auch viel. Kein Pudel, kein Beagle und keine Promenadenmischung hätte diesen Haufen hier hinsetzen können. Ob der Hund wohl gemerkt hatte, daß Charity und Brett für eine Weile verreisen würden? Wenn das der Fall war, hatte er auf diese Weise gezeigt, was er von der Sache hielt. Von ähnlichen Dingen hatte Joe schon gehört.

Er hatte den Hund 1975 für eine Reparatur in Zahlung genommen. Der Kunde war ein einäugiger Bursche namens Ray Crowell aus der Gegend von Fryeburg gewesen. Dieser Crowell hatte hauptsächlich in den Wäldern gearbeitet, aber es war bekannt, daß er sich gut auf Hunde verstand - er war ein erfolgreicher Züchter, und seine Tiere waren hervorragend abgerichtet. Er hätte ein gutes Auskommen gehabt, wenn er eine »Hundefarm« aufgemacht hätte, wie es die Leute in Neu-England nannten, aber er hatte ein unglückliches Naturell und vergaulte viele Kunden mit seiner Unfreundlichkeit.

»Mein Lastwagen braucht einen neuen Motor«, hatte Crowell in jenem Frühling zu Joe gesagt.

»Ja«, hatte Joe geantwortet.

»Ich habe den Motor, aber ich kann nicht bezahlen. Ich bin pleite.«

»Schlecht für dich, Ray«, sagte Joe, »aber ich arbeite, nicht umsonst. Ich bin kein Wohlfahrtsinstitut.«

»Mrs. Beasley hat gerade Junge gehabt«, sagte Ray. Mrs. Beasley war eine erstklassige Bernhardinerhündin. »Reinrassige. Du machst die Arbeit und kannst dir dafür aus dem Wurf den besten aussuchen. Was hältst du davon? Ich würde dich damit natürlich zu teuer bezahlen, aber ich brauche den Wagen nun mal für meine Arbeit.«

»Ich brauche keinen Hund«, sagte Joe. »Schon gar nicht einen so großen. Diese verdammten Bernhardiner sind doch nichts als Freßmaschinen.«

»Du brauchst keinen Hund«, sagte Ray und schaute zu Brett hinaus, der im Gras saß und seiner Mutter zuschaute, »aber dein Junge hätte vielleicht gern einen.«

. Joe machte den Mund auf und schloß ihn wieder. Er und Charity brauchten keinen Schutz, aber nach Brett hatten sie keine Kinder mehr bekommen, und auch mit Brett hatte es lange gedauert. Manchmal, wenn er den Jungen so ansah, hatte Joe sich gefragt, ob der Junge sich vielleicht einsam fühlte. Vielleicht war das tatsächlich der Fall, und vielleicht hatte Ray Crowell recht. Bretts Geburtstag rückte näher. Dann konnte er ihm den kleinen Hund schenken.

»Ich werde es mir überlegen«, sagte er.

»Das darf aber nicht zu lange dauern«, sagte Ray. »Ich könnte auch zu Vin Callahan drüben in North Conway gehen. Der arbeitet genauso gut wie du, Camber. Vielleicht besser.«

»Vielleicht«, sagte Joe gelassen. Damit konnte Ray Crowell ihn wirklich nicht schrecken.

Ein wenig später brachte der Manager von Shop and Save seinen Thunderbird, um das Getriebe nachsehen zu lassen. Es war -nur eine Kleinigkeit, aber Donovan, so hieß der Manager, machte ein Aufheben mit dem Wagen wie eine besorgte Mutter, als Joe das Getriebeöl erneuerte und die Schrauben anzog. Der Wagen war ein schönes Stück, ein 1960er Thunderbird in ausgezeichnetem Zustand. Und als Donovan ihm erzählte, daß seine Frau ihn ständig bat, den Wagen zu verkaufen, hatte Joe eine Idee.

»Ich überlege mir, ob ich meinem Sohn nicht einen Hund

schenken soll«, sagte er zu Donovan, als der den Thunderbiid wieder herunterließ.

»So?« fragte Donovan höflich.

»Ja. Ein Bernhardiner. Er ist jetzt zwar noch klein, aber wenn er heranwächst, wird er eine Menge fressen. Wenn Sie mir auf das Trockenfutter für Hunde, Gaines Meal, Ralsto-Purina, oder was Sie gerade verkaufen, einen Rabatt gewähren, garantiere ich Ihnen, daß ich hin und wieder Ihren Wagen repariere, ohne die Arbeitszeit zu berechnen.«

Donovan war begeistert gewesen, und sie hatten einander darauf die Hand gegeben. Joe hatte Ray Crowell angerufen und ihm gesagt, daß er den Hund nehmen wolle, wenn Crowell einverstanden sei. Crowell war einverstanden, und am Geburtstag seines Sohnes hatte er Brett und Charity in Erstauen versetzt, als er dem Jungen das zappelnde kleine Bündel in den Arm legte.

»Danke, Daddy, danke, danke!« hatte Brett gerufen und seinen Vater umarmt und geküßt.

»In Ordnung«, sagte Joe. »Aber du mußt selbst für ihn sorgen. Es ist dein Hund, nicht meiner. Wenn er überall hinpinkelt und hinschießt, werde ich ihn wohl hinter die Scheune bringen und als Fremden erschießen.«

»Ich will für ihn sorgen, Daddy . . . das verspreche ich!«

Er hatte sein Versprechen so ziemlich gehalten, und wenn er es wirklich mal vergaß, hatten Charity oder er hinter dem Hund aufgewischt. Und Joe hatte festgestellt, daß man sich seinem Charme einfach nicht entziehen konnte. Als Cujo heranwuchs (und er wuchs verdammt schnell und wurde zu einer wahren Freßmaschine, wie Joe vorausgesagt hatte), nahm er wie selbstverständlich seinen Platz in der Familie ein. Er war einer von den wirklich guten Hunden.

Er war bald völlig stubenrein geworden . . . und nun dies. Joe drehte sich um, steckte die Hände in die Taschen und machte ein finsternes Gesicht. Nirgends eine Spur von Cujo.

Er ging auf den Hof und pfiß ein drittes Mal. Der verdammte Köter war vielleicht unten am Bach und kühlte sich ab. Das konnte Joe ihm nicht verdenken. Es mußte fast dreißig Grad im Schatten sein. Aber der Hund mußte bald zurückkommen, und

dann würde er ihn mit der Nase reinstecken. Es sollte ihm leid tun, wenn Cujo es nur getan hatte, weil er seine Leute vermißte, aber so etwas durfte man einem Hund nicht durchgehen lassen.

Plötzlich mußte er an etwas denken. Joe schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. Wer sollte Cujo füttern, während er mit Gary in Boston war? Vielleicht konnte er den alten Schweinetrog hinter der Scheune mit Gaines Meal füllen - sie hatten ungefähr eine Tonne von dem Zeug im Keller stehen - aber es würde weich werden, wenn es regnete. Und wenn er es ins Haus oder in die Scheune stellte, könnte Cujo auf den Gedanken kommen, wieder auf den Fußboden zu scheißen. Außerdem war Cujo ein Vielfraß. Er würde am ersten Tag die Hälfte, am nächsten die andere Hälfte fressen und dann hungern, bis Joe zurück war.

»Scheiße«, murmelte er.

Der Hund kam nicht. Wahrscheinlich ahnte er, daß Joe die Scheiße gefunden hatte, und schämte sich jetzt. Cujo war ein intelligenter Hund, und solche Dinge zu wissen oder zu erraten, überstieg gewiß nicht seine geistigen Fähigkeiten.

Joe nahm eine Schaufel und räumte den Dreck fort. Er goß ein wenig von dem Reinigungsmittel, das immer bereitstand, auf die Stelle und wischte den Rest auf. Dann holte er Wasser von dem Hahn an der hinteren Werkstattwand und kippte es über den Fußboden.

Als er damit fertig war, holte er das Notizbuch aus der Tasche, in dem er über seine Arbeiten Buch führte. Richies International Harvester war erledigt - der neue Kran war wirklich eine Hilfe, wenn er einen Motor rausreißen mußte. Das Getriebe hatte er ohne Schwierigkeiten zurückstellen können. Der Lehrer hatte Verständnis gezeigt, ganz wie Joe erwartet hatte. Bei einem halben Dutzend weiterer Aufträge handelte es sich um Kleinigkeiten.

Er ging ins Haus (in der Werkstatt hatte er keinen Apparat installieren lassen. Er hatte Charity gesagt, das sei zu teuer) und rief ein paar Leute an, um ihnen zu sagen, daß er geschäftlich für einige Tage verreisen müsse. Die meisten Arbeiten würde er schaffen, bevor die Kunden ungeduldig wurden, und

wenn der eine oder andere seinen neuen Keilriemen oder Kühlschlauch unbedingt sofort haben mußte, konnte er ihm gestohlen bleiben.

Nachdem die Gespräche abgehakt waren, ging er wieder zur Scheune hinaus. Er mußte nur noch einen Motor einbauen, bei dem er die Kolbenringe ausgewechselt hatte, und einen Ölwechsel machen. Der Besitzer wollte den Wagen gegen Mittag abholen. Joe machte sich an die Arbeit. Wie ruhig es hier war ohne Charity und Brett. . . und ohne Cujo. Normalerweise lag der große Bernhardiner hechelnd im Schatten am Eingang und schaute Joe bei der Arbeit zu. Manchmal sprach Joe dann mit ihm, und es sah immer so aus, als hörte Cujo aufmerksam zu.

Man hat mich verlassen, dachte er fast beleidigt. Alle drei hatten ihn verlassen. Er schaute zu der Stelle hinüber, die Cujo verunreinigt hatte, und schüttelte angewidert den Kopf. Wieder dachte er an das Fütterungsproblem und kam zu keinem Ergebnis. Er nahm sich vor, nachher den alten Pervier anzurufen. Vielleicht wußte er Rat. Vielleicht konnte ein Kind aus der Nachbarschaft den Hund ein paar Tage füttern.

Er nickte vor sich hin und stellte das Radio laut. Bevor die Baseballergebnisse durchgegeben wurden, hörte er kaum hin, aber er hatte Gesellschaft. Wo doch alle weg waren. Er arbeitete. Und als das Telefon im Haus ein dutzendmal klingelte, hörte er es nicht.

Tad Trenton saß am späten Vormittag in seinem Zimmer und spielte mit seinen Autos. In den vier Jahren seines Lebens hatten sich bei ihm über dreißig Stück angesammelt, von den Plastikautos für neunundsiebzig Cents, die sein Vatef ihm manchmal aus der Drogerie in Bridgton mitbrachte, wo er am Mittwochabend immer das Nachrichtenmagazin *Time* kaufte, bis zum Prunkstück seiner Sammlung, einer großen gelben Tonka Planierdraupe, die ihm bis an die Knie reichte, wenn er stand. Mit den Autos für siebenundneunzig Cents mußte man übrigens vorsichtig spielen, denn sie waren MADE IN TAIWAN und neigten dazu, auseinanderzufallen.

Er hatte verschiedene »Männer«, die er in seine Autos einsetzen konnte. Einige hatte er von seinem anderen Spielzeug genommen, andere waren Soldaten. Und dann hatte er noch die Figuren aus dem *Krieg der Sterne*,

Er beschäftigte sich jetzt mit einem Spiel, das er besonders oft spielte. Es hatte keinen Namen. Es bestand darin, daß er die Autos und die »Männer« aus seinen beiden Spielzeugschränken herausholte und sie parallel zueinander aufstellte. Es war, als parkten sie schräg auf einer Straße, die nur für Tad sichtbar war. Dann fuhr er die Autos ganz langsam zur anderen Seite des Zimmers, wo er sie Stoßstange an Stoßstange aufreichte. Manchmal wiederholte er die Prozedur stundenlang, ohne müde zu werden.

Das Spiel war Vic und Donna aufgefallen. Die ständige Wiederholung, fast schon ein Ritual, hatte sie ein wenig beunruhigt. Sie hatten ihn gefragt, was denn so schön daran sei, aber Tads Wortschatz hatte nicht ausgereicht, es ihnen zu erklären. Es war ein ruhiges, friedliches, streng geordnetes Spiel, *und wenn* sein Vokabular groß genug gewesen wäre, hätte er seinen Eltern sagen können, dies Spiel böte ihm Gelegenheit, nachzudenken und gewisse Überlegungen anzustellen.

Und das war auch, während er jetzt spielte, der Fall. Etwas stimmte nicht.

Automatisch - und unbewußt - sah'er zu dem großen Schrank hinüber, aber dort gab es keine Probleme. Die Tür war geschlossen, und seit er die Worte an die Ungeheuer hatte, war sie nicht wieder von selbst aufgegangen. Nein, etwas anderes war verkehrt.

Er wußte nicht, was es war, und vielleicht wollte er es auch gar nicht wissen. Aber wie Brett Camber hatte auch er ein feine« Gefühl für Stimmungsschwankungen zwischen seinen Eltern. Er hatte das Gefühl, daß es unter der Oberfläche brodelte. Irgend etwas stimmte nicht mit seinen Eltern.

Wie sie einander ansahen. Wie sie miteinander redeten. Er sah es in ihren Gesichtern. Und er ahnte es in ihren Gedanken.

Er hatte eine Runde seines Spiels beendet, stand auf und ging an das Fenster. Seine Knie taten weh, denn er hatte schon eine ganze Weile gespielt. Hinten im Hof hängte seine Mutter

Wäsche auf. Vor einer halben Stunde hatte sie versucht, den Mann anzurufen, der ihren Wagen reparieren sollte. Sie hatte lange gewartet, daß jemand sich meldete, und dann wütend den Hörer aufgelegt. Sonst wurde Mom über Kleinigkeiten nie so wütend.

Als er sie beobachtete, hängte sie gerade die letzten beiden Laken auf. Sie betrachtete sie . . . und ließ die Schultern hängen. Sie stellte sich neben den Apfelbaum jenseits der doppelt gespannten Wäscheleinen, und er sah an ihrer Haltung - daran, wie sie die Beine stellte, den Kopf senkte und die Schultern bewegte -, daß sie weinte. Tad schaute noch eine Weile aus dem Fenster und ging dann zu seinen Autos zurück. Er hatte ein hohles Gefühl im Magen. Er vermißte seinen Vater, er vermißte ihn sehr, aber dies war schlimmer.

Langsam fuhr er die Autos, eines nach dem anderen, zu ihrem ursprünglichen Parkplatz zurück. Er hielt inne, als er unten die Tür schlagen hörte. Er dachte, sie würde ihn rufen, aber das tat sie nicht. Er hörte sie durch die Küche gehen, und dann knarrte ihr Stuhl im Wohnzimmer. Aber das Fernsehgerät blieb stumm. Er dachte daran, daß sie jetzt dort unten saß - einfach nur *saß* - und vergaß den Gedanken rasch wieder.

Er hatte die Autos in einer Reihe aufgestellt. Greedo, seine Lieblingsfigur, saß in der Fahrerkabine der Planierdraupe, und aus seinen runden schwarzen Augen starrte er Tads Schrank an. Er hatte die Augen weit aufgerissen, als ob er dort etwas gesehen hätte, etwas wirklich Gespenstisches und *Grauenhaftes*, das sich näherte . . .

Nervös beobachtete Tad die Schranktür. Sie war fest eingeklinkt.

Aber er hatte die Lust am Spiel verloren. Er stellte die Autos in die Spielzeugschränke zurück und tat es absichtlich laut, damit sie wußte, daß er im Begriff war, nach unten zu kommen, um auf dem achten Kanal *Gunsmove* zu sehen. Er ging an die Tür und blieb bei dem Zettel mit den Worten an die Ungeheuer stehen. Er betrachtete sie fasziniert.

Ungeheuer, kommt nicht in dieses Zimmer!  
Ihr habt hier nichts zu suchen.

Er kannte sie auswendig. Er schaute auf die Worte, die sein Vater geschrieben hatte, und sagte sie mechanisch her.

Die ganze Nacht wird niemand Tad anfassen oder ihm etwas tun.  
Ihr habt hier nichts zu suchen.

Einem plötzlichen Impuls folgend, zog er die Reißzwecke, die den Zettel hielt, aus der Wand, faltete das Papier zusammen und steckte es in seine hintere Jeanstasche. Er fühlte sich sehr viel besser als vorhin und rannte nach unten, um Marshai Dillon und Festus zu sehen.

Um viertel nach elf war der letzte Kunde gekommen, um seinen Wagen abzuholen. Er hatte bar bezahlt, und Joe hatte das Geld in seine schmierige Brieftasche getan und dabei daran gedacht, daß er noch zur Bank mußte, um weitere fünfhundert Dollar abzuheben, bevor er und Gary losfuhr.

Gleichzeitig fiel ihm ein, daß Cujos Futterprobleme noch nicht gelöst waren. Er stieg in seinen Ford, fuhr zu Garys Haus unten am Hügel und parkte in der Einfahrt. Er stieg die Verandastufen hoch, und der Begrüßungsschrei blieb ihm im Hals stecken. Er drehte sich um und bückte sich zu den Stufen hinunter.

Dort lag Blut.

Er berührte es mit den Fingern. Es war klebrig, aber noch nicht ganz trocken. Er richtete sich wieder auf und war noch nicht übermäßig besorgt. Gary war vielleicht mit dem Glas in der Hand gestolpert, als er besoffen war. Er machte sich noch keine Sorgen, bis er sah, daß die dünne Türfüllung unten eingeschlagen war.

»Gary?«

Keine Antwort. Ob vielleicht jemand hier gewesen war, der mit Gary eine Rechnung zu begleichen hatte? Oder ein Tourist hatte nach dem Weg gefragt, und Gary hatte auf seine übliche Art geantwortet und war an den Falschen geraten.

Er stieg die Stufen hoch und fand auf dem Bretterfußboden der Veranda noch mehr Blutspritzer.



»Gary?« rief er noch einmal und hätte gern das Gewicht seiner Schrotflinte im rechten Arm gespürt. Wenn jemand Gary verprügelt und ihm vielleicht sogar ein paar seiner restlichen Zähne ausgeschlagen hatte, war er aber schon verschwunden, denn außer Joes rostigem Ford stand nur Garys weißer 1966er Chrysler Hardtop auf dem Hof. Und zu Garys Grundstück ging man nicht einfach zu Fuß. Es lag sieben Meilen außerhalb der Stadt und zwei Meilen von der Maple Sugar Road entfernt, die zur 117 führte.

Wahrscheinlich hat er sich geschnitten, dachte Joe. Hoffentlich nur die Hand und nicht gleich die Kehle.

Joe öffnete die Tür. Sie quietschte in den Angern.

»Gary?«

Immer noch keine Antwort. Der widerlich süßliche Geruch im Raum gefiel ihm nicht, aber er glaubte zuerst, es seien die Heckenkirschen. Links lag die Treppe zum ersten Stock. Der Flur führte geradeaus zur Küche, und von ihm aus erreichte man auch das Wohnzimmer.

Im Flur lag etwas auf dem Fußboden, aber es war zu dunkel, so daß Joe es nicht genau erkennen konnte. Es könnte ein kleiner Tisch sein, der umgefallen war . . . aber soweit Joe wußte, hatten hier nie Möbel gestanden. Bei Regen schaffte Gary seine Liegestühle ins Haus, aber es hatte seit zwei Wochen keinen Regen mehr gegeben. Außerdem hatte er die Stühle draußen gesehen. Neben dem Chrysler. Und neben den Heckenkirschen.

Aber der Geruch kam nicht von den Heckenkirschen. Es war Blut. Eine Menge Blut. Und das war kein umgekippter Tisch.

Joe lief den Flur entlang, und sein Herz hämmerte wild. Er kniete neben dem Gegenstand, und ein quiekender Laut kam aus seiner Kehle. Plötzlich war die Luft im Flur entsetzlich heiß und stickig. Er mußte würgen. Er wandte sich von Gary ab und hielt sich eine Hand vor den Mund. Jemand hatte Gary ermordet. Jemand hatte -

Er zwang sich dazu, wieder hinzuschauen. Gary lag in einer Lache seines eigenen Blutes. Blicklos starteten seine Augen gegen die Decke. Er hatte eine klaffende Wunde an der Kehle. Mein Gott, das war kein Schnitt. Die Kehle war durchgebissen.

Vergebens kämpfte Joe Camber gegen seine Übelkeit an. Ihm kam alles hoch. Er konnte nur hilflos würgen. Es war völlig absurd, aber in diesem Augenblick dachte er wütend an Charity. Sie hatte ihre Reise angetreten, aber er konnte nicht reisen. Er konnte nicht reisen, weil jemand bei dem alten Gary Pervier Jack the Ripper gespielt hatte und -

- er mußte die Polizei anrufen. Alles andere war jetzt unwichtig. Auch wenn Garys Augen gegen die dunkle Decke starteten und der Kupfergeruch seines Bluts sich mit dem widerlich süßen Aroma der Heckenkirschen mischte.

Er stand mühsam auf und taumelte zur Küche. Er merkte kaum, daß er laut stöhnte. Das Telefon hing in der Küche an der Wand. Er mußte die Polizei anrufen, Sheriff Bannerman oder

Er blieb in der Tür stehen. Die Augen traten ihm fast aus dem Kopf. Im Kücheneingang lag ein Haufen Hundedreck . . . und er sah an der Größe des Haufens, welcher Hund hier gewesen war.

»Cujo«, flüsterte er. »Oh, mein Gott, Cujo ist tollwütig geworden!«

Er glaubte, hinter sich ein Geräusch zu hören, und fuhr herum. Die Haare standen ihm zu Berge. Nur Gary lag im Flur, derselbe Gary, der gestern abend noch behauptet hatte, Joe könnte Cujo nicht einmal auf einen schreienden Nigger hetzen, Gary, dessen Kehle jetzt ein Jdaffendes, blutiges Loch war.

Er durfte nicht das geringste Risiko eingehen. Er rannte durch den Hur zurück, rutschte in Garys Blut aus und hinterließ eine lange Spur. Wieder stöhnte er auf, aber als er die schwere Innentür geschlossen hatte, fühlte er sich ein wenig besser.

Er ging in die Küche zurück, wobei er um Garys Leiche einen weiten Bogen machte, und schaute hinein, bereit, sofort die Tür zuzuschlagen, falls Cujo dort sein sollte. Wieder dachte er daran, wie tröstlich es wäre, jetzt eine Schrotflinte im Arm zu halten.

Die Küche war leer. Nur die Vorhänge bewegten sich im trägen Windhauch, der durch die geöffneten Fenster hereinzog. Es roch nach leeren Wodkaflaschen. Ein ekelhafter

Geruch, aber immer noch besser als dieser . . . dieser andere Geruch. Auf das verblichene gewölbte Linoleum zeichneten die Sonnenstrahlen regelmäßige Muster. Das früher weiße, jetzt von dem Fett mancher Junggesellenmahlzeit verunreinigte Telefon hing nach wie vor an der Wand, wenn das Gehäuse auch einen Sprung hatte, den Gary im Suff verursacht haben mochte.

Joe ging hinein und zog die Tür fest hinter sich zu. Er ging an die beiden geöffneten Fenster, aber er sah auf dem ungepflegten Hof nur die rostenden Leichen der beiden Wagen, die Gary vor dem Chrysler gehabt hatte. Vorsichtshalber schloß er die Fenster.

In der Küche war es drückend heiß, und er triefte vor Schweiß, als er an das Telefon trat. Das Telefonbuch hing an einer HanfSchlinge daneben. Das Loch für die Schlinge hatte Gary vor ungefähr einem Jahr mit Joes Stanzbohrer gemacht. Er war stockbesoffen gewesen und hatte lauthals verkündet, das sei ihm scheißegal.

Joe hob das Buch an und ließ es wieder fallen. Das Buch klatschte gegen die Wand. Seine Hände waren wie Blei. Im Mund hatte er noch den sauren Geschmack des Erbrochenen. Er nahm das Buch wieder hoch und öffnete es so ruckartig, daß fast der Einband abriß. Er hätte die Null oder 555-1212 wählen können, aber in seinem Zustand dachte er nicht daran.

Sein hastiger pfeifender Atem, sein Herzklopfen und das Rascheln der Seiten überdeckten ein schwaches Geräusch hinter ihm: das leise Knarren der Kellertür, als Cujó sie mit der Nase auf stieß.

Nachdem er Garry Pervier getötet hatte, war er in den Keller gelaufen. Das Licht in der Küche war ihm zu hell gewesen, hatte ihn zu" stark geblendet, und sein Gehirn, das sich langsam zersetzte, hatte die Schmerzen nicht ertragen. Die Kellertür war nur angelehnt gewesen, und er war unbeholfen die Stufen hinuntergelaufen, in die wohltuende kühle Dunkelheit hinein. Neben Garys altem Schuhschrank war er eingeschlafen, und der Luftzug vom offenen Fenster her hatte die Tür zugeweht, war aber nicht stark genug gewesen, sie ins Schloß fallen zu lassen.

Joes Stöhnen, die würgenden Geräusche, als er sich erbrach, das Poltern und Stampfen, als Joe durch den Flur rannte, um die Vordertür zu schließen, hatten ihn geweckt und mit ihm seine Schmerzen und seine dumpfe quälende Wut. Jetzt stand er hinter Joe in der Kellertür. Er hielt den Kopf gesenkt. Seine Augen waren fast scharlachrot. Sein gelbbraunes Fell war von geronnenem Blut und angetrocknetem Schlamm verklebt. Schaum lief ihm aus dem Maul, und er zeigte ständig die Zähne, weil seine Zunge angeschwollen war.

Joe hatte die Sektion Castle Rock gefunden und suchte unter C. Zitternd fuhrn seine Finger über die Seite, bis er weiter unten die Behördennummern fand. Dort stand auch die des Sheriffs.

Er streckte einen Finger aus und wollte wählen. In diesem Augenblick fing Cujo an zu knurren.

Joe Camber war wie gelähmt. Das Telefonbuch glitt ihm aus den Fingern und schlug wieder gegen die Wand. Er drehte sich ganz langsam nach dem Geräusch um. Cujo stand in der Kellertür.

»Guter Hund«, flüsterte er heiser, und Speichel floß ihm über das Kinn.

Er konnte sein Wasser nicht mehr halten, und der scharfe Ammoniakgeruch traf Cujos Nase wie ein Schlag. Er sprang. Joe warf sich zur Seite. Seine Beine fühlten sich an wie Stelzen. Der Hund prallte so hart gegen die Wand, daß der Putz in einer weißen, Wolke aus der Tapete stob. Der Hund knurrte nicht mehr. Er gab mahlende Laute von sich, Laute, die schrecklicher waren als jedes Bellen.

Joe ging rückwärts zur Hintertür. Seine Füße stießen gegen einen Küchenstuhl, und er riß die Arme hoch. Cujo ließ ihm keine Zeit, das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Er stürzte sich auf ihn, eine blutbesudelte Mordmaschine, und der Schaum flog ihm aus dem Maul nach hinten. Er verströmte grünen Modergestank.

»Oh, man Gott, laß mich los!« kreischte Joe Camber.

Er dachte an Gary. Schützend hielt er sich eine Hand vor die Kehle und versuchte, mit der anderen Cujo abzuwehren. Cujo ließ kurz von ihm ab, das Maul wie zu einem humorlosen

Grinsen verzerrt. Er fletschte die spitzen gelben Zähne. Dann griff er wieder an.  
Diesmal schnappte er nach Joe Cambers Hoden.

»Heh, Junge, gehst du mit mir einkaufen und anschließend bei Mario essen?«

Tad stand auf. »O, ja. Gern.«

»Dann komm.«

Sie hatte ihre Tasche über die Schulter gehängt und trug Jeans und ein verblichenes blaues Hemd. Tad fand, daß sie sehr hübsch aussah. Er war erleichtert, daß er bei ihr keine Spuren von Tränen sah, denn wenn sie weinte, mußte er auch weinen. Er wußte, daß nur Babys so etwas tun, aber er konnte nichts dafür.

Er war noch auf dem Weg zum Wagen, als sie schon hinter das Steuer glitt, und ihm fiel plötzlich ein, daß der Wagen einen Defekt hatte.

»Mommy?«

»Was ist denn? Steig ein.«

Aber er hielt sich ängstlich zurück. »Wenn das Auto nun stehenbleibt?«

»Stehenbleibt?« Sie sah ihn erstaunt an, und dann merkte er an ihrem bösen Gesichtsausdruck, daß sie völlig vergessen hatte, daß mit dem Wagen etwas nicht stimmte. Er hatte sie daran erinnert, und jetzt war sie wieder unglücklich. War" das Auto nun schuld oder er? Er wußte es nicht, aber ein Schuldgefühl hatte er so oder so. Dann hellte sich ihr Gesicht auf, und sie lächelte das schiefe kleine Lächeln, das speziell für ihn reserviert war. Er fühlte sich besser.

»Wir fahren ja nur in die Stadt, Tadder. Wenn Moms alter blauer Schlitten den Geist aufgibt, müssen wir eben zwei Dollar riskieren und mit Castle Rocks einzigem Taxi wieder nach Hause fahren. Okay?«

»Okay«, sagte Tad. Er stieg ein und schaffte es sogar, die Tür zu schließen. Sie beobachtete ihn dabei genau, bereit, sofort einzugreifen. Tad nahm an, daß sie an das letzte Weihnachtsfest dachte. Da hatte er sich nämlich mit der Tür den Fuß

eingeklemmt und mußte einen Monat lang eine Bandage tragen. Aber damals war er noch ein Baby gewesen, und jetzt war er vier Jahre alt. Jetzt war er ein großer Junge. Das mußte stimmen, denn das hatte sein Daddy ihm gesagt. Er lächelte seine Mutter an, um ihr zu zeigen, wie leicht er mit der Tür fertiggeworden war, und sie lächelte zurück.

»Ist sie auch fest zu?«

»Fest«, sagte Tad, und sie öffnete die Tür und schlug sie noch einmal zu, denn Mommys glauben einem nie, außer man erzählt ihnen etwas Schlechtes. Zum Beispiel, daß man die Zuckertüte runtergeworfen hat, weil man die Erdnußbutter haben wollte. Oder daß man ein Fenster eingeworfen hat, weil man einen Stein über die Garage schleudern wollte.

»Schnall dich an«, sagte sie. »Wenn das Nadelventil, oder was es auch ist, nicht funktioniert, fängt der Wagen schrecklich an zu bocken.«

Ein wenig ängstlich legte er sein Geschirr an und befestigte den Sitzgurt. Er hoffte, daß sie keinen Unfall haben würden wie bei seinen Spielen mit den Autos. Aber noch viel mehr hoffte er, daß Mom nicht wieder weinte.

»Landeklappen?« fragte sie und rückte eine unsichtbare Schutzbrille zurecht.

»Landeklappen klar«, sagte er grinsend. Dieses Spiel hatten sie schon oft gespielt.

»Startbahn frei?«

»Frei.«

»Wir starten.« Sie drehte den Zündschlüssel um und fuhr rückwärts die Auffahrt hinunter. Wenig später waren sie auf dem Weg in die Stadt.

Nach etwa einer Meile waren sie beide beruhigt. Bis dahin hatte Donna ganz steif am Steuer gesessen, und Tad war es auf dem Beifahrersitz nicht anders ergangen. Aber der Wagen lief so glatt, als sei er erst gestern vom Band gerollt.

Sie gingen zum Agway Market, und Donna kaufte für vierzig Dollar Lebensmittel. Die würden reichen, bis Vic in zehn Tagen wieder da war. Tad wollte unbedingt eine Packung Twinkles haben, und er hätte auch noch Cocoa Bears genommen, wenn Donna es erlaubt hätte. Von der Firma Sharp bekamen sie

regelmäßig Sendungen, aber ihre Vorräte waren ihnen gerade ausgegangen.

Donna hatte alle Hände voll zu tun, aber in der Schlange vor der Kasse (Tad saß auf dem Kindersitz im Einkaufswagen und ließ lässig die Beine baumeln) hatte sie Zeit, einige bittere Überlegungen anzustellen. So viel Geld für die paar lausigen Lebensmittel. Es war nicht nur deprimierend, es war beängstigend. Und dieser Gedanke ließ sie an die entsetzliche Möglichkeit denken - *Wahrscheinlichkeit*, flüsterte ihr Verstand - daß Vic und Roger tatsächlich den Sharp-Etat verlieren könnten und damit zugleich ihre Agentur aufgeben mußten. Wie sollten sie dann solche Preise bezahlen?

Sie sah, wie eine fette Frau mit einem gewaltigen Hintern in avocadofarbenen Hosen ihr Einkaufsbuch von der Fürsorge aus der Tasche kramte und wie die Kassiererin ihrer Kollegin an der Nachbarkasse einen vielsagenden Blick zuwarf. Sie wurde von einer leisen Panik ergriffen. Könnte es mit ihnen so weit kommen? Nein, natürlich nicht. Woher denn. Sie würden wieder nach New York gehen, sie würden . . .

Die Art, wie sich ihre Gedanken jetzt überschlugen, gefiel ihr überhaupt nicht, und resolut fegte sie alles beiseite, bevor es zur Lawine wurde und sie erneut in Depressionen schleuderte. Das nächste Mal brauchte sie wenigstens keinen Kaffee zu kaufen, und die Rechnung würde um drei Dollar niedriger sein.

Sie rollte Tad und ihre Einkäufe zum Wagen hinaus, stellte die Taschen mit den Lebensmitteln nach hinten und setzte Tad auf den Beifahrersitz. Dann blieb sie stehen und paßte auf, daß Tad die Tür auch richtig zuschlug. Sie hätte die Tür gern selbst zugeschlagen, aber das konnte sie ihm nicht antun. Er war doch ein großer Junge. Im letzten Dezember hätte sie fast einen Herzanfall gekriegt, als Tad sich den Fuß einklemmte. Wie er *geschrien* hatte! Sie wäre fast in Ohnmacht gefallen . . . und dann war Vic barfuß und im Bademantel aus dem Haus gestürzt. Und Vic hatte die Situation bereinigt. Sie selbst war in solchen Fällen immer so hilflos. Er hatte nachgesehen, ob der Fuß gebrochen war, hatte sich angezogen und war mit ihnen zum Bridgton Hospital gefahren.

Als Tad und die Lebensmittel verstaubt waren, setzte sie sich an das Steuer und ließ den Motor an. Jetzt bleibt er gleich stehen, dachte sie, aber gehorsam fuhr der Wagen die Straße hinauf zu Mario, wo man eine ausgezeichnete Pizza bestellen konnte, die allerdings den Kalorienbedarf für eine ganze Woche deckte. Das Parken gelang ihr einigermaßen. Der Wagen stand nur vierzig Zentimeter vom Bordstein entfernt. Sie nahm Tad aus dem Sitz und fühlte sich sehr viel besser als vorher. Vielleicht hatte Vic sich geirrt. Vielleicht war nur etwas Schmutz in der Benzinleitung gewesen, der sich inzwischen aufgelöst hatte. Sie hatte nicht viel Lust gehabt, zu Joe Cambers Werkstatt zu fahren. Sie lag zu weit draußen (Vic nannte es immer die östliche Galoschenecke), und sie hatte sogar ein wenig Angst vor Camber gehabt, als sie ihn kennenlernte. Er war der typische Yankee-Hinterwäldler. Statt zu reden, grunzte er, und ständig machte er ein unfreundliches Gesicht. Und der Hund . . . wie hieß er doch noch? Es hatte spanisch geklungen. Cujo, ja, er hieß Cujo. Genau denselben Namen hatte sich William Wolfe von der SLA zugelegt, obwohl Donna sich nur schwer vorstellen konnte, daß Camber seinen Hund nach einem radikalen Bankräuber und Entführer genannt hatte. Sie bezweifelte, ob Joe Camber von der Symbionistischen Befreiungsarmee überhaupt je gehört hatte. Der Hund schien gutmütig zu sein, aber sie war doch nervös geworden, als Tad das Ungeheuer streichelte - ähnlich nervös war sie immer, wenn Tad die Tür selbst zuschlug. Cujo war groß genug, Tad in zwei Hapfen zu verschlingen.

Sie bestellte für Tad ein Sandwich, denn er mochte keine Pizza, und eine Käsepizza mit Peppe'roni und Zwiebeln für sich selbst. Sie aßen an einem der Tische, von dem aus man die Straße überblicken konnte.

Mein Atem würde ein Pferd umhauen, dachte sie, aber das spielte keine Rolle. Sie hatte es fertiggebracht, sich ihrem Mann zu entfremden. Und dem Kerl, der sie in den letzten sechs Wochen besucht hatte.

Und wieder war sie deprimiert, und wieder wehrte sie sich dagegen . . . aber ihre Waffen wurden allmählich stumpf.

Sie waren fast zu Hause, als es wieder losging.



Zuerst gab es einen kleinen Ruck. Dann einen größeren. Sie trat ein paarmal kräftig auf das Gas. Das half manchmal.

»Mommy?« fragte Tad erschrocken.

»Es wird gleich besser, Tad«, sagte sie. Aber es wurde nicht besser. Der Wagen ruckte so stark, daß sie nach vorn geschleudert wurden. Der Ruck war so heftig, daß sich die Sitzgurte strafften. Hinten fiel eine Tasche um, und Dosen und Flaschen purzelten durcheinander. Sie hörte etwas zerbrechen.

»Du *verdammtes Scheißding!*« schrie sie außer sich vor Wut. Sie konnte ihr Haus am Rand des Hügels sehen, so nahe, daß es ein Hohn war, aber sie glaubte nicht, daß der Wagen es noch schaffen würde.

Ihr Aufschrei hatte Tad genauso erschreckt wie das plötzliche Stottern des Wagens, und er fing an zu weinen. Das raubte ihr endgültig die Fassung.

»*Ruhe!*« kreischte sie ihn an. »*Um Gottes willen, Tad, sei ruhig!*«

Er weinte nur noch lauter, und seine Hand fuhr an die hintere Tasche, in der die Worte an die Ungeheuer steckten. Sie anzufassen, beruhigte ihn ein wenig. Nicht sehr, aber ein wenig.

Donna sah nur noch eine Möglichkeit: sie mußte anhalten. Sie steuerte den Wagen an den Straßenrand und hoffte, daß der Schwung noch reichte. Sie könnte die Einkäufe in Tads Karre zum Haus schaffen und dann überlegen, was mit dem Wagen geschehen sollte. Vielleicht. . . •

Gerade als die Räder über den Kies am Straßenrand knirschten, gab es zwei Fehlzündungen, und der Motor lief wieder gleichmäßig, wie sie es schon früher erlebt hatte. Wenig später schoß sie die Auffahrt zum Haus hoch und hielt an. Sie zog die Handbremse, stellte den Motor ab, beugte sich über das Lenkrad und fing an zu weinen.

»Mommy?« sagte Tad kläglich. *Du sollst nicht mehr weinen*, hatte er hinzufügen wollen, aber ihm blieb die Stimme weg, und er sprach die Worte tonlos, als sei er stark erkältet. Er sah sie nur an. Er hätte sie so gern getröstet, aber er wußte nicht wie. Sie zu trösten, war Daddys Job, nicht seiner, und plötzlich haßte er seinen Vater, weil er einfach weggefahren war. Tad

war entsetzt, daß er *sich* darüber so aufregen konnte, und ohne jeden Grund sah er plötzlich die Schranktür sich öffnen und eine Dunkelheit aus ihr hervorquellen, die häßlich und bitter stank.

Endlich richtete Donna sich wieder auf. Sie hatte ein verweintes Gesicht. Sie nahm ein Tuch aus ihrer Handtasche und wischte sich die Augen. »Es tut mir leid, Honey. Ich habe dich nicht angeschrien. Ich habe dies . . . dies *Ding* hier angeschrien!« Sie schlug mit der Hand hart auf das Lenkrad. »Au!« Sie nahm die Hand an den Mund und lachte ein wenig. Es war •kein glückliches Lachen.

»Er ist immer noch kaputt«, sagte Tad trübsinnig.

»Das glaube ich auch«, pflichtete sie ihm bei und wünschte sich nichts sehnlicher, als daß Vic hier wäre. »Wir wollen die Sachen ins Haus bringen. Wir haben wenigstens Proviant, Cisco.«

»Okay, Pancho«, sagte er. »Ich hole meinen Wagen.«

Er brachte das Gefährt, und Donna lud die drei Taschen ein, nachdem sie die eine neu gepackt hatte. Ein Flasche mit Ketchup war zerbrochen. Das hätte man sich fast denken können. Die Hälfte des Inhalts hatte sich auf dem rauchblauen Teppichboden verteilt. Es sah aus, als hätte jemand dort hinten Harakiri begangen. Das Größte würde sie wohl mit einem Schwamm wegbekommen, aber der Fleck würde noch zu sehen sein. Auch wenn sie ein Reinigungsmittel nahm, würde er nicht ganz weggehen.

Sie zog den Wagen zur Küchentür an der Seite des Hauses, während Tad schob. Sie packte die Sachen aus und überlegte gerade, ob sie nicht vor dem Einräumen das Ketchup aufwischen sollte, ehe es austrocknen konnte, als das Telefon klingelte. -Tad rannte los wie ein Sprinter beim Startschuß. Er konnte schon sehr gut Telefongespräche entgegennehmen.

»Ja, wer ist da bitte?«

Er lauschte, grinste und reichte ihr den Hörer.

Wieder jemand, der sich zwei Stunden lang über nichts unterhalten will, dachte sie. Zu Tad sagte sie: »Weißt du, wer es ist, Honey?«

»Klar«, sagte er. »Es ist Daddy.«

Ihr Herz schlug schneller. Sie nahm den Hörer und sagte:  
»Hallo? Vic?«

»Hallo, Donna.« Es war seine Stimme, aber sie klang so reserviert. . . so *vorsichtig*. Sie gab ihr ein Gefühl der Niedergeschlagenheit, und das hatte ihr zu allem anderen noch gefehlt.

»Ist alles in Ordnung?« fragte sie.

»Aber ja.«

»Ich dachte, du würdest erst später anrufen. Wenn überhaupt.«

»Na ja, wir sind gleich zu den Leuten von Image-Eye gefahren. Sie haben die Spots mit dem Cornflake-Professor hergestellt. Und stell dir vor, sie können die verdammten Filme nicht finden. Roger reißt sich die Haare einzeln aus.«

»Ja«, sagte sie und nickte. »Er hat es nicht gern, wenn'etwas seinen Plan durcheinanderbringt, nicht wahr?«

»Das ist noch sehr gelinde ausgedrückt.« Er seufzte. »Da habe ich mir gedacht, solange sie suchen . . .«

Er verlor den Faden, und ihre Niedergeschlagenheit, dieses unangenehme und doch so albern passive Gefühl verwandelte sich in ein aktives Gefühl der Angst. Vic verlor *nie* den Faden, nicht einmal, wenn etwas um ihn herum ihn ablenkte. Sie mußte daran denken, wie er am Donnerstagabend ausgesehen hatte, so elend und völlig am Ende.

»Vic, ist *wirklich* alles in Ordnung?« Sie hörte das Entsetzen in ihrer Stimme und wußte, daß auch er es hören mußte. Selbst Tad schaute von seinem Malbuch auf, das er auf dem Fußboden im Flur vor sich liegen hatte. Er hatte ganz große Augen und zog angestrengt seine kleine Stirn in Falten.

»Ja«, sagte er. »Ich wollte sagen, es ist besser, dich jetzt anzurufen, während sie hier herumwühlen. Heute abend werde ich kaum Zeit haben. Wie geht es Tad?«

»Tad geht es ausgezeichnet.«

Sie lächelte zu Tad hinüber und zwinkerte ihm zu. Tad lächelte zurück, und seine Stirn glättete sich wieder. *Er hört sich so müde an, und ich will ihm die ganze Scheiße mit dem Wagen gar nicht erst erzählen*, dachte sie, und tat es dann doch.

Sie merkte, daß sich wieder das so vertraute jammernde Selbstmitleid in ihre Stimme schlich, und sie versuchte, es

zurückzudrängen. Warum in aller Welt erzählte sie ihm das alles? Er hörte sich an, als stünde er kurz vor dem Zusammenbruch, und sie quasselte von ihrem Vergaser und einer zerbrochenen Flasche Ketchup.

»Ja, es sieht ganz so aus, als sei es das Nadelventil«, sagte Vic. Er sprach jetzt anders. Seine Stimme klang nicht ganz so deprimiert. Vielleicht, weil diese Kleinigkeit so unwichtig war, wenn er an die Probleme dachte, mit denen Roger und er zu kämpfen hatten. »Konnte Joe Camber das heute nicht machen?«

»Ich habe versucht, ihn zu erreichen, aber er war nicht zu Hause.«

»Wahrscheinlich war er doch da«, sagte Vic. »Er hat kein Telefon in der Werkstatt. Wenn jemand anruft, nehmen seine Frau oder sein Sohn gewöhnlich ab. Wahrscheinlich sind sie nicht im Haus.«

»Aber vielleicht ist er selbst auch nicht da . . .«  
N »Gewiß«, sagte Vic. »Aber ich bezweifle es, Schatz. Wenn ein Mensch überhaupt Wurzeln schlagen kann, dann Joe Camber.«

»Ob ich einfach hinfahren sollte?« fragte Donna unentschlossen. Sie dachte an den langen Weg über die 117 und über die Maple Sugar Road . . . und dann hatte sie immer noch nicht die Straße erreicht, an der Camber sein Grundstück hatte und die so weit draußen lag, daß sie nicht einmal einen Namen hatte. Und wenn das Nadelventil ausgerechnet in dieser Einöde endgültig ausfiel?

»Nein, lieber nicht«, sagte Vic. »Er ist wahrscheinlich da . . . außer wenn du ihn wirklich dringend brauchst. Dann ist er natürlich weg.« Seine Stimme klang unglücklich.

»Was soll ich dann tun?«

»Ruf den Fordhändler an und sag den Leuten, daß du abgeschleppt werden willst.«

»Aber . . .«

»Nein, das mußt du schon tun. Die zwanzig Meilen bis Norway - South Paris schaffst du bestimmt nicht mehr. Und wenn du den Leuten vorher die Situation erklärst, geben sie dir vielleicht einen Leihwagen.«

»Leihwagen . . . Vic, ist das nicht teuer?«

»Ja«, sagte er.

Wieder dachte sie, daß es falsch war, ihn mit diesen Dingen zu belasten. Er traute ihr wahrscheinlich überhaupt nichts mehr zu ... außer daß sie sich von dem örtlichen Möbelrestaurator bumsen ließ. Darin war sie gut. Heiße, salzige Tränen stiegen ihr in die Augen. Es war teils Wut, teils Selbstmitleid. »Ich werde mich schon darum kümmern«, sagte sie und versuchte verzweifelt, normal zu sprechen. Sie lehnte sich mit einem Ellbogen gegen die Wand und hielt sich eine Hand vor die Augen. »Mach dir nur keine Sorgen.«

»Nun, ich - oh, Scheiße, Roger kommt. Von oben bis unten eingestaubt, aber sie haben die Filme gefunden. Gib mir noch schnell Tad an den Apparat.«

Wichtige Dinge blieben unausgesprochen. War es wieder gut? Glaubte er, daß alles wieder gut werden würde? Konnten sie noch einmal von vorn anfangen? Zu spät. Keine Zeit. Sie hatte die Zeit damit verschwendet, ihm wegen des Wagens in den Ohren zu liegen. Was für eine saudumme Kuh sie doch war.

»Gern«, sagte sie. »Er wird sich für uns beide verabschieden. Und ... Vic?«

»Was ist denn?« Seine Stimme klang jetzt ungeduldig. Er hatte keine Zeit mehr.

»Ich liebe dich«, sagte sie, und bevor er antworten konnte, fügte sie hinzu: »Hier ist Tad.« Sie reichte Tad den Hörer so schnell, daß sie ihm damit fast auf den Kopf schlug. Sie rannte durch das Haus zur vorderen Veranda, stolperte über ein Kissen und gab ihm einen Tritt, daß es durch das Zimmer segelte. Sie sah alles durch einen Tränenschleier.

Sie stand auf der Veranda und schaute auf die 117 hinaus. Sie preßte die Ellbogen gegen den Körper, um sich/wieder unter Kontrolle zu bekommen - Kontrolle, verdammt, *Kontrolle* - und war erstaunt darüber, daß man solche entsetzlichen Schmerzen empfinden konnte, ohne daß einem körperlich etwas fehlte.

Hinter sich hörte sie Tads leise Stimme. Er erzählte seinem Vater von ihrem Besuch bei Mario und daß Mommy ihre Lieblingspizza gegessen hatte und daß der Wagen erst kurz vor dem Haus wieder gestottert hatte. Dann sagte er Vic, wie lieb er ihn habe. Dann hörte sie an dem leisen Geräusch, daß Tad aufgelegt hatte. Kontakt unterbrochen.

*Kontrolle.*

Schließlich hatte sie sich wieder im Griff. Sie ging zurück in die Küche und räumte die Sachen aus dem Supermarkt ein.

An diesem Nachmittag um viertel nach drei stieg Charity Gamber aus dem Greyhound-Bus. Brett kam hinterher. Nervös krampften sich ihre Finger um die Handtasche. Sie hatte plötzlich eine völlig irrationale Angst, daß sie Holly nicht wiedererkennen würde. Das Gesicht ihrer Schwester, das sie sonst immer wie ein Foto vor Augen hatte (Die Jüngere Schwester, Die Gut Geheiratet Hatte), war ihr auf geheimnisvolle Weise ganz entfallen, und wo ihr Bild hätte sein sollen, war ein leerer Fleck.

»Siehst du sie?« fragte Brett, als sie ausgestiegen waren. Er sah sich auf dem Busbahnhof von Stratford nur interessiert um. In seinem Gesicht lag nicht die Spur von Angst.

»Ich muß mich doch erstmal umschauen«, sagte Charity scharf. »Wahrscheinlich wartet sie drüben in dem Cafe<sup>1</sup> oder . . .«

»Charity?«

Sie drehte sich um, und Holly stand vor ihr. Das Bild, das sie von ihr gehabt hatte, war sofort wieder da, aber es lag jetzt transparent über ihrem wirklichen Gesicht. Charitys erster Gedanke war: Holly trägt eine Brille. Wie komisch! Dann bemerkte sie entsetzt, daß Holly Falten hatte - nicht viele, aber es war ganz klar, was sie bedeuteten. Ihr dritter Gedanke war genaugenommen eigentlich gar kein Gedanke. Er war ein Bild, klar und scharf wie ein gutes Foto: Holly, die in ihrer Unterwäsche und mit fliegenden Zöpfen bei dem alten Seltzer in den Teich sprang und sich dabei die Nase zukniff, damit es noch komischer aussah. *Damals hatte sie keine Brille*, dachte Charity, und ihr Herz krampfte sich zusammen.

Neben Holly standen ein etwa fünfjähriger Junge, der sie und Brett schüchtern ansah, und ein Mädchen, das zweieinhalb Jahre alt sein mochte. Man sah an der Kleidung des kleinen Mädchens, daß sie noch Windeln trug. Ihr Kinderwagen stand ein wenig abseits.

»Hallo, Holly«, sagte Charity so leise, daß es kaum zu hören war.

Die Falten waren noch nicht tief. Holly trug ein dunkelblaues Kleid der mittleren Preisklasse. Ihre Ohrringe waren entweder besonders schöner Modeschmuck oder sehr kleine Smaragde.

Eine 'kleine Pause entstand, und während dieser kurzen Zeitspanne empfand Charity eine so wilde und uneingeschränkte Freude, daß es ihr überhaupt nicht mehr darauf ankam, wieviel diese Reise gekostet hatte. Denn sie war jetzt *frei*, und auch ihr Sohn war frei. Hier stand ihre Schwester mit ihren Kindern. Es waren keine Bilder, es war die Wirklichkeit.

Halb lachend und halb weinend gingen die beiden Frauen aufeinander zu, erst zögernd, dann schneller. Sie umarmten sich.. Brett rührte sich nicht vom Fleck. Das kleine Mädchen hielt sich am Kleid ihrer Mutter fest, vielleicht weil es Angst hatte. Vielleicht wollte es auch verhindern, daß seine Mutter zusammen mit der fremden Dame davonflog.

Der kleine Junge sah Brett eine Weile an und trat dann vor. Er trug Cordjeans und ein T-Shirt mit einem Bild Darth Vaders darauf.

»Du bist mein Cousin Brett«, sagte der Kleine.

»Ja.«

»Ich heiße Jim. Genau wie mein Vater.«

»Ja.«

»Du bist aus Maine«, sagte Jim. Hinter ihm unterhielten sich Charity und Holly sehr angeregt. Ständig unterbrachen sie sich gegenseitig und lachten darüber, daß sie es so eilig hatten, hier, auf diesem schmutzigen Busbahnhof südlich von Milford und nördlich von Bridgeport schon alles zu erzählen, was es zu erzählen gab.

»Ja, ich bin aus Maine«, sagte Brett.

»Du bist zehn.«

»Richtig.«

»Ich bin fünf.«

»So?«

»Ja. Aber ich bin stärker als du. Wumm!« Er schlug Brett in die Magengrube, daß dieser sich krümmte.

Brett schrie überrascht auf. Die beiden Frauen verstummten.

*M»Jimmy!«* rief Holly entsetzt, aber mit einer Art Resignation.

Brett richtete sich langsam wieder auf und sah, daß seine Mutter ihn gespannt beobachtete.

»Ja, du bist viel stärker als ich«, sagte er und lächelte.

Und alles war in schönster Ordnung. Das sah er am Gesicht seiner Mutter, und er freute sich.

Es war fünfzehn Uhr dreißig, und Donna hatte beschlossen, für Tad einen Babysitter zu besorgen und mit dem Wagen zu Camber zu fahren. Sie hatte wieder versucht, ihn telefonisch zu erreichen, und niemand hatte abgenommen. Wenn aber Camber nicht in seiner Werkstatt war, so hatte sie überlegt, würde er bald wieder zurück sein, vielleicht schon bevor sie selbst dort ankam . . . immer angenommen, *daß* sie überhaupt ankam. Vic hatte ihr vor einer Woche gesagt, daß Camber ihr wahrscheinlich irgendeinen alten Schlitten leihen würde, wenn sich herausstellte, daß der Wagen über Nacht dort bleiben mußte. Und das war für sie der entscheidende Punkt gewesen. Aber es wäre falsch gewesen, Tad mitzunehmen. Wenn sie mit dem Wagen liegenblieb, konnte sie per Anhalter zurückfahren, okay. Aber Tad wollte sie das nicht zumuten.

Tad aber hatte andere Vorstellungen.

Kurz nachdem er mit seinem Vater gesprochen hatte, war Tad auf sein Zimmer gegangen und hatte sich mit einem Stapel Bilderbücher auf seinem Bett ausgestreckt. Fünfzehn Minuten später war er eingeschlafen. Dann hatte er einen Traum gehabt, der eigentlich nicht ungewöhnlich war, der aber eine seltsame und erschreckende Macht über ihn gewann. Im Traum sah er einen großen Jungen, der einen Baseball hochwarf und ihn zu treffen versuchte. Zweimal, dreimal, viermal verfehlte er ihn. Beim fünften Versuch traf er den Ball. . . und der mit Isolierband geflickte Schläger brach ab. Der Junge hielt den Griff einen Augenblick in der Hand (schwarzes Band flatterte daran), bückte sich und hob das dicke Ende des Schlägers auf. Er betrachtete es kurz, schüttelte ungehalten den Kopf und schleuderte es in das hohe Gras neben der Einfahrt. Dann drehte er sich um, und Tad sah plötzlich halb erschrocken und



halb erfreut, *daß* er selbst der große Junge war. Im Alter von zehn oder elf Jahren. Ja, er war es. Tad war ganz sicher.

Dann war der Junge weg, und alles wurde grau. In diesem grauen Halbdunkel hörte er zwei Geräusche: das Quietschen der Ketten an einer Schaukel . . . und das entfernte Quaken von Enten. Gleichzeitig mit diesen Geräuschen hatte er plötzlich das fürchterliche Gefühl, daß er nicht mehr atmen konnte, daß er erstickte. *Und ein Mann kam aus dem Nebel. , . ein Mann, der einen schwarzen, glänzenden Regenmantel trug und ein Stopschild in der Hand hatte. Er grinste, und seine Augen waren wie helle Silbertaler. Er hob eine Hand und zeigte auf Tad, und er sah voll Grauen, daß es keine Hand war, es waren Knochen, und das Gesicht unter der glänzenden Plastikkapuze war kein Gesicht. Es war ein Totenschädel. Es war -*

*Er fuhr hoch und war schweißgebadet, und das kam nicht nur von der drückenden Hitze in seinem Zimmer. Auf seine Ellbogen gestützt, richtete er sich im Bett auf und atmete keuchend.*

*Klick.*

Die Schranktür öffnete sich, und als sie sich öffnete, sah er etwas im Schrank, nur eine Sekunde lang, und dann rannte er, so schnell er konnte, an die Tür, die zum Flur führte. Er hatte es nur eine Sekunde lang gesehen, aber er wußte, daß es nicht Frank Dodd war, der Mann in dem schwarzglänzenden Regenmantel, der Mann, der die Damen umgebracht hatte. Nicht er. Etwas anderes. Etwas mit Augen so rot wie blutige Sonnenuntergänge.

Aber zu seiner Mutter konnte er über diese Dinge nicht reden. Deshalb konzentrierte er sich auf Debbie, die während der Abwesenheit seiner Mutter auf ihn aufpassen sollte.

Er *wollte* nicht bei Debbie bleiben. Debbie, war immer so gemein zu ihm. Sie drehte den Plattenspieler zu laut auf, et cetera, et cetera. Als dies alles seine Mutter nicht beeindruckte, ließ Tad in unheilkundendem Ton durchblicken, daß Debbie ihn" vielleicht erschießen würde. Als Donna bei dem Gedanken, die fünfzehnjährige kurzsichtige Debbie Gehringer könnte jemanden erschießen, unbedacht loskicherte, fing Tad ganz elend an zu weinen und rannte in das Wohnzimmer. Er mußte seiner Mutter sagen, daß Debbie vielleicht nicht stark genug

war, das Ungeheuer im Schrank festzuhalten - daß es vielleicht herauskam, wenn es dunkel wurde und seine Mutter noch nicht zu Hause war. Es war vielleicht der Mann in dem schwarzen Regenmantel oder das wilde Tier.

Donna ging hinter ihm her. Es tat ihr leid, daß sie gelacht hatte. Wie hatte sie nur so verständnislos sein können? Der Vater des Jungen war nicht da, und das war schlimm genug. Er wollte seine Mutter nicht einmal eine Stunde lang aus den Augen lassen. Und . . .

*Ist es nicht möglich, daß er ahnt, was zwischen Vic und mir vorgeht? Hat er vielleicht sogar etwas gehört?*

Nein, das glaubte sie nicht. Das *konnte* sie nicht glauben. Es war nur der veränderte Tagesablauf.

Die Tür zum Wohnzimmer war geschlossen. Sie griff nach dem Knopf, zögerte und klopfte leise an. Sie bekam keine Antwort. Sie klopfte noch einmal, und als sich immer noch nichts regte, trat sie vorsichtig ein. Tad lag mit dem Gesicht nach unten auf der Couch und hatte sich eines der hinteren Kissen über den Kopf gelegt. Dies Verhalten legte er gewöhnlich nur bei größeren Unglücksfällen an den Tag.

»Tad?«

Keine Antwort.

»Es tut mir leid, daß ich gelacht habe.«

Sein Gesicht lugte unter einer Ecke des dicken taubengrauen Sofakissens hervor. Er hatte Tränen im Gesicht. »Bitte, darf ich nicht mitkommen?« fragte er. »Laß mich nicht bei Debbie bleiben, Mom.« Große Schauspielkunst, dachte sie. Große Schauspielkunst und ein krasser Fall von Nötigung. Das erkannte sie (oder glaubte sie zu erkennen), aber es war ihr unmöglich, streng mit ihm zu sein . . . teüß, weil sie selbst schon-wieder den Tränen nahe war. In letzter Zeit schien immer irgendwo über dem Horizont ein Wolkenbruch zu drohen.

, »Honey, du weißt doch, was mit dem Wagen war, als wir nach Hause fuhren. Mitten in der Galoschengegend könnte er plötzlich stehenbleiben, und wir würden ein Haus suchen müssen, um telefonieren zu können. Wir würden vielleicht sehr weit laufen müssen . . .«

»Ich kann gut laufen.«

»Ich weiß. Aber du könntest Angst bekommen.«

Tad dachte an das Ding im Schrank und brüllte plötzlich so laut er konnte: »*Ich werde keine Angst bekommen!*« Seine Hand war automatisch zur Tasche gezuckt, in der er die Worte an die Ungeheuer aufbewahrte.

»Schrei bitte nicht so laut. Das hört sich häßlich an.«

Er senkte die Stimme. »Ich werde keine Angst bekommen. Ich will nur mit dir gehen.«

Sie sah ihn ratlos an. Sie wußte, daß sie eigentlich Debbie Gehringer anrufen mußte. Sie fand, daß ihr vierjähriger Sohn sie schamlos manipulierte. Und wenn sie nachgab, tat sie es aus den falschen Gründen. *Es ist wie eine Kettenreaktion*, dachte sie hilflos, *die nirgends aufhört, und es wirft Probleme auf, von deren Existenz ich nicht einmal etwas ahnte. O, Gott, ich wünschte, ich wäre in Tahiti.*

Sie öffnete den Mund, um ihm ganz klar und ein für allemal zu sagen, daß sie Debbie Gehringer anrufen würde und daß die beiden Popcorn machen könnten, wenn er artig sei, und daß er andernfalls gleich nach dem Abendessen ins Bett müsse, und damit *basta*. Statt dessen sagte sie: »Okay, du kannst mitkommen. Aber wenn unser Auto es nicht schafft, müssen wir ein Haus suchen, damit wir anrufen und das Stadttaxi bestellen können. Und wenn wir gehen müssen, will ich keine Quengelei von dir hören, Tad Trenton.«

»Nein, ich werde nicht. . .«

»Laß mich ausreden. Ich will nicht, daß du quengelst, und du brauchst mich auch nicht zu bitten, dich auf den Arm zu nehmen, denn das werde ich nicht tun. Haben wir uns verstanden?«

»Ja! Ja, natürlich.« Tad sprang vom Sofa und hatte allen Kummer vergessen.

»Fahren wir gleich?«

»Ja. Das heißt. . . weißt du was? Ich mache uns ein paar Schnitten. Und in der Thermosflasche nehmen wir Milch mit.«

»Falls wir die ganze *Nacht* wegbleiben?« Tad war plötzlich wieder mißtrauisch.

»Nein, Honey.« Sie lächelte und drückte ihn an sich. »Aber

ich habe Mr. Camber immer noch nicht am Telefon erreichen können. Daddy meint, das sei, weil er in der Werkstatt kein Telefon hat. Darum weiß er nicht, daß ich angerufen habe, und seine Frau und sein Sohn sind vielleicht nicht zu Hause. Deshalb . . .«

»Er müßte aber in der Werkstatt ein Telefon haben«, sagte Tad. »Das ist *dumm* von ihm.«

»Sag ihm das lieber nicht«, sagte Donna rasch, und Tad schüttelte eifrig den Kopf. »Und wenn nun keiner da ist, könnten wir im Auto eine Kleinigkeit essen. Oder wir könnten uns auch auf seine Treppe setzen und warten, bis er wieder da ist.«

Tad klatschte in die Hände. »Prima! Prima! Darf ich meine Snoopy-Frühstücksdose mitnehmen?«

»Natürlich«, sagte Donna, die ihm kaum noch etwas abschlagen konnte.

Sie fand verschiedene Süßigkeiten im Küchenschrank (Donna waren sie allesamt ein Greuel, aber Tad war ganz wild darauf). Sie wickelte ein paar Oliven und einige Gurkenscheiben in Folie und füllte Tads Thermosflasche mit Milch. Vics große Thermosflasche, die er immer auf seine Campingausflüge mitnahm, füllte sie nur halb.

Aus irgendeinem Grund beunruhigte sie der Anblick der Lebensmittel.

Sie schaute zum Telefon hinüber und überlegte, ob sie Joe Cambers Nummer noch einmal wählen sollte. Aber das schien ihr wenig sinnvoll, denn sie würden ja so oder so zu seiner Werkstatt fahren. Dann dachte sie daran, Tad zu fragen, ob sie nicht doch lieber Debbie Gehringer anrufen sollte, aber sie verwarf den Gedanken sofort - in dieser Angelegenheit hatte Tad sich völlig unmißverständlich geäußert.

Donna hätte nicht sagen können, warum, aber sie hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Sie sah sich in der Küche um, als erwartete sie hier Aufschluß über den Grund ihrer Unruhe. Sie bekam keinen.

»Gehen wir, Mom?«

»Ja«, sagte sie zerstreut. Neben dem Kühlschrank hing ein Notizblock an der Wand. Sie kritzelte eine Nachricht darauf:

*Tad & ich bringen den Wagen in J. Cambers Werkstatt. Sind bald zurück.*

»Fertig, Tad?«

»Klar.« Er grinste. »Für wen schreibst du da was auf, Mom?«

»Oh, vielleicht kommt Joanie vorbei, um die Himbeeren zu bringen«, sagte sie vage. »Oder vielleicht Alison MacKenzie. Sie wollte mir ein paar Sachen von Amway und Avon zeigen.«

»Ach so.«

Donna fuhr ihm durch das Haar, und sie gingen zusammen nach draußen. Die Hitze traf sie wie ein Wattehammer. Wahrscheinlich läßt sich die Scheißkarre gar nicht mehr starten, dachte sie.

Sie ließ sich starten.

Es war fünfzehn Uhr fünfundvierzig.

Sie fuhren auf der Route 117 nach Osten, um die Maple Sugar Road zu erreichen, die etwa fünf Meilen außerhalb der Stadt lag. Der kleine Wagen benahm sich mustergültig, und wenn das Stottern und Rucken nach der Einkaufsfahrt nicht gewesen wäre, hätte Donna nicht gewußt, warum sie sich so aufgeregt hatte. Aber es *hatte* diesen Ärger gegeben. Und deshalb saß sie auch jetzt wieder ganz steif hinter dem Lenkrad und fuhr nicht schneller als sechzig. Wenn ein Wagen hinter ihr auftauchte, fuhr sie ganz scharf rechts, und auf der Straße herrschte dichter Verkehr. Der sommerliche Touristen- und Urlauberstrom hatte eingesetzt. Der Wagen hatte keine Klimaanlage. Deshalb fuhren sie mit geöffneten Fenstern.

Ein Continental mit New Yorker Kennzeichen, der einen riesigen Campingwagen zog, überholte sie in einer unübersichtlichen Kurve, und der Fahrer hupte wie wild. Die Frau des Fahrers, ein fettes Weib mit dunkler Sonnenbrille, schaute Donna und Tad mit arroganter Verachtung an.

»Leck mich am Arsch!« brüllte Donna und schnitt ihr eine Fratze. Die fette Dame wandte sich ganz schnell ab. Tad sah seine Mutter ein wenig nervös an, aber Donna lächelte. »Alles in Ordnung, Tad. Wir haben nichts falsch gemacht. Das waren Idioten von außerhalb.«

»Oh«, sagte Tad, der nicht so recht überzeugt war.

*Hört, hört*, dachte sie. Der große Yankee. Vic wäre stolz.

Sie mußte über sich selbst lachen, denn wer von außerhalb nach Maine zugezogen war, galt bis an sein Lebensende als einer von außerhalb, und auf seinem Grabstein stand dann etwa dies: HARRY JONES, CASTLE CORNERS, MAINE (Ursprünglich aus Omaha, Nebraska).

Die meisten Touristen waren auf dem Weg zur 302, von der sie in östlicher Richtung nach Naples abbiegen konnten oder in westlicher nach Bridgton, Fryeburg und North Conway, New Hampshire, mit seinen Berghängen, verbilligten Vergnügungsparks und steuerfreien Restaurants. Zur 302 wollten Donna und Tad nicht.

Von ihrem Haus aus hatten sie Ausblick auf einen guten Teil von Castle Rock und auf den wunderschönen öffentlichen Park, aber kaum fünf Meilen von ihrer Haustür entfernt reichte der Wald von beiden Seiten bis an die Straße heran. Gelegentlich trat er ein wenig zurück, und sie sahen ein Grundstück mit einem Haus oder einem Campingwagen darauf. Je weiter sie hinausfuhren, um so ärmlicher wurden die Häuser. Ihr Vater hatte solche Hütten immer »irische Schuppen« genannt. Die Sonne strahlte hell, und sie hatten noch vier Stunden Tageslicht vor sich, aber der Verkehr wurde weniger, und das beunruhigte Donna. Hier auf der 117 war es noch nicht so schlimm, aber wenn sie erst von der Hauptstraße abbogen -

An der Abzweigung sahen sie ein Holzschild, auf dem in verblichenen, fast unleserlichen Buchstaben MAPLE SUGAR ROAD stand. Es war ziemlich zersplittert, denn Kinder hatten mit Kleinkalibergewehren und Luftbüchsen darauf geschossen. Die Straße war zweispurig und hatte eine holprige und vom Frost gewölbte Asphaltdecke. Sie führte an zwei oder drei hübschen Häusern vorbei und an zwei oder drei nicht so hübschen. Auf dem nächsten Grundstück stand auf einem zerbröckelnden Betonfundament ein schäbiger alter Road-King-Campingwagen. Um den Wagen herum wuchs dichtes Unkraut. Donna sah billiges Plastikspielzeug im Gras liegen. An einem Baum vor der Einfahrt war ein Schild angenagelt: JUNGE KATZEN ZU VERSCHENKEN. Ein dickbäuchiger,

etwa zweijähriger Junge stand in der Einfahrt, und eine völlig durchnäßte Windel hing zwischen seinen Beinen herab. Er stand mit offenem Mund da und bohrte mit einem Finger in der Nase, während er sich mit einem anderen am Nabel kratzte. Als Donna ihn sah, bekam sie eine Gänsehaut.

*Hör auf! Mein Gott, was ist denn los mit dir?*

Wieder trat der Wald bis an die Straße heran. Ein alter Ford Fairlane mit rostroter Grundierung auf der Kühlerhaube und um die Scheinwerfer herum kam ihnen entgegen. Ein junger Mann mit langer Mähne saß lässig am Steuer. Er trug kein Hemd. Er fuhr fast hundertdreißig. Donna zuckte zusammen. Sonst war die Straße leer.

Die Maple Sugar Road stieg stetig an, und wenn sie gelegentlich an einem Feld oder größeren Garten vorbeifuhren, hatten sie einen atemberaubenden Ausblick über das westliche Maine in Richtung Bridgton und Fryeburg. Wie der Saphirschmuck einer ungeheuer reichen Frau glitzerte der Long Lake in der Ferne.

Wieder stieg die Straße an, und sie fuhren einen dieser ausgewachsenen Hügel hinauf. Die Straße war (wie im Prospekt angegeben) von Ahornbäumen gesäumt, die offensichtlich unter der Hitze litten. Und ausgerechnet jetzt streikte der Wagen und fing wieder an zu bocken. Donna stockte der Atem, und sie dachte: *weiter, weiter, weiter, du elendes kleines Ding!*

Tad rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und umklammerte seine Snoopy-Frühstücksdose fester.

Sie tippte leicht auf das Gas, und wie ein unartikulierte Gebet wiederholte sie in Gedanken die Worte: *weiter, weiter, weiter,*

»Mommy, ist er . . .«

»Sei ruhig, Tad.«

Das Rucken wurde schlimmer. Sie trat das Gaspedal hart durch - der Wagen machte einen Satz, und der Motor lief wieder normal.

»Hurra!« schrie Tad plötzlich so laut, daß sie zusammenfuhr.

»Wir sind noch nicht da, Tadder.«

Eine Meile weiter bogen sie in die Straße Nummer 3 ein. Donna triumphierte. Soweit sie sich erinnerte, waren es von

hier nur noch ungefähr anderthalb Meilen bis zu Cambers Werkstatt. Wenn sie hier liegenblieben, konnten Tad und sie den Rest zu Fuß schaffen.

Sie kamen an einem verfallenen Haus vorbei, in dessen Einfahrt ein Kombi und ein großer weißer Wagen standen. Im Rückspiegel sah Donna die wild wuchernden Heckenkirschen an der Südseite des Hauses, und ihr Wagen tuckerte jetzt einen langen steilen Hang hinauf.

Auf halber Höhe fing er wieder an zu bocken, diesmal schlimmer als je zuvor.

»Kommen wir noch hoch, Mommy?«

»Ja«, sagte sie verbissen.

Die Tachonadel ging von fünfundsechzig auf fünfzig zurück. Sie schaltete in einen niedrigeren Gang und hoffte vage, daß es helfen würde. Aber jetzt spielte der Wagen erst recht verrückt. Eine Salve von Fehlzündungen knallte aus dem Auspuff, und Tad schrie entsetzt auf.

Der Wagen fuhr jetzt fast im Schrittempo, aber sie konnten Cambers Haus schon sehen und die rote Scheune, die ihm als Werkstatt diente.

Den Gashebel ganz durchzutreten, hatte schon einmal geholfen, und sie tat es auch jetzt. Eine Weile lief der Motor einwandfrei. Die Nadel kroch von fünfundzwanzig auf dreißig. Dann wieder ein Rütteln. Donna trat auf das Gas, aber diesmal blieb der Motor stehen. Das Idiotenlicht am Armaturenbrett blitzte auf und zeigte an, daß der Motor aussetzte.

Aber das war jetzt unwichtig, denn der Wagen hatte eben Cambers Briefkasten passiert. Sie hatten es geschafft. Am Dekkel des Briefkastens hing ein Paket, auf dem sie im Vorbeifahren deutlich den Absender lesen konnte: J. C. Whitney & Co.

Diese Information registrierte ihr Gehirn direkt, aber ihre unmittelbare Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, den Wagen in die Einfahrt hineinzubugsieren. *Da kann er ruhig stehenbleiben*, dachte sie. *Dann muß er ihn gleich reparieren, damit die Einfahrt frei wird.*

Die Einfahrt lag ein wenig hinter dem Haus. Wenn hier ein Anstieg gewesen wäre, wie bei den Trentons, hätte der Wagen es nicht mehr geschafft. Aber nach einer kurzen Steigung



verlief der Weg entweder eben oder leicht abfallend bis zu der großen Scheune.

Donna nahm den Gang raus, und der Wagen kam vor den großen, halb geöffneten Schiebetoren der Scheune zum Stehen. Als sie den Fuß vom Gas nahm, um auf die Bremse zu treten, ging noch einmal ein schwacher Ruck durch den Motor. Das Licht zuckte wie langsamer Pulsschlag und leuchtete dann hell auf. Der Wagen stand.

lad sah Donna an.

Sie grinste. »Tad, alter Junge«, sagte sie, »wir sind da.«

»Ja«, sagte er. »Aber ist auch jemand zu Hause?«

Neben der Scheune parkte ein grüner Lieferwagen. Der gehörte Camber. Es war nicht etwa der Wagen eines Kunden. Aber in der Werkstatt brannte kein Licht. Sie verrenkte sich den Hals, um zu sehen, ob auch im Haus keines brannte. Außerdem hatte ein Paket am Briefkasten gehangen.

Der Absender des Pakets hatte J. C. Whitney & Co gelautet. Sie kannte die Firma. Ihr Bruder hatte als Teenager immer den Katalog mit der Post bekommen. Sie handelte mit Autoersatzteilen und Zubehör. Es war die natürlichste Sache der Welt, daß Joe Camber von J. C. Whitney ein Paket bekam. Aber wenn er hier wäre, hätte er es doch bestimmt schon geholt.

*Niemand zu Hause*, dachte sie mutlos und empfand Vic gegenüber eine leichte Verärgerung. *Er ist immer zu Hause, natürlich, wenn er könnte, würde er in seiner Werkstatt Wurzeln schlagen, natürlich ist er zu Hause, außer wenn ich ihn brauche.*

»Na, wir sehen mal nach«, sagte sie und öffnete die Tür.

»Ich kriege meinen Gurt nicht auf«, sagte Tad und fummelte vergebens an der Auslösung.

»Okay, fang nicht gleich an zu toben, Tad. Ich komme herum und helfe dir.«

Sie stieg aus, schlug die Tür zu und wollte um den Motor herum an die andere Seite gehen, um Tad aus seinem Geschirr zu helfen. Falls Camber hier war, würde er wohl inzwischen herauskommen, um zu sehen, wer ihn besuchte. Irgendwie gefiel es ihr nicht, daß sie unangemeldet hier aufgetaucht war. Wahrscheinlich war es albern, aber seit der häßlichen und beängstigenden Szene mit Steve Kemp in ihrer Küche hatte sie

immer klarer erkannt, was es hieß, als Frau schutzlos zu sein. Nicht einmal als Sechzehnjährige, als ihre Eltern ihr zum ersten Mal erlaubten, sich mit einem Jungen zu treffen, hatte sie das so deutlich empfunden.

Sofort fiel ihr die Stille auf. Es war heiß und so ruhig, daß sie nervös wurde. Es gab natürlich Geräusche, aber selbst nach einigen Jahren in Castle Rock hatten sich ihre Ohren bestenfalls von »Großstadthören« in »Kleinstadthören« verwandelt. Sie waren durchaus keine »Landohren« . . . und hier war sie wirklich auf dem Lande.

Sie hörte Vögel zwitschern, und von den Feldern her, die sich über den Hügel erstreckten, den sie eben hinaufgefahren waren, hörte sie den rauheren Gesang einer Krähe. Ein leiser Windhauch bewegte die Luft, und das Laub der Eichen an der Einfahrt warf unruhige Schattenmuster auf den Sand. Aber kein einziger Automotor war zu hören. Nicht einmal das ferne Brummen eines Traktors oder einer Ballenpreßmaschine. Großstadthören und Kleinstadthören sind mehr auf von Menschen verursachte Geräusche eingestellt; die Laute der Natur werden durch ein Netz selektiver Wahrnehmung ausgeblendet. Das völlige Fehlen mechanischer Geräusche beunruhigt.

*Wenn er in der Scheune arbeitet, müßte ich ihn doch hören*, dachte Donna, aber die einzigen Geräusche, die sie registrierte, waren das Knirschen ihrer Schritte auf dem Kies der Einfahrt und das leise Summen eines Transformators an irgendeiner Stromleitung.

Sie war schon vorne und wollte auf die andere Seite des Wagens gehen, als sie ein neues Geräusch hörte. Ein leises dumpfes Knurren.

Sie blieb wie angewurzelt stehen und hob den Kopf, um festzustellen, woher das Geräusch kam. Das gelang ihr nicht gleich, und sie war plötzlich entsetzt, nicht über das Geräusch selbst, sondern weil sie die Richtung nicht ermitteln konnte, aus der es kam. Es war nirgends. Es war überall. Und dann schaltete sich ein inneres Radar - vielleicht ihre innere Überlebensausrüstung - voll ein, und sie wußte, daß das Knurren aus der Werkstatt kam.

»Mommy?« Tad schob den Kopf, so weit wie sein Geschirr es

erlaubte, aus dem offenen Fenster. »Ich kann diesen verdammten alten . . .«

»Pssst!«

(Knurren)

Sie trat vorsichtig einen Schritt zurück und stützte die rechte Hand leicht auf die flache Motorhaube. Ihre Nerven waren wie dünne Drahtfäden. Es war keine Panik. Es war ein Zustand höchster Wachsamkeit. Sie dachte: *Früher hat er nicht geknurret.*

Cujo kam aus Joe Cambers Werkstatt. Donna starrte ihn an. Ihr Atem kam zu einem absoluten Stillstand. Es war derselbe Hund. Es war Cujo. Aber -

*Aber O mein*

(o mein Gott)

Die Augen des Hundes sahen sie an. Sie waren rot und entzündet. Eine zähe Flüssigkeit leckte heraus. Der Hund schien Gummitränen zu weinen. Sein gelbbraunes Fell war von getrocknetem Schlamm bedeckt. Und von -

*Blut?*

(es ist Blut o mein Gott)

Sie konnte sich nicht mehr bewegen. Nicht mehr atmen. Ihre Lungen waren wie tot. Sie hatte gehört, daß man vor Angst gelähmt sein konnte, aber sie hatte nicht gewußt, daß es eine so totale Lähmung sein würde. Zwischen ihrem Gehirn und ihren Beinen gab es keine Verbindung mehr. Die gewundenen grauen Fasern, die durch ihre Wirbelsäule liefen, hatten alle Signale blockiert. Ihre Hände waren Fleischklumpen südlich ihrer Handgelenke und hatten kein Gefühl. Ihr lief der Urin. Sie merkte es nicht. Vage empfand sie nur eine Wärme.

Und der Hund schien es zu wissen. Seine schrecklichen intelligenzlosen Augen bohrten sich in Donnas, weit aufgerissene graue Augen. Langsam, fast träge, lief er ein paar Schritte vorwärts. Jetzt stand er am Eingang der Werkstatt. Jetzt stand er in einer Entfernung von sieben oder acht Metern auf dem Kies! Er hatte keine Sekunde aufgehört zu knurren. Es war ein tiefer, schnurrender Laut, beruhigend noch in seiner Bedrohlichkeit. Aus Cujos Maul tropfte Schaum. Und sie konnte sich nicht bewegen. Nicht einen Zentimeter.

Dann sah Tad den Hund, erkannte die blutigen Streifen in

seinem Fell und kreischte - ein hoher, durchdringender Laut, der Cujos Blick von Donna ablenkte. Und das schien sie aus ihrer Erstarrung zu lösen.

Wie eine Betrunkene drehte sie sich um ihre eigene Achse und stieß hart mit dem Bein gegen den Kotflügel ihres Wagens. Cujos Knurren wurde zu einem Wutgebrüll, und er sprang auf sie los. Sie rutschte im lockeren Kies aus und stürzte nur deshalb nicht, weil ihr Arm auf die Motorhaube schlug. Sie hatte sich den Ellbogen gestoßen und schrie vor Schmerz.

Die Wagentür war geschlossen. Sie hatte sie beim Aussteigen automatisch zugeschlagen. Der verchromte Knopf unter dem Griff blendete sie plötzlich. *Ich werde es nie schaffen, die Tür zu öffnen und einzusteigen und sie wieder zu schließen*, dachte sie. Und der beklemmende Gedanke, daß sie jetzt vielleicht sterben mußte, stieg in ihr auf. *Nicht genug Zeit. Ich schaffe es, nicht.*

Sie riß die Tür auf. Sie hörte ihren Atem wie ein Schluchzen. Tad schrie wieder, gellend und mit überschnappender Stimme.

Sie fiel fast in den Fahrersitz. Sie sah Cujo heranziehen, die Muskeln zum Sprung gespannt, und mit diesem Sprung würden seine zweihundert Pfund direkt auf ihrem Schoß landen.

Mit beiden Händen schlug sie die Tür zu und drückte dabei mit der Schulter auf die Hupe. Sie hatte es gerade noch geschafft. Sekundenbruchteile nachdem sie die Tür zugeschlagen hatte, gab es einen schweren Aufprall, als hätte jemand mit einem dicken Stück Holz gegen das Blech geschlagen. Das wütende Gebell des Hundes war wie abgeschnitten, und es war still.

*Er ist bewußtlos*, dachte sie hysterisch. *Gott sei Dank -*

Und einen Augenblick später erschien Cujos schaumbedecktes, wutverzerrtes Gesicht an ihrem Fenster, nur einige Zentimeter entfernt, wie das Ungeheuer in einem Horror-Film, das die Zuschauer zu äußerstem Entsetzen treibt, indem es aus der Leinwand hervorspringt. Sie sah seine gewaltigen Zähne. Und wieder hatte sie das grauenhafte Gefühl, daß der Hund *sie* ansah, nicht irgendeine Frau, die zufällig mit ihrem kleinen Jungen in einem Auto in der Falle saß, sondern *Donna Trenton*, als hätte er schon lange auf sie gewartet.

Cujo fing wieder an zu bellen. Selbst durch das Sicherheitsglas hörte es sich unglaublich laut an. Ein Glück, daß sie das

Fenster hochgedreht hatte, als sie anhielt. Sonst säße sie hier jetzt ohne Kehlkopf (Das hatte ihr Vater ihr schon eingeschärft: Anhalten, Fenster hochdrehen, Bremse feststellen, Schlüssel abziehen, Wagen abschließen.), und ihr Blut würde, am Lenkrad, am Armaturenbrett und an der Windschutzscheibe kleben. Und diese eine Handlung hatte das verhindert. Eine Handlung, die so automatisch erfolgt war, daß sie sich nicht einmal daran erinnern konnte.

Sie schrie.

Das gräßliche Hundegesicht verschwand von ihrem Fenster.

Sie dachte an Tad und drehte sich zu ihm um. Als sie ihn ansah, wurde sie von neuer Angst gepackt. Er war nicht in Ohnmacht gefallen, aber er war auch nicht richtig bei Bewußtsein. Er war nach hinten gegen die Sitzlehne gesunken, und seine Augen blickten ins Leere. Sein Gesicht war kalkweiß, und seine Lippen waren an den Mundwinkeln blau angelaufen.

»Tad!« Sie schnippte mit den Fingern vor seiner Nase, und er blinzelte träge bei dem schnalzenden Geräusch. »Tad!«

»Mommy«, sagte er mit belegter Stimme. »Wie ist das Ungeheuer aus meinem Schrank gekommen? Ist das ein Traum? Schlafe ich?«

»Es wird alles wieder gut«, sagte sie, aber sie war dennoch verstört von dem, was er über den Schrank gesagt hatte. »Es ist . . .«

Sie sah den Schwanz des Hundes und seinen breiten Rücken hinter der Haube des Wagens. Er ging zu Tads Seite hinüber -

Und Tads Fenster war nicht geschlossen.

- Sie hechtete über Tad hinweg und bewegte sich so verkrampft, daß sie ihre Finger an der Fensterkurbel aufschlug. Sie drehte, so schnell sie konnte, und fühlte Tad unter sich zapeln.

Das Fenster war schon fast oben, als Cujo gegen die Scheibe sprang. Sein Maul fuhr in den noch offenen Spalt und wurde durch die Scheibe nach oben gedrückt. Sein lautes Gebell füllte den kleinen Wagen. Wieder schrie Tad und hielt die Arme vor die Augen.

Er versteckte seinen Kopf auf Donnas Schoß und behinderte sie beim Drehen.

*Momma! Momma! Mornma! Mach, daß er aufhört! Mach, daß er weggeht!*

" Etwas Warmes lief ihr über den Handrücken. Mit steigendem Entsetzen sah sie, daß es eine Mischung aus Schleim und Blut war, die aus dem Maul des Hundes kam. Mit aller Kraft schaffte sie noch eine viertel Umdrehung . . . dann zog Cujo seine Schnauze aus dem Spalt. Sie sah noch kurz sein Gesicht, verzerrt und böse, die wahnsinnige Karikatur eines gutmütigen Bernhardiners. Dann ließ er sich auf alle viere fallen, und sie sah nur noch seinen Rücken.

Jetzt ließ sich die Kurbel leicht drehen. Sie schloß das Fenster ganz und wischte sich den Handrücken an ihren Jeans ab. Dabei stieß sie leise, nervöse Schreie aus.

*(o du Heilige Mutter Gottes)*

Tad befand sich wieder in diesem betäubten Zustand halber Bewußtlosigkeit. Als sie diesmal wieder vor seinem Gesicht mit den Fingern schnippte, zeigte er keine Reaktion.

*O, Gott, davon wird er Komplexe bekommen. Bestimmt. Oh, mein kleiner Tad, hätte ich dich nur bei Debbie zu Hause gelassen.*

Sie nahm ihn bei den Schultern und schüttelte ihn leicht hin und her.

»Schlafe ich?« fragte er wieder.

»Nein«, sagte sie. Er stöhnte - ein leises, schmerzliches Geräusch, das ihr ans Herz griff. »Nein, aber es ist alles in Ordnung. Tad? Es ist okay. Der Hund kann nicht reinkommen. Die Fenster sind zu. Er kann nicht reinkommen. Er kann uns nicht kriegen.«

Das verstand Tad, und seine Augen wurden ein wenig klarer. »Dann laß uns nach Hause fahren, Mommy. Ich will **hier** nicht bleiben.«

»Ja. Ja, wir werden . . .«

Wie ein großes gelbbraunes Projektil sprang Cujo auf die Motorhaube des Wagens und auf die Windschutzscheibe zu. Tad stieß noch einen Schrei aus. Seine Augen traten aus den Höhlen, und mit seinen kleinen Händen griff er sich so heftig an die Wangen, daß kleine rote Stellen zurückblieben.

»Er kann uns nicht kriegen!« schrie Donna ihn an. »Hörst du mich? Er kann nicht in den Wagen rein, Tad!«

Cujo schlug mit einem dumpfen Laut gegen die Windschutzscheibe und prallte zurück. Kratzend suchte er auf der Motorhaube Halt. Dann sprang er ein zweites Mal.

»*Ich will nach Hause!*« schrie Tad.

»Halt dich an mir fest, Tadder, und mach dir keine Sorgen.«

Wie verrückt sich das anhörte . . . aber was hätte sie sonst sagen sollen?

Tad preßte das Gesicht an ihre Brust, als Cujo wieder gegen die Windschutzscheibe schlug. Geifer verschmierte das Glas, als er versuchte hineinzubeißen. Mit seinen trüben Augen sah er Donna an. Ich werde dich in Stücke reißen, sagten diese Augen. Dich und auch den Jungen. Sobald ich weiß, wie ich in diese Blechdose hineinkomme, werde ich euch bei lebendigem Leibe fressen. Ich werde euch stückweise verschlingen, während ihr noch schreit.

*Tollwütig*, dachte sie. *Der Hund ist tollwütig.*

Ihre Angst wuchs, und sie sah an dem Hund vorbei zu Joe Cambers geparktem Lieferwagen hinüber. Hatte der Hund ihn gebissen?

Sie drückte auf den Knopf, und die Hupe schmetterte einen gellenden Ton. Der Hurid schnellte zurück und wäre fast von der Motorhaube gerutscht. »Das gefällt dir wohl nicht, was?« schrie sie triumphierend. »Tut dir in den Ohren weh, was?« Wieder schlug sie auf die Hupe.

Cujo sprang von der Haube.

»Mommy, *bitte*, laß uns nach Hause fahren.«

Sie schaltete auf Zündung. Der Motor drehte und drehte und drehte . . . aber er sprang nicht an. Endlich schaltete sie wieder aus.

»Honey, wir können noch nicht fahren. Der Verga -«

»Doch! Doch! Jetzt! *Jetzt sofort!*«

In ihrem Kopf fing es an zu pochen. Rasende, hämmernde Schmerzen, genau im Rhythmus ihres Pulsschlags.

»Hör zu, Tad. Der Wagen will nicht anspringen. Es ist dieses Nadelventil. Wir müssen warten, bis der Motor abgekühlt ist. Ich glaube, dann wird es gehen. Dann können wir wegfahren.«

*Wir müssen nur wieder auf die Straße zurück, daß der Wagen bergab fahren kann. Wenn der Motor dann stehenbleibt, ist es nicht*

*schlimm. Wir können den Wagen rollen lassen. Wenn ich es vernünftig anstelle, schaffen wir es auch ohne Motor bis zur Maple Sugar Road... oder...*

Sie dachte an das Haus unten am Hügel, das mit den wild wuchernden Heckenkirschen. Dort waren Leute. Sie hatte Autos gesehen.

*Leute!*

Sie fing wieder an zu hupen. Dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz, immer und immer wieder. Es war das einzige, was sie aus ihrer Pfadfinderinnenzeit noch vom Morsen wußte. Sie würden es hören. Selbst wenn sie die Botschaft nicht verstanden, würden sie heraufkommen, um zu sehen, wer auf Joe Cambers Grundstück diesen Lärm veranstaltete - und warum.

Wo war der Hund? Sie sah ihn nicht mehr. Aber das war gleichgültig. Im Wagen waren sie vor ihm in Sicherheit, und bald würde Hilfe kommen.

»Es wird noch alles gut«, beruhigte sie Tad. »Wart's nur ab.«

Die Image-Eye Studios hatten ihre Geschäftsräume in einem schmutzigen Backsteingebäude in Cambridge. Die Büroräume befanden sich im vierten Stock, zwei Studios im fünften, und im sechsten und letzten Stock gab es einen unzureichend klimatisierten Vorführraum, der so klein war, daß er nur sechzehn Sitzplätze hatte.

An jenem frühen Montagabend saßen Vic Trenton und Roger Breakstone in der dritten Stuhlreihe des Vorführraums. Sie hatten ihre Jacketts ausgezogen und die Krawatten gelockert. Sie hatten sich alle Werbe-Spots mit dem Cornflake-Professor von Sharp fünfmal angesehen. Es gab insgesamt genau zwanzig. Von den zwanzig betrafen drei die berühmtesten roten Himbeerflakes.

Die letzte Rolle mit sechs Spots war vor einer halben Stunde gelaufen, und der Vorführer hatte sich verabschiedet und war gegangen, um seinen Abendjob anzutreten. Er mußte im Orson-Welles-Kino Filme vorführen. Fünfzehn Minuten später hatte ihnen Rob Martin, der Präsident vom Image-Eye, mür-



risch eine gute Nacht gewünscht und ihnen eröffnet, er würde morgen und am Mittwoch den ganzen Tag zur Verfügung stehen, falls sie ihn brauchten. Was er nicht aussprach, aber alle drei dachten: nur wenn Ihnen etwas einfällt, über das es sich zu reden lohnt.

Für seine schlechte Laune hatte Rob allen Grund. Er war Vietnamveteran und hatte in der Tet-Offensive ein Bein verloren. Ende 1970 hatte er mit seiner Entschädigung und mit beträchtlicher Unterstützung von Seiten seiner Schwiegereltern die I-E Studios eröffnet. Er hatte seitdem immer kämpfen müssen, und Image-Eye hatte von dem reichgedeckten Medientisch, an dem die größeren Bostoner Studios tafelten, nur die Brosamen erhascht. Vic und Roger hatten sich für ihn entschieden, weil er sie in gewisser Weise an ihr eigenes Schicksal erinnerte - auch sie hatten es nicht leicht gehabt, einigermaßen klarzukommen. Natürlich herrschten in Boston nicht ganz so rauhe Sitten wie in New York.

Während der letzten sechzehn Monate war es mit Image-Eye bergauf gegangen. Rob war es allein aufgrund der Tatsache, daß sein Studio die Sharp-Spots herstellte, gelungen, einige größere Aufträge an Land zu ziehen, und zum ersten Mal hatte der Laden eine solide Basis gehabt. Aber seit dem Fiasko mit den roten Himbeerflakes hatten zwei Kunden ihre Verträge mit I-E aufgekündigt, und wenn Ad Worx den Sharp-Etat verlor, würde Rob außer Sharp mit Sicherheit noch weitere Kunden loswerden. Daher seine Wut und daher auch seine Angst... Emotionen, die Vic nur allzu gut verstand.

Sie hatten fast fünf Minuten schweigend dagesessen und geraucht, als Roger leise sagte: »Es ist doch zum Kotzen, Vic. Ich sehe den Kerl da an seinem Tisch sitzen, als ob er kein Wasserchen trüben könnte, und dann frißt er einen großen Löffel von den Flakes mit der verdammten Farbe drin und sagt: >Nein, hier ist nichts verkehrt. Das schlägt mir ganz einfach auf den Magen. Ich bin froh, daß der Vorführer gegangen ist. Wenn ich mir die Dinger noch mal ansehen müßte, dann nicht ohne Spucktüte auf dem Schoß.«

Er drückte seine Zigarette in dem in die Sessellehne eingelassenen Aschenbecher aus. Er sah *wirklich* krank aus. Sein

Gesicht hatte einen gelblichen Glanz, der Vic überhaupt nicht gefiel. Ganz gleich, welche Bezeichnung man für seinen Zustand wählte, er hatte ganz einfach Schiß und hätte sich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen.

»Ich habe mir immer wieder gesagt«, meinte Roger und griff nach einer neuen Zigarette, »daß ich irgend etwas finden würde. Verstehst du? *Irgend etwas*. Ich konnte einfach nicht glauben, daß es so schlecht war, wie es den Anschein hatte. Aber der Gesamteindruck der Spots ... es ist, als ob man Jimmy Carter sieht, der gerade sagt: >Ich werde Sie nie belügen<.« Er zog an der neuen Zigarette, verzog das Gesicht und stieß sie in den Aschenbecher. »Kein Wunder« daß George Carlin und Steve Martin und diese verdammte Sendung *Saturday Night Live* ihren großen Tag hatten. Heute kommt mir der Kerl so *scheinheilig* vor . . .« Seine Stimme zitterte plötzlich. Er schloß hörbar den Mund.

»Ich habe eine Idee«, sagte Vic leise.

»Ja, das hast du schon im Flugzeug angedeutet.« Roger sah ihn an, wenn auch ohne große Hoffnung. »Wenn du eine hast, dann her damit.«

»Ich denke, wir sollten mit dem Cornflake-Professor von Sharp noch einen Spot drehen«, sagte Vic.

»Und davon müssen wir den alten Sharp überzeugen. Nicht den Sohn. Den Alten.«

»Und was soll der alte Professor diesmal verkaufen?« fragte Roger und öffnete einen weiteren Knopf an seinem Hemd. »Rattengift?«

»Komm, Roger. Niemand wurde vergiftet.«

»Hätte aber passieren können«, sagte Roger und lachte schrill. »Manchmal frage ich mich, ob du überhaupt weißt, was Werbung eigentlich ist. Werbung bedeutet, den Wolf am Schwanz zu packen. Nun, dieser Wolf hat sich losgerissen, und er kommt gerade zurück, um uns zu fressen.«

»Roger . . .«

»Wenn eine Verbrauchervereinigung die Viertelpfunder von McDonald wiegt und feststellt, daß sie ein Gramm weniger wiegen, gibt es in diesem Land Schlagzeilen. Irgendein obskures Magazin in Kalifornien veröffentlicht einen Bericht, in dem

es heißt, daß Auffahrunfälle bei Pintos Benzintankexplosionen verursachen können, und die *ganze* Ford Motor Company zittert . . .«

»Erzähl bloß so etwas nicht«, sagte Vic und lachte. »Meine Frau fährt einen Pinto. Ich habe schon genug Probleme.«

»Ich sage ja nur, den Cornflake-Professor einen neuen Spot drehen zu lassen> wäre genauso, als wollte man Richard Nixon veranlassen, noch einmal den Bericht zur Lage der Nation vorzutragen. Er ist *kompromittiert*, Vic, er ist total erledigt.« Roger machte eine Pause und sah Vic an. Vic erwiderte den Blick ernst. »Was soll er denn sagen?«

»Daß es ihm leid tut.«

Roger starrte ihn eine Weile verständnislos an. Dann warf er den Kopf zurück und lachte schallend. »Daß es ihm leid tut. Leid? O, Gott, das ist ja köstlich. War das deine wunderbare Idee?«

»Halt, Roger. Du hast mir noch keine Chance gegeben. Das ist sonst nicht deine Art.«

»Nein«, sagte Roger. »Da hast du wohl recht. Erzähl mir, was du damit meinst. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß es dein . . .«

»Ernst ist? Es ist mein voller Ernst. Du hast doch selbst an den Kursen teilgenommen. Was ist die Grundlage jeder erfolgreichen Werbung? Warum überhaupt werben?«

»Die Grundlage jeder erfolgreichen Werbung ist, daß die Leute glauben wollen. Daß die Leute sich selbst verkaufen.«

»Ja. Wenn ein Monteur von Maytag behauptet, er sei der einsamste Mann in der ganzen Stadt, wollen die Leute glauben, daß es tatsächlich irgendwo einen solchen Kerl gibt, der nur zu Hause herumhockt und Radio hört. Die Leute wollen glauben, daß ihre Maytag-Geräte *nie* repariert werden müssen. Wenn Joe DiMaggio auf dem Bildschirm erscheint und sagt, Mr. Coffee spart Kaffee, spart Geld, wollen die Leute *das* glauben. Wenn . . .«

»Aber geht uns nicht gerade deshalb jetzt der Arsch auf Grundeis? Sie wollten dem Cornflake-Professor glauben, und er hat sie im Stich gelassen. Genauso wie sie an Nixon glauben wollten, *und er* . . .«

»Nixon, Nixon, Nixon!« sagte Vic und war selbst überrascht, daß er so heftig reagierte. »Dieser eine Vergleich macht dich für alles andere blind. Seit dieses Ding in die Binsen ging, habe ich ihn zweihundertmal von dir gehört, und er *stimmt* nicht.«

Roger sah ihn verblüfft an.

»Nixon war ein Ganove, er wußte, daß er einer war, und behauptete, er sei keiner. Der Cornflake-Professor von Sharp sagte, es sei nichts verkehrt mit den roten Himbeerflakes, und es war *doch* etwas mit ihnen verkehrt, aber er wußte es nicht.« Vic beugte sich vor und tippte Roger mit dem Finger gegen den Arm, um seine Worte zu unterstreichen. »Es gab keinen Vertrauensbruch. Das muß er sagen, Rog. Er muß vor dem ganzen amerikanischen Volk aufstehen und sagen, daß es keinen Vertrauensbruch gegeben habe. Hier habe lediglich ein Farbstoffhersteller einen Fehler gemacht. Dieser Fehler ginge *nicht* auf das Konto der Sharp Company. Das muß er sagen. Und, was am wichtigsten ist, er muß sich für diesen Fehler entschuldigen. Und er muß sein Bedauern darüber zum Ausdruck bringen, daß die Leute in Angst versetzt wurden, wenn auch niemand einen Schaden erlitten hat.«

Roger nickte und zuckte dann die Achseln. »Ich sehe schon, was du meinst. Aber weder der Alte noch sein Sohn werden sich darauf einlassen. Sie wollen den Kerl ganz einfach begraben und . . .«

»Ja, ja, *ja!*« schrie Vic so laut, daß Roger zurückwich. Vic sprang auf und ging nervös in dem kurzen Mittelgang des Vorführraums auf und ab. »Natürlich wollen sie das, und sie haben recht, er ist tot, und er muß begraben werden, der Cornflake-Professor muß begraben werden. Die roten Himbeerflakes *sind* schon begraben worden. Aber was wir den Leuten nahebringen müssen, ist, daß es kein Begräbnis um Mitternacht sein darf. Genau das ist der Punkt! Sie wollen ihn heimlich verscharren, bei Nacht und Nebel, wie ein Mafia-Opfer oder einen Pesttoten.«

Er trat so dicht an Roger heran, daß ihre Nasen sich fast berührten.

»Unser Job ist, sie davon zu überzeugen, daß der Cornflake-Professor keine Ruhe finden kann, wenn er nicht bei Tageslicht

begraben wird. Und ich möchte gern, daß die ganze Nation um ihn trauert.«

»Du bist ver -« fing Roger an . . . und wieder schloß er hörbar den Mund. .

Endlich sah Vic diesen gehetzten Ausdruck aus den Augen seines Partners verschwinden. Rogers Gesicht leuchtete plötzlich auf, und der gehetzte Ausdruck wich einem leicht verrückten. Roger fing an zu grinsen. Vic war so erleichtert, ihn grinsen zu sehen, daß er zum ersten Mal seit Steve Kempes Brief nicht an Donna dachte und an das, was mit ihr passiert war. Er konzentrierte sich jetzt nur noch auf seinen Job. Erst viel später fragte er sich verblüfft, wie lange er wohl schon nicht mehr dieses wunderbare Gefühl gehabt hatte, sich intensiv mit einer Sache zu beschäftigen, die er beherrschte.

»Oberflächlich betrachtet, soll er eigentlich nur das sagen, was der alte Sharp seit den Vorfällen schon selbst gesagt hat«, fuhr Vic fort. »Aber wenn der Cornflake-Professor es *selbst* sagt. . .«

. »Dann ist es um so eindrucksvoller«, murmelte Roger. Er zündete sich noch eine Zigarette an.

»Ganz recht. Wir verkaufen es dem Alten als Schlußszene der Farce von den roten Himbeerflakes. Wir gestehen alles. Bringen es hinter uns . . .«

»Und schlucken die bittere Pille. Klar, das würde dem Alten gefallen, öffentliche Reue . . . er geißelt sich . . .«

»Und statt sich wie der vornehme Herr, der mit dem Hintern in eine dreckige Pfütze gefallen ist, unter allgemeinem Gelächter zurückzuziehen, verläßt er die Szene wie Douglas MacArthur und sagt: alte Soldaten sterben nie, sie verschwinden einfach. Das ist die äußere Form. Aber unter der Oberfläche. ehe suchen wir einen *Ton* . . . ein *Gefühl*. . .« Er befand sich jetzt auf Rogers Territorium. Wenn dieser nur begriff, was er meinte. Wenn er ihm nur annähernd die Idee erklären konnte, die "ihm bei Bentley über einer Tasse Kaffee gekommen war, würde Roger es schon machen.

»MacArthur«, sagte Roger leise. »Aber das ist es doch schon, nicht wahr? Der Ton ist der des Abschieds, und das Gefühl ist Bedauern. Er gibt den Leuten das Gefühl, daß man ihn unge-

recht behandelt hat, daß es aber jetzt zu spät ist. Und . . .« Er sah Vic fast erschrocken an.

»Was?«

»Beste Sendezeit«, sagte Roger.

»Hmm?«

»Die Spots. Wir fahren sie in der besten Sendezeit ab. Diese Werbung ist für die Eltern, nicht für die Kinder. Stimmt's?«

»Ja. Natürlich.«

»Wenn das verdammte Ding überhaupt gemacht wird.«

Vic grinste. »Wir werden es machen.« Und jetzt benutzte er Rogers Terminologie: »Es ist ein Tank, Roger. Notfalls werden wir sie damit plattwalzen. Wir müssen nur etwas Konkretes in , der Hand haben, wenn wir nach Cleveland kommen . . .«

Sie blieben noch eine Stunde in dem winzigen Vorführraum sitzen und besprachen die Angelegenheit, und als sie endlich aufbrachen, um verschwitzt und erschöpft in ihr Hotel zu fahren, war es draußen schon dunkel.

»Können wir nach Hause fahren, Mommy?« fragte Tad apathisch.

»Bald, Honey.«

Sie betrachtete den Zündschlüssel. Am Ring hingen drei weitere Schlüssel: der Haustürschlüssel, der Garagenschlüssel und der Schlüssel für den Kofferraum. An dem Ring hing ein Stück Leder mit einem eingebrannten Pilz. Sie hatte den Ring bei Swanson, einem Kaufhaus in Bridgton, gekauft. Damals im April, als sie völlig desillusioniert war und Angst hatte, ohne zu wissen, was Angst wirklich bedeutete. Wirkliche Angst war es, wenn man versuchte, das Fenster neben seinem Kind hochzudrehen, während der Geifer eines tollwütigen Hundes einem auf die Hand tropft.

Sie streckte die Hand nach dem Zündschlüssel aus. Sie berührte das Stück Leder. Sie zog die Hand wieder zurück.

In Wahrheit hatte sie Angst, es noch einmal zu versuchen.

Es war viertel nach sieben. -Der Tag war noch hell, obwohl der Schatten des Wagens länger geworden war und fast bis an die Werkstatt reichte. Sie wußte es zwar nicht, aber um diese

Zeit sahen sich ihr Mann und sein Partner im Studio von Image-Eye in Cambridge immer noch die Spots mit dem Cornflake-Professor von Sharp an. Sie wußte jetzt, daß ihr SOS, das sie mit der Hupe gesendet hatte, ungehört geblieben war. In einem Roman wäre jemand erschienen. Allein schon, um die Heldin für ihren klugen Einfall zu belohnen. Aber niemand war aufgetaucht.

Der Lärm mußte doch bis zu dem baufälligen Haus unten am Hügel gedrungen sein. Vielleicht waren die Leute betrunken. Oder vielleicht waren die Besitzer der beiden Wagen in der Einfahrt (*im Hof*, korrigierte ihr Verstand sie automatisch, *hienoben nennt man es Hof*) in einem dritten Wagen weggefahren. Wenn sie das Haus von hier aus doch nur sehen könnte, aber es lag hinter dem Hang.

Endlich hatte sie es aufgegeben, SOS zu hupen. Sie fürchtete, daß die Batterie leer werden würde, wenn sie weitermachte. Sie glaubte immer noch, daß der Wagen anspringen würde, wenn der Motor erst abgekühlt war. Das hatte er vorher immer getan.

*Aber du hast Angst, es zu versuchen, denn wenn er nicht anspringt... was dann?*

Wieder griff sie nach dem Zündschlüssel, als der Hund in ihr Blickfeld stolperte. Er hatte vor dem Wagen gelegen. Jetzt bewegte er sich mit gesenktem Kopf und hängendem Schwanz langsam zur Scheune hinüber. Er torkelte und schwankte wie ein Betrunkener nach einer ausgedehnten Zechtour. Ohne sich umzuschauen, glitt Cujo in den Schatten der Scheune und verschwand.

Sie nahm die Hand wieder vom Schlüssel.

»Mommy, fahren wir nicht?«

»Laß mich nachdenken, Honey.«

Aus dem Fenster an der Fahrerseite schaute sie nach links. Mit acht schnellen Schritten könnte sie die Hintertür des Hauses erreichen: In der Schule war sie in den Laufwettbewerben immer der Star gewesen, und sie joggte heute noch regelmäßig. Bis zur Tür und ins Haus wäre sie schneller als der Hund. Davon war sie überzeugt. Drinnen war ein Telefon. Sie konnte Sheriff Bannermans Büro anrufen, und dann hätte der ganze Spuk ein Ende.

Andererseits, wenn sie jetzt versuchte, den Wagen zu starten, sprang er vielleicht nicht an . . ., aber der Hund würde aufmerksam werden.

Sie wußte nicht viel über Tollwut, aber sie glaubte gelesen zu haben, daß tollwütige Tiere übermäßig empfindlich auf Geräusche reagieren. Laute Geräusche können sie ganz verrückt machen.

»Mommy?«

»Pssst, Tad. Pssst!«

Acht schnelle Schritte.

Selbst wenn Cujo lauerte und sie von der Werkstatt aus beobachtete, sie war sicher - sie *wußte* - daß sie das Rennen bis zur Hintertür gewinnen konnte. Das Telefon, ja. Und . . . ein Mann wie Joe Camber hatte bestimmt ein Gewehr, vielleicht einen ganzen Schrank voll. Ihr sollte es ein Vergnügen sein, den Kopf dieses verdammten Köters in Haferbrei und Erdbeermarmelade zu verwandeln.

Acht schnelle Schritte.

Und wenn die Tür zur Veranda abgeschlossen war?

*Lohnt sich das Risiko?*

Ihr Puls raste, während sie die Chancen abwog. Wenn sie allein gewesen wäre, hätte die Sache anders ausgesehen. Aber wenn die Tür abgeschlossen war? Bis zur Tür konnte sie es schaffen.

Aber nicht zur Tür und dann wieder zum Wagen zurück. Nicht, wenn er angerannt kam, sie angriff, wie er es vorhin getan hatte.

Und was wäre mit Tad? Wenn Tad sah, wie ein zweihundert Pfund schwerer tollwütiger Hund seine Mutter zerfleischte, sie zerbiß und ihr den Leib aufriß -

Nein, im Wagen war Sicherheit.

*Noch einmal versuchen zu starten!*

Sie griff wieder nach dem Schlüssel, und eine innere Stimme schrie ihr zu, daß es besser wäre - zu warten, bis der Motor ganz abgekühlt war -

Ganz abgekühlt? Sie standen hier doch schon länger als drei Stunden.

Sie drehte den Zündschlüssel um.



Der Motor drehte sich kurz, einmal, zweimal, dreimal, und sprang heulend an.

»Oh, Gott sei Dank!« rief sie.

»Mommy?« fragte Tad mit schriller Stimme. »Fahren wir jetzt? Fahren wir jetzt?«

»Wir fahren«, sagte sie trotzig und legte den Rückwärtsgang ein. Cujo sprang aus der Scheune hervor . . . und blieb dann stehen. Er beobachtete sie. »Leck mich am Arsch, Köter!« brüllte sie triumphierend.

Sie trat auf das Gas. Der Wagen rollte etwa einen Meter zurück - und blieb stehen.

»Nein!« kreischte sie, und das rote Idiotenlicht leuchtete auf. Als der Motor verstummte, war Cujo ein paar Schritte nähergekommen, aber jetzt blieb er ruhig stehen, den Kopf gesenkt. Er *beobachtet* mich, dachte sie wieder. Er warf seinen Schatten hinter sich, scharf wie aus schwarzem Krepppapier geschnitten.

Donna fummelte am Zündschlüssel. Sie drehte ihn um. Der Motor regte sich, aber diesmal sprang er nicht an. Sie hörte ein ächzendes Geräusch und wußte ein paar Sekunden lang nicht, daß sie das Geräusch selbst verursachte. Verschwommen hatte sie gedacht, daß es der Hund sein mußte. Wieder ließ sie die Zündung kommen und fluchte mit verzerrtem Gesicht, ohne auf Tads Rücksicht zu nehmen. Sie hatte gar nicht gewußt, daß sie die Worte überhaupt kannte, die sie jetzt gebrauchte. Und die ganze Zeit stand Cujo da und zog seinen Schatten hinter sich her wie ein surrealistisches Trauergewand. Er beobachtete sie.

Zuletzt legte er sich in die Einfahrt, als wüßte er, daß sie keine Chance hatten, ihm zu entkommen. Sie hatte das Tier gehaßt, als es durch Tads Fenster eindringen wollte. Jetzt haßte sie es noch mehr.

»Mommy . . . Mommy . . . Mommy!«

Sie hörte ihn kaum. Unwichtig. Wichtig war jetzt allein dieser verdammte kleine Wagen. Er mußte anspringen. Sie würde ihn dazu zwingen durch *reine . . . Willenskraft*]

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie wirklich mit wirr ins Gesicht hangenden Haaren hinter dem Steuer gehockt und vergeblich den Starter betätigt hatte. Was sie endlich aufschreckte, waren nicht Tads Schreie - sie waren nur noch ein

leises Winseln - sondern das Geräusch des Motors. Er drehte sich rasch fünf Sekunden lang und verstummte dann. Das Spiel wiederholte sich, und jedesmal war die Pause länger.

Die Batterie wurde leer. Sie hörte auf.

Sie kam in Etappen wieder zu sich, wie eine Frau, die aus einer Ohnmacht erwacht. Sie erinnerte sich an einen Anfall von Darmkatarrh, den sie einmal im College gehabt hatte. Alles, was sie in sich hatte, war ihr oben und unten gleichzeitig herausgekommen, und zum Schluß war sie in der Wohnheimtoilette bewußtlos geworden. Das Aufwachen damals war genau wie heute gewesen. Sie hatte sich wie vorher gefühlt, aber ein unsichtbarer Maler hatte der Welt neue Farben hinzugefügt, sie zum Überfließen gebracht. Es waren schreiende Farben, und alles sah unecht und wie Plastik aus, ganz wie die Dekorationen im Schaufenster eines Kaufhauses.

Tad hatte sich ein wenig von ihr abgewandt. Seine Augen waren geschlossen, und er hatte den Daumen im Mund. Die andere Hand lag an der Tasche, in der er die Worte an die Ungeheuer aufbewahrte. Sein Atem ging flach und schnell.

»Tad«, sagte sie. »Honey, mach dir keine Sorgen.«

»Mommy, ist mit dir alles in Ordnung?« Seine Stimme war nur ein heiseres Flüstern.

»Ja. Und mit dir auch. Hier sind wir sicher. Aber das Auto will nicht anspringen. Wir müssen abwarten.«

»Ich dachte, du bist böse auf mich.«

Sie nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an sich. Sie roch den Schweiß in seinem Haar, und sie merkte genau, daß er sich große Mühe gab, nicht mehr zu weinen.

»Nein, Honey, nicht auf dich. Auf dich bin ich nie böse.«

Tad kuschelte sich an sie. »Hier kann er uns doch nicht kriegen?«

»Nein.«

»Kann er ... kann er sich zu uns durchfressen?«

»Nein.«

»Ich hasse ihn«, sagte Tad nachdenklich. »Ich wünschte, er wäre tot.«

»Ja. Ich auch.«

Sie schaute aus dem Fenster und sah, daß die Sonne allmäh-

lieh unterging. Bei dem Gedanken setzte sich eine abergläubische Furcht in ihr fest. Sie dachte an die Versteckspiele in ihrer Kindheit, die immer endeten, wenn die Schatten sich trafen und zu purpurnen Teichen wurden, wenn die geheimnisvollen Schreie durch die Vorstadtstraßen ihrer Kindheit hallten, hohe Kinderstimmen, die ankündigten, daß überall das Abendessen auf dem Tisch stand und daß nun alle Türen und Fenster sich gegen die Dunkelheit verriegelten. Der Hund beobachtete sie. Es war verrückt, aber daran war nicht mehr zu zweifeln. Seine irren, trüben Augen suchten ständig die ihren.

*Nein, das bildest du dir nur ein. Es ist nur ein Hund, ein kranker dazu. Es ist alles schon schlimm genug. Warum in den Augen des Hundes etwas sehen, was es da nicht gibt!*

Sie rief sich energisch zur Ordnung. Und ein paar Minuten später redete sie sich ein, daß Cujos Augen wie die Augen auf einigen Porträts seien, die einen immer ansahen, ganz gleich, wo man sich in dem Zimmer aufhielt, in dem sie hingel.

Aber der Hund schaute sie wirklich an. Und . . . in seinem Blick lag etwas Vertrautes.

*Nein, sagte sie sich und ließ den Gedanken fallen, aber es war zu spät.*

*'Du hast ihn doch schon einmal gesehen, nicht wahr? Am Morgen, nachdem lad zum ersten Mal so schlecht geträumt hatte, am Morgen, als die Decken und die Laken wieder auf dem Stuhl gelegen hatten, der Teddy obendrauf, und als du die Schranktür öffnestest, hast du ganz kurz die geduckte Gestalt mit roten Augen gesehen, etwas in Tods Schrank, sprungbereit, und das war Cujo, und Tad hatte die ganze Zeit recht gehabt, aber das Ungeheuer war nicht in seinem Schrank . . . es war hier draußen. Es war*

*(aufhören)*

*hier draußen und wartete nur darauf*

*(!AUFHÖREN DONNA!)*

Sie starrte den Hund an und hatte das Gefühl, daß er ihre Gedanken hörte. Einfache Gedanken. Das gleiche einfache Muster, ständig wiederholt, trotz ihrer entsetzlichen Übelkeit, trotz ihres Deliriums.

*DIE FRAU zu töten. DEN JUNGEN zu töten. DIE FRAU zu töten.*

*Aufhören, befahl sie sich grob. Der Hund kann nicht denken, und er ist kein Ungeheuer aus dem Schrank irgendeines Kindes. Er ist ein kranker Hund, weiter nichts. Am Ende glaubst du noch, er ist die Strafe Gottes dafür, daß du -*

Cujo stand plötzlich auf - fast als hätte sie ihn gerufen - und verschwand wieder in der Scheune.

*(fast als hätte ich ihn gerufen)*

Sie brach in ein halb hysterisches Gelächter aus.

Tad schaute hoch.

»Mommy?«

»Nichts, Honey.«

Sie sah in den dunklen Rachen der Scheune und dann zur Hintertür des Hauses hinüber. *Abgeschlossen? Nicht abgeschlossen? Abgeschlossen? Nicht abgeschlossen?* Sie dachte an eine Münze, die man in die Luft wirft. Kopf oder Zahl. Sie dachte an einen Revolver, dessen Trommel man kreisen läßt, fünf Kammern leer, eine geladen. *Abgeschlossen? Nicht abgeschlossen?*

Die Sonne war untergegangen, und nur ein heller Strich am westlichen Horizont war vom Tag noch übriggeblieben. Er war nicht breiter als der weiße Streifen auf einer Autostraße. Und auch er würde bald verschwunden sein. Im hohen Gras rechts neben der Einfahrt zirpten Grillen.

Cujo war noch in der Scheune. Ob er wohl schläft? fragte sie sich. Oder frißt?

Das erinnerte sie daran, daß sie etwas zu essen eingepackt hatte. Sie beugte sich zwischen den beiden Vordersitzen nach hinten und holte Tads Snoopy-Frühstücksdose und ihre braune Tasche nach vorn. Ihre Thermosflasche war ganz nach hinten gerollt, wahrscheinlich, als der Wagen am Hügel anfang zu bocken und zu rucken. Sie mußte sich strecken, und ihre Bluse schob sich hoch, Tad regte sich und wachte aus seinem Halbschlaf auf. Seine Stimme war so voll Angst, daß wilder Haß auf den verdammten Hund in ihr hochkam.

»Mommy? Mommy? Was machst du . . .«

»Ich hole nur unser Essen«, beruhigte sie ihn, »und meine Thermosflasche.«

»Okay.« Er lehnte sich im Sitz zurück und steckte wieder den Daumen in den Mund.

Sie hielt die Thermosflasche an das Ohr und schüttelte sie vorsichtig, um festzustellen, ob sie auch nicht zerbrochen war. Aber sie hörte innen nur die Milch schwappen. Wenigstens etwas.

»Tad, möchtest du ein wenig essen?«

»Ich will schlafen«, sagte er, ohne den Daumen aus dem Mund zu nehmen oder die Augen zu öffnen.

»Du mußt doch etwas essen«, sagte sie. »Dein Körper braucht Treibstoff.« Diese Wendung hatte sie von Vic übernommen.

Er lächelte nicht einmal. »Ich hab' keinen Hunger. Ich bin müde.«

Sie sah ihn besorgt an, aber sie wollte ihn nicht weiter drängen. Schlaf war Tads natürliches Abwehrmittel - vielleicht sein einziges - und normalerweise hätte sie ihn schon vor einer halben Stunde ins Bett gebracht. Wenn sie zu Hause gewesen wären, hätte er vor dem Zähneputzen natürlich noch ein Glas Milch und ein paar Kekse bekommen . . . und sie hätte ihm vielleicht eine Geschichte vorgelesen . . . und . . .

Wieder kamen ihr die Tränen, und sie vermochte, nicht mehr daran zu denken. Mit zitternden Händen öffnete sie ihre Thermosflasche und goß sich einen halben Becher Milch ein. Sie stellte ihn auf dem Armaturenbrett ab und nahm sich einen Schokoladenriegel. Nach dem ersten Bissen merkte sie, daß sie einen Heißhunger hatte. Sie trank einen Schluck Milch und aß ein paar Oliven. Dann leerte sie den Becher und schaute aufmerksam zur Scheune hinüber.

Vor dem Gebäude lag jetzt ein dunklerer Schatten. Aber es war kein Schatten. Es war der Hund.

*Er bewacht uns.*

Nein, das glaubte sie nicht. Sie glaubte auch nicht, daß sie Cujos Geist auf einem Stapel Woldecken im Schrank ihres Sohnes gesehen hatte. Sie glaubte es nicht. . . außer . . . außer, daß ein Teil von ihr es doch glaubte. Aber dieser Teil hatte nichts mit ihrem Verstand zu tun.

Sie sah durch den Rückspiegel zur Straße hinaus. Es war jetzt

zu dunkel, sie zu erkennen, aber sie wußte, daß sie. dort lag, genauso wie sie wußte, daß niemand vorbeikommen würde. Als sie das erste Mal alle drei in Vics Jaguar hier draußen gewesen waren (*damals war der Hund noch freundlich, sagte ihr Verstand, und Tadder streichelte ihn und lachte, weißt du noch?*), hatte Vic ihnen erzählt, daß am Ende der Straße Nummer 3 früher die Mülldeponie von Castle Rock gewesen sei. Dann war am anderen Ende der Stadt die neue Müllverbrennungsanlage in Betrieb genommen worden> und jetzt hörte die Straße fünfhundert Meter hinter Cambers Grundstück einfach auf. Dort war sie mit einer schweren Kette abgesperrt, an der ein Schild hing: ZUTRITT VERBOTEN. DEPONIE GESCHLOSSEN. Jenseits des Camberschen Grundstücks war nichts mehr.

Donna fragte sich, ob nicht Leute, die einen wirklich einsamen Parkplatz suchten, gelegentlich vorbeiführen, aber sie konnte sich nicht vorstellen, daß ein junger Mann seine Freundin ausgerechnet zu einer Müllkippe fuhr. Jedenfalls war noch keiner vorbeigekommen.

Der weiße Streifen am Horizont war nur noch ein schwaches Leuchten . . . und selbst das kam ihr fast wie Wunschdenken vor. Der Mond war nicht zu sehen.

Es war kaum zu glauben, aber auch sie war müde. Vielleicht war der Schlaf auch ihr natürliches Abwehrmittel. Und was sollte sie auch sonst tun? Der Hund war immer noch da draußen (sie glaubte es wenigstens; es war schon zu dunkel, als daß man einen Schatten von einer Gestalt unterscheiden konnte). Die Batterie mußte sich erholen. Dann konnte sie es noch einmal versuchen. Warum also nicht schlafen?

*Das Paket am Briefkasten. Das Paket von J. C. Whiney.*

Sie richtete sich hinter dem Steuer auf und runzelte nachdenklich die Stirn. Sie drehte sich um, aber von hier versperrte ihr die Hausecke die Sicht auf den Briefkasten. Sie hatte das Paket gesehen, das am Kasten hing. Warum hatte sie eben daran gedacht? War es von irgendwelcher Bedeutung?

Sie hielt immer noch die Schüssel mit den säuberlich in Folie verpackten Oliven und Gurkenscheibchen. Statt noch etwas zu essen, packte sie alles in Tads Frühstücksdose. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, warum sie mit dem Essen so

vorsichtig war. Sie lehnte sich im Sitz zurück und fand den Hebel, mit dem sie die Lehne nach hinten kippen konnte. Sie wollte über das Paket im Briefkasten nachdenken - irgend etwas war damit, sie war fast sicher -, aber während sie allmählich einschlief, dachte sie an etwas anderes. Ihr kam ein Gedanke, der wohl eher der Wirklichkeit entsprach.

Die Cambers waren weggefahren, um Verwandte zu besuchen. Die Verwandten wohnten in einer vielleicht zwei oder drei Autostunden entfernten Stadt. Vielleicht in Kennebunk. Oder Hollis. Oder Augusta. Es war ein Familientreffen.

Sie fing an zu träumen. Auf dem Rasen, so grün und schön wie sonst nur in der Fernsehwerbung, sah sie fünfzig oder mehr Leute versammelt. Über einem aus Steinen errichteten offenen Grill flimmerte ein Hitzeschleier. An einem langen Tisch saßen mindestens vier Dutzend Leute und reichten einander Platten mit Maiskolben und gebackenen Bohnen. Es gab auch Platten mit gegrillten Frankfurter Würstchen. Auf dem Tisch lag eine einfache karierte Tischdecke. Die beherrschende Person war eine gutaussehende alte Dame mit weißen Haaren, die sie im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte. Donna erkannte ohne jede Überraschung, daß diese Frau ihre Mutter war.

Die Cambers waren da, aber es waren eigentlich gar nicht die Cambers. Joe Camber trug einen sauberen Arbeitsanzug und sah wie Vic aus. Mrs. Camber trug Donnas grünes Seidenkleid. Ihr Junge sah aus, wie Tad aussehen würde, wenn er erst in der fünften Klasse war . . .

»Mommy?«

Das Bild schwankte und fiel auseinander. Sie versuchte, es festzuhalten, denn es war so friedlich und schön: der Archetypus eines Familienlebens, wie sie es nie gehabt hatte, wie auch Vic und sie mit ihrem einen Wunschkind und ihrem vorprogrammierten Leben es nie haben würden. Mit einer plötzlich aufsteigenden Traurigkeit fragte sie sich, warum sie die Dinge nie in diesem Licht betrachtet hatte.

Wieder schwankte das Bild und wurde dunkler. Die Stimme von außen durchdrang ihre Vision, wie eine Nadel die Eierschale durchsticht. Aber das machte nichts aus. Die Cambers

würden gegen zehn Uhr vorfahren, glücklich und satt. Der Joe Camber mit Vics Gesicht würde die Dinge in die Hand nehmen, und alles war dann wieder gut. Es gab Dinge, die Gott nicht zuließ. Es würde -

»Mommy?«

Sie erwachte aus ihrem Traum und richtete sich auf. Sie war - überrascht, daß sie am Steuer ihres Wagens saß und nicht zu Hause im Bett lag . . . aber nur eine Sekunde lang. Schon löste sich das schöne surrealistische Bild der um den Tisch versammelten Verwandten auf, und in fünfzehn Minuten würde sie nicht einmal mehr wissen, daß sie geträumt hatte.

»Hmmm? Was ist?«

Plötzlich, es traf sie wie ein Schock, fing das Telefon im Haus der Cambers an zu klingeln. Der Hund stand auf. Schatten bewegten sich und flössen dann zu einer großen, häßlichen Gestalt zusammen.

»Mommy, ich muß auf die Toilette.«

Cujo hatte das Telefon natürlich gehört und fing an zu brüllen. Er bellte nicht, er *brüllte*. Plötzlich rannte er auf das Haus zu. Er sprang so hart gegen die Hintertür, daß sie in ihrem Rahmen zitterte.

*Nein, dachte sie, o nein, aufhören, bitte aufhören -*

»Mommy, ich muß . . .«

Der Hund knurrte und biß in das, Holz der Tür. Sie hörte das splitternde Geräusch, das seine Zähne verursachten.

». . . Pipi machen.«

Das Telefon klingelte sechsmal. Achtmal. Zehnmal. Dann verstummte es.

Jetzt erst merkte sie, daß sie die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Heiß stieß sie sie jetzt durch die Zähne aus.

Cujo stand an der Tür, die Hinterpfoten im Sand, die Vorderpfoten auf der obersten Stufe. Er knurrte wütend. Ein abscheuliches, alptraumhaftes Geräusch. Endlich drehte er sich um und schaute wieder zum Wagen hin. Donna sah den getrockneten Schaum an seinem Maul und auf seiner Brust. Dann trottete er wieder in den Schatten zurück und war nicht mehr deutlich zu sehen. Man konnte nicht erkennen, wohin er lief. Vielleicht in die Werkstatt. Oder vielleicht neben der Scheune entlang.



Tad zerrte verzweifelt am Ärmel ihrer Bluse.

»Mommy, ich muß ganz *doll*!«

Sie sah ihn hilflos an.

Brett Camber legte langsam den Hörer auf. »Es geht niemand dran. Er ist wohl nicht zu Hause.«

Charity nickte. Sie war nicht sonderlich überrascht. Sie war froh, daß Jim vorgeschlagen hatte, von seinem Büro aus zu telefonieren, das im Erdgeschoß lag, weit weg vom »Famüienzimmer«. Das Familienzimmer war schallisoliert. Dort standen Regale mit Brettspielen, ein Panasonic-Fernsehgerät mit großem Bildschirm und eine Zusatzvorrichtung für Video-Spiele. In einer Ecke stand eine herrliche alte Wurlitzer-Musicbox, die tatsächlich funktionierte.

»Er ist wohl unten bei Gary«, fügte Brett hinzu. Er war untröstlich.

»Ja, ich glaube auch, daß er mit Gary zusammen ist«, pflichtete sie ihm bei. Und das mußte nicht unbedingt bedeuten, daß er mit Gary in dessen Haus war. Sie hatte den verträumten Blick in Joes Augen gesehen, als sie handelseinig geworden waren und er ihr erlaubte, zusammen mit Brett nach Connecticut zu fahren. Sie hoffte, Brett würde nicht auf den Gedanken kommen, wegen Garys Nummer die Auskunft anzurufen, denn dort würde wahrscheinlich ebenfalls niemand abnehmen. Sie vermutete, daß die beiden alten Hunde ausgegangen waren und irgendwo den Mond anbellten.

»Glaubst du, daß mit Cujo alles in Ordnung ist, Mom?«

»Wenn nicht, würde dein Vater ihn doch nicht alleinlassen«, sagte sie, und es stimmte - sie glaubte nicht, daß er das tun würde. »Warum lassen wir es nicht für heute abend? Wir können ihn auch morgen früh anrufen. Du solltest jetzt sowieso schlafen gehen. Es ist nach zehn, und du hast doch wirklich einen schönen Tag gehabt.«

»Ich bin nicht müde.«

»Wenn man so viel gesehen hat, ist man aufgeregt und sollte nicht zu lange aufbleiben. Ich habe dir eine Zahnbürste zurechtgelegt, und Tante Holly hat dir Waschlappen und

Handtuch hingehängt. Weißt du noch, welches Schlafzimmer -?«

»Ja, natürlich. Gehst du auch schlafen, Mom?«

»Bald. Tante Holly und ich bleiben noch eine Weile auf. Wir haben uns so viel zu erzählen.«

»Sie sieht dir ähnlich«, sagte Brett ein wenig verschämt.  
»Weißt du das?«

Charity sah ihn überrascht an. »So? Nun ja, ein bißchen vielleicht.«

»Und der kleine Junge, Jimmy. Der hat vielleicht einen rechten Haken. O je!« Brett fing an zu lachen.

»Hat dir der Magen wehgetan?«

»Verdammt. Nein.« Brett sah sich genau in Jims Studio um. Er sah die Schreibmaschine auf dem Tisch und den offenen Schrank mit den säuberlich aufgereihten Akten. In seinen Blicken lag etwas Abschätzendes, das sie nicht deuten konnte. Er schien mit seinen Gedanken weit weg zu sein. »Nein, er hat mir nicht wehgetan«, sagte er endlich. »Er ist doch noch ein kleines Kind.« Er legte den Kopf schief.

»Mein Cousin, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Blutsverwandschaft.« Er schien darüber nachzudenken.

»Brett, magst du Onkel Jim und Tante Holly?«

»Sie ja. Bei ihm weiß ich das noch nicht. Diese Musicbox. Sie ist wirklich hübsch. Aber . . .« Er schüttelte ungeduldig den Kopf.

»Was ist damit, Brett?«

»Er ist so *stolz* darauf«, sagte Brett. »Sie war das erste, was er mir zeigte, wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug, ist das nicht hübsch . . .«

»Nun, er hat sie noch nicht lange«, sagte Charity. Eine unbestimmte Angst kam in ihr auf, die irgendwie mit Joe zu tun hatte - was hatte er Brett gesagt, als er ihn mit zu seinem Auto nahm? »Jeder freut sich über etwas Neues. Holly hat mir gesagt, daß er sich schon als junger Mann eins von diesen Dingen gewünscht hat. Die Leute'. . . Honey, verschiedene Leute kaufen sich verschiedene Dinge, um . . . um sich zu beweisen, daß sie erfolgreich sind, nehme ich an. Man kann es

nicht genau erklären. Aber meistens ist es etwas, was sie sich nicht leisten konnten, als sie noch arm waren.«

»War Onkel Jim arm?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte sie. »Jetzt sind sie jedenfalls nicht arm.«

»Was ich meinte, war, daß er eigentlich nichts damit zu tun hatte. Weißt du, was ich meine?« Er sah sie eindringlich an. »Er hat es für Geld gekauft, er hat Leute bestellt, die es herrichten mußten, und andere Leute haben es hier aufgestellt, und er sagt, es gehört ihm, aber er hat nicht. . . weißt du, er hat nicht. . . ach, ich weiß nicht.«

»Er hat es nicht selbst gemacht? Nicht mit seinen eigenen Händen?«

Ihre Angst war jetzt noch größer, aber sie sprach leise.

»Ja! Das meine ich! Er hat sie für Geld gekauft, aber er hatte eigentlich nichts damit zu tun. Er tut nur so.«

»Er hat gesagt, eine Musicbox ist eine empfindliche und komplizierte Maschine . . .«

»Daddy hätte sie in Gang gekriegt«, sagte Brett, und Charity kam es vor, als hätte sie plötzlich eine Tür<sup>3</sup> zuschlagen hören. Mit einem lauten, erschreckenden Knall. Es war nicht hier im Haus. Es war in ihrem Herzen. »Dad hätte sie zusammengebastelt, und es wäre *seine* gewesen.«

»Brett«, sagte sie (und ihre Stimme klang schwach und wie eine Rechtfertigung), »nicht jeder kann so gut basteln und Sachen reparieren wie dein Vater.«

»Das weiß ich«, sagte er und sah sich immer noch im Büro um. »Ja, aber Onkel Jim sollte nicht so tun, bloß weil er das Geld hat. Verstehst du? Daß er so tut als ob, gefällt. . . stört mich ein wenig.«

Sie war plötzlich wütend auf ihn. Sie hätte ihn gern bei den Schultern gepackt und kräftig durchgeschüttelt. Ganz laut hätte sie ihm die Wahrheit in die Ohren schreien mögen. Daß Geld nicht von ungefähr kommt; daß es immer das Ergebnis einer Willensanstrengung ist und daß Willenskraft den Kern des Charakters ausmacht. Sie hätte ihm gern erzählt, daß sein Vater zwar basteln gelernt, aber ansonsten mit seinen Kumpanen Black Label gesoffen hat. Daß er auf alten Autoreifen gesessen

und mit seinen Kollegen über Franzosenwitze gelacht hatte, während Jim Brooks an der juristischen Fakultät studierte und hart arbeitete, um seine Prüfungen zu bestehen, denn wenn man seine Prüfungen bestand, bekam man ein Diplom, und das Diplom war die Eintrittskarte, um auf dem großen Karussell mitzufahren. Es garantierte noch keinen riesigen Erfolg, aber es gab einem die Möglichkeit, es wenigstens zu *versuchen*.

»Du gehst jetzt nach oben und wäschst dich«, sagte sie ruhig. »Was du über Onkel Jim denkst, solltest du besser für dich behalten. Aber . . . gib ihm eine Chance, Brett. Du darfst ihn nicht allein danach beurteilen.« Sie gingen jetzt durch das Familienzimmer, und sie zeigte mit dem Daumen auf die Musicbox.

»Nein, das tu ich auch nicht«, sagte er.

Sie ging mit ihm in die Küche, wo Holly für alle vier Kakao machte. Jim Junior und Gretchen waren schon lange ins Bett gegangen.

»Hast du deinen Mann erreicht?« fragte Holly.

»Nein. Er ist wahrscheinlich auf einen Schwatz zu seinem Freund gegangen«, sagte Charity. »Wir versuchen es morgen wieder.«

»Möchtest du etwas Kakao, Brett?«

»Ja, bitte.«

Charity sah, wie er sich an den Tisch setzte. Sie sah, wie er die Ellbogen auf den Tisch stützte und sie rasch wieder wegnahm, weil ihm eingefallen war, daß es sich nicht gehörte. Ihr Herz war so voll Liebe und Hoffnung und Angst, daß es in ihrer Brust zu taumeln schien.

*Zeit*, dachte sie. *Zeit und die richtige Einstellung zu den Dingen. Das braucht er. Wenn ich ihn zu sehr dränge, werde ich ihn verlieren.*

Aber wieviel *Zeit* hatte sie noch? Eine Woche, und dann war er wieder unter Joes Einfluß. Und als sie sich neben ihren Sohn setzte und Holly für den Kakao dankte, kreisten ihre Gedanken wieder um eine eventuelle Scheidung.

In ihrem Traum war Vic gekommen.

Er ging einfach durch die Einfahrt auf den Wagen zu und öffnete die Tür an ihrer Seite. Er hatte seinen besten Anzug an,

den dreiteiligen dunkelgrauen (wenn er ihn anzog, ärgerte sie ihn immer und behauptete, er sähe aus wie Jerry Ford ohne Glatze). *Kommt, ihr beiden*, sagte er mit seinem verschmitzten kleinen Grinsen, *es ist Zeit, nach Hause zu gehen, bevor die Vampire kommen*.

Sie versuchte, ihn zu warnen, ihm zu sagen, daß der Hund tollwütig sei, aber sie brachte kein Wort heraus. Und plötzlich tauchte Cujo aus der Dunkelheit auf, den Kopf gesenkt und mit drohendem Knurren. *Paß auf!* wollte sie rufen. *Sein Biß ist tödlich!* Aber kein Laut war zu hören.

Bevor Cujo sich auf Vic stürzen konnte, drehte dieser sich um und zeigte mit dem Finger auf den Hund. Cujos Fell wurde sofort ganz weiß. Seine roten trüben Augen verschwanden in seinem Kopf wie Murmeln in einem Loch. Seine Schnauze brach ab und zerbrach wie schwarzes Glas im Kies der Einfahrt. Zuletzt blieb von dem Hund vor der Werkstatt nur ein Pelzmantel übrig.

*Macht euch keine Sorgen*, sagte Vic in ihrem Traum. *Ihr braucht keine Angst vor dem alten Hund zu haben, er ist ja nur ein Pelzmantel. Habt ihr die Post schon bekommen? Kümmert euch nicht um den Hund. Die Post kommt. Die Post ist das Wichtige. Okay? Die Post -*

Seine Stimme verschwand in einem langen Tunnel, und bald hörte sie nur noch ein schwaches Echo. Und plötzlich war es nicht mehr der Traum mit Vics Stimme, sondern die Erinnerung an einen Traum - sie war wach, und ihre Wangen waren naß von Tränen. Sie hatte im Schlaf geweint. Sie sah auf die Uhr und konnte eben noch die Zeit erkennen: viertel nach eins. Sie schaute zu Tad hinüber und sah, daß er fest schlief, den Daumen im Mund.

*Kümmert euch nicht um den Hund. Die Post kommt. Die Post ist das Wichtige.*

Und plötzlich war ihr die Bedeutung des Pakets, das am Briefkasten hing, klar. Wie ein Pfeil schoß es aus ihrem Unterbewußtsein hoch, eine Idee, die ihr vorher wieder entglitten war. Eine gewaltige Idee, und doch so einfach, so elementar-mein-lieber-Watson. Gestern war Montag, und die Post war gekommen. Das Paket von J. C. Whitney an Joe Camber war der Beweis.

Heute war Dienstag, und auch heute würde die Post kommen.

Tränen der Erleichterung rollten ihr die noch nicht trockenen Wangen herab. Sie mußte sich mit Gewalt zurückhalten, sonst hätte sie Tad wachgeschüttelt und ihm erzählt, daß alles in Ordnung sei und daß spätestens um zwei Uhr heute nachmittag - wahrscheinlich schon um zehn oder elf Uhr morgens, wenn die Post hier so pünktlich kam wie in den übrigen Stadtteilen - dieser Alptraum zu Ende sein würde.

Der Mann von der Post würde auch dann kommen, wenn er keine Post für Joe Camber hatte, das war das Gute. Er mußte nachsehen, ob die Flagge oben war, denn sie war das Zeichen für Post, die aufzugeben war. Er mußte zu diesem letzten Haus an der Straße Nummer 3 kommen, und heute würde eine vor Erleichterung fast hysterische Frau ihn sehnstüchtig erwarten.

Ihr Blick fiel auf Tads Frühstücksdose, und sie dachte an das Essen darin. Sie erinnerte sich, daß sie etwas davon vorsorglich weggepackt hatte, nur für den Fall. . . Nun war das nicht mehr so wichtig, obwohl Tad am Morgen Hunger haben würde. Sie aß die restlichen Gurkenscheiben. Tad mochte Gurken sowieso nicht besonders gern. Ein seltsames Frühstück für den Jungen, dachte sie und mußte lächeln. Schokoladenriegel und Oliven.

Als sie die letzten zwei oder drei Gurkenscheiben kaute, wurde ihr klar, daß die seltsamen Zufälle das eigentlich Erschreckende waren. Diese Serie von Zufällen, die miteinander in keinem Zusammenhang standen, die aber dennoch eine Art gewolltes Schicksal vortäuschten, diese Zufälle waren es gewesen, die den Hund so bedeutungsvoll erscheinen ließen, so . . . so zielbewußt, als ob er sie persönlich verfolgte. Daß Vic für zehn Tage weggefahren war . . . damit hatte es angefangen. Daß Vic schon heute morgen anrief, war Zufall Nummer zwei. Wenn er sie nicht erreicht hätte, wäre er, gewiß besorgt gewesen und hätte es immer wieder versucht. Er hätte sich gefragt, wo sie sein konnten. Die Tatsache, daß alle drei Cambers nicht zu Hause waren und, wie es schien, über Nacht wegbleiben würden, war Zufall Nummer drei. Mutter, Sohn und Vater. Sie waren alle weg. Aber sie hatten den Hund zurückgelassen. O, ha. Sie hatten . . .

Plötzlich kam ihr ein grauenhafter Gedanke. Fast hätte sie das letzte Stückchen Gurke verschluckt. Sie wollte den Gedanken weit von sich weisen, aber das gelang nicht. Er war von der Logik eines Wasserspeiers.

Wenn sie nun alle tot in der Scheune lagen?

Sofort hatte sie das. Bild vor Augen. Es war von der unheimlichen Schärfe jener wachen Visionen, die sich gelegentlich in den frühen Morgenstunden einstellen. Die drei Leichen auf dem Fußboden, mit verrenkten Gliedern, die Sägespäne um sie herum blutgetränkt. Ihre gebrochenen Augen starren nach oben in die schwarze Dunkelheit, wo Schwalben girren und flattern. Ihre Kleidung ist zerfetzt. Teile ihres Fleisches . . .

*O, nein, das ist doch Wahnsinn. Das ist -*

Vielleicht hatte er den Jungen zuerst erwischt. Die anderen sind vielleicht in der Küche, oder vielleicht machen sie oben eine kleine Nummer, sie hören Schreie, stürzen nach draußen -

*(hör auf, hör jetzt endlich auf)*

- sie stürzen nach draußen, aber der Junge ist schon tot, der Hund hat ihm die Kehle zerrissen, und während sie noch betäubt sind von dem Tod ihres Sohnes, kommt der Bernhardiner aus der Dunkelheit herangeschlichen, ein schreckliches altes Werkzeug der Zerstörung, ja, das alte Ungeheuer kommt aus der Dunkelheit, tollwütig und knurrend. Der Hund springt zuerst die Frau an, und der Mann versucht, sie zu retten -

*(nein, er hätte sein Gewehr mitgenommen oder das Tier mit einem schweren Schraubenschlüssel erschlagen, und wo ist der Wagen? Hier war ein Wagen, bevor sie alle zu einem Familienausflug wegfuhr - hörst du mich? FAMILIENAUSFLUG - sie nahmen den Personenwagen und ließen den Lieferwagen stehen.)*

Warum war dann niemand gekommen, um den Hund zu füttern?

Es war diese Logik, die ihr solche Angst machte. Warum war niemand gekommen, um den Hund zu füttern? Wenn man nämlich einen oder mehrere Tage verreiste, traf man mit irgendwem eine Vereinbarung. Die Leute fütterten dann den Hund, und wenn sie selbst verreisten, fütterte man ihre Katze oder ihre Fische oder ihren Wellensittich, oder was auch immer. Wo also -

Und der Hund lief immer wieder in die Scheune.

Fraß er da?

*Das ist die Lösung*, sagte ihr Verstand ihr, und sie war erleichtert. *Er hatte niemanden, der den Hund füttern wollte. Deshalb hat er ihm einen Napf voll Fressen hingestellt. Gaines Meal oder so etwas Ähnliches.*

Aber dann fiel ihr das ein, was Joe Camber an diesem langen, langen Tag ebenfalls eingefallen war. Ein großer Hund würde auf einmal fressen und dann hungern. Gewiß wäre es besser, einen Freund zu bitten, den Hund zu füttern, während man abwesend war. Vielleicht hatte es ein Familientreffen gegeben, und Camber hatte sich besoffen und war ausgefallen. Vielleicht dies, vielleicht jenes. Es konnte alles Mögliche passiert sein.

*friß der Hund in der Scheune!*

*(was frißt er da? Gaines Meal? Menschen!)*

Sie spuckte den Gurkenrest in ihre Hand und spürte, wie sich ihr der Magen zusammenzog und wieder von sich geben wollte, was sie schon gegessen hatte. Sie zwang sich dazu, es nicht zuzulassen, und es gelang ihr, denn wenn sie wollte, konnte sie sehr energisch sein. Sie hatten dem Hund sein Fressen hingestellt und waren mit dem Auto weggefahren. Um zu einer solchen Schlußfolgerung zu kommen, brauchte man nicht Sherlock Holmes zu sein. Der Rest war nichts als ein schlimmer Fall von schwachen Nerven.

Aber immer wieder beschlich sie die Vorstellung von Tod. Das dominierende Bild waren die blutgetränkten Sägespäne, Sägespäne, die die dunkle Farbe von Frankfurter Würstchen im Naturdarm angenommen hatten.

*Schluß. Denk lieber an die Post, wenn du schon an irgend etwas denken mußt. Denk daran, daß du in Sicherheit bist.*

Sie hörte ein leises, schlurfendes, kratzendes Geräusch an ihrer Seite des Wagens.

Sie wollte nicht hinschauen, tat es aber dann doch. Wie von kräftigen unsichtbaren Händen gepackt, drehte sie den Kopf zur Seite. Sie hörte das leise Knacken der Sehnen in ihrem Genick. Cujo war gekommen. Sein Gesicht war keine fünfzehn Zentimeter von ihrem entfernt. Nur das Sicherheitsglas des Fensters an der Fahrerseite trennte sie. Die trüben roten Augen



starrten in ihre. Das Maul des Hundes sah aus, als hätte man es mit Rasiercreme eingeschäumt und dann trocknen lassen.

Cujo grinste sie an.

Ein Schrei staute sich in ihr und wollte ihr schmerzhaft in die Kehle steigen, denn sie spürte, daß der Hund seine Gedanken auf sie projizierte und ihr sagte: *Ich kriege dich doch, Baby. Und auch dich kriege ich. Kleiner. Ihr könnt, so oft ihr wollt, an den Mann von der Post denken. Wenn nötig, töte ich auch ihn, wie ich alle drei Cambers getötet habe und wie ich dich und deinen Sohn töten werde. Ihr könnt euch ruhig an den Gedanken gewöhnen. Ihr könnt euch ruhig -*

Der Schrei wollte sich lösen. Es war, als lebte er und wollte unbedingt hinaus. Alles stürzte zu gleicher Zeit auf sie ein: Tad hatte Pipi machen müssen, und sie hatte das Fenster zehn Zentimeter geöffnet, damit er rauspinkeln konnte. Sie hatte ihn dazu hochgehalten, aber es hatte nicht gleich geklappt, und ihre Arme waren lahm geworden. Dann der Traum, dann die Vorstellung von Tod, und nun dies -

Der Hund grinste sie an; er grinste sie an, er hieß Cujo, und sein Biß bedeutete den Tod.

Der Schrei mußte kommen

*(aber Tad)*

oder sie würde verrückt werden

*(schlief)*

Sie biß die Zähne zusammen gegen den Schrei, wie sie vorhin dem Drang, sich zu erbrechen, nicht nachgegeben hatte. Sie kämpfte. Und schließlich schlug ihr Herz ruhiger, und sie wußte, daß sie gewonnen hatte.

Sie lächelte den Hund an und spreizte beide Mittelfinger von den geballten Fäusten ab. Sie hielt sie gegen das von Cujos Atem leicht beschlagene Glas. »Du verdammter Scheißköter«, flüsterte sie.

Nach einer Zeit, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, nahm der Hurid die Pfoten vom Fenster und lief in die Scheune zurück. Und ihre Gedanken folgten wieder denselben dunklen Pfaden,

*(was frißt er dal)*

und dann schlug sie irgendwo in ihrem Gehirn eine Tür zu.

Aber sie würde nicht mehr schlafen.können, und bis der

Morgen dämmerte, würde es noch lange dauern. Sie saß aufrecht am Lenkrad und zitterte. Immer wieder sagte sie sich, daß es lächerlich, wirklich lächerlich sei, den Hund für ein scheußliches, aus Tads Schrank entwichenes Gespenst zu halten und zu glauben, er wisse mehr über die Situation als sie.

In völliger Dunkelheit fuhr Vic hoch. Sein Atem ging schnell, und er hatte ein widerlich trockenes Gefühl im Hals. Sein Herz hämmerte, und er war total desorientiert, so desorientiert, daß er plötzlich zu stürzen glaubte und sich an der Bettkante festhielt.

Er schloß kurz die Augen und zwang sich zur Ruhe.

*(du bist im)*

Er öffnete die Augen wieder und sah ein Fenster, einen Nachttisch und eine Lampe

*(Ritz-Carlton in Boston, Massachusetts)*

Er beruhigte sich. Als er diesen Anhaltspunkt hatte, machte es *klick*, und alles hatte wieder seine Ordnung, und er wunderte sich, wie er, selbst für einen kurzen Augenblick, so verwirrt und durcheinander sein konnte. Wahrscheinlich, weil er sich an einem Ort befand, der ihm nicht vertraut war. Und dazu kam der Alptraum.

Alptraum? Es war entsetzlich gewesen. Seit seiner Pubertät, als ihn immer Träume quälten, in denen er abzustürzen glaubte, hatte er keinen so grauenhaften Traum mehr gehabt. Er griff nach der Uhr neben seinem Bett, nahm sie in beide Hände und hielt sie nahe an sein Gesicht. Es war zwanzig Minuten nach eins. Leise schnarchte Roger im Nebenbett, und jetzt, da er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte er ihn erkennen. Er lag flach auf dem Rücken. Er hatte die Decke über das Fußende des Bettes getreten und trug einen lächerlichen, mit College-Wimpeln gemusterten Pyjama.

Vic schwang sich aus dem Bett, ging leise ins Badezimmer und schloß die Tür. Rogers Zigaretten lagen auf dem Waschtisch, und er nahm sich eine. Er brauchte sie. Er saß auf dem Toilettenbecken und rauchte und schnippte die Asche in das Waschbecken.

Ein Angsttraum, hätte Donna gesagt, und es gab weiß Gott genügend Dinge, vor denen er aus gutem Grund Angst hatte. Merkwürdig, aber heute war er, als er gegen zehn ins Bett ging, in so guter Stimmung gewesen wie lange nicht mehr. Als sie gestern im Hotel ankamen, hatten sie noch eine halbe Stunde in der Bar des Ritz-Carlton gesessen und sich über die Idee mit der Entschuldigung unterhalten, und dann hatte Roger seine riesige alte Brieftasche gezückt und aus ihren Tiefen einen Zettel mit der Privatnummer Yancey Harringtons herausgefischt. Harrington war der Schauspieler, der den Cornflake-Professor von Sharp gemimt hatte.

»Wir sollten uns lieber vergewissern, ob er es auch machen will, bevor wir weitere Schritte unternehmen«, sagte Roger. Er hatte den Hörer aufgenommen und Harrington angerufen, der in Westport, Connecticut, wohnte. Vic hatte nicht gewußt, wie Harrington reagieren würde. Man würde ihm wohl ein wenig um den Bart gehen müssen - die Affäre mit den roten Himbeerkloppen hatte ihn sehr mitgenommen, und er hielt sein Image seitdem für angekratzt.

Sie hatten eine angenehme Überraschung erlebt. Harrington hatte sofort zugesagt. Er hatte die Situation erkannt und wußte, daß der Professor ziemlich erledigt war (»Der arme Kerl ist mausetot«, hatte Harrington düster gesagt). Aber auch er war der Ansicht, daß diese letzte Aktion der Sharp Company endgültig über die unerquickliche Angelegenheit hinweghelfen würde. Sie sozusagen wieder auf das Gleis setzen würde.

»Alles Scheiße«, sagte Roger grinsend, als er aufgelegt hatte. »Ihm gefällt der Gedanke, noch einen letzten Vorhang zu bekommen. In der Werbung kriegt nicht jeder Darsteller diese Chance. Er würde sich den Flugschein nach Boston selbst kaufen, wenn wir es verlangten.«

Vic war also ganz zufrieden ins Bett gegangen und sofort eingeschlafen. Und dann hatte er den Traum. Er stand vor Tads Schrank und sagte Tad, daß nichts darin sei, überhaupt nichts. *Ich werde es-dir ein für allemal zeigen*, erklärte er Tad. Er öffnete die Schranktür und sah, daß Tads Kleidung und seine Spielsachen weg waren. In Tads Schrank wuchs ein Wald - alte Fichten, Rottannen und Hartholzbäume. Auf dem Schrankbo-

den lagen duftende Nadeln und herabgefallenes Laub. Er hatte mit dem Fuß gescharrt, um zu sehen, ob die mit Farbe gestrichenen Bretter des Schrankbodens darunterlagen. Aber er fand nur fetten schwarzen Waldboden.

Er trat in den Schrank, und die Tür schloß sich hinter ihm. Das war nicht weiter schlimm. Das Licht war ausreichend. Er ging einen Pfad entlang, der vor ihm lag. Sofort merkte er, daß er ein Bündel auf dem Rücken und eine Feldflasche über der Schulter trug. Er hörte das geheimnisvolle Rauschen des Windes und das Zwitschern der Vögel. Vor sieben Jahren, lange vor Ad Worx, hatten sie während des Urlaubs eine Wanderung durch einen Teil der Appalachen gemacht, und die Landschaft hatte ähnlich ausgesehen wie die Geographie in seinem Traum. Sie hatten es nur einmal getan und waren später immer in die Küstenregion gefahren. Für Vic, Donna und Roger war es wunderbar gewesen, aber Althea Breakstone haßte Wanderungen und hatte sich überdies eine unangenehm juckende Entzündung eingehandelt.

Der erste Teil seines Traumes war recht angenehm gewesen. Der Gedanke, daß all dies sich in Tads Schrank abspielte, war ihm auf seltsame Weise wunderbar erschienen. Dann war er an eine Lichtung gekommen . . . aber jetzt zerfloß alles wieder, wie es Träume tun, wenn sie wachen Gedanken ausgesetzt sind.

Auf der anderen Seite der Lichtung erhob sich eine steile Wand etwa tausend Meter hoch in den Himmel. In einer Höhe von ungefähr sechs Metern befand sich eine Höhle - nein, für eine Höhle war sie nicht tief genug. Es war eher eine Nische, eine Vertiefung im Felsen, die einen flachen Boden hatte. Und in dieser Vertiefung hockten Donna und Tad. Sie duckten sich vor einer Art Ungeheuer, das versuchte, hinaufzureichen, hinaufzureichen und sie zu packen. Sie zu fressen.

Es war wie die Szene aus King Kong, nachdem der große Affe die Männer, die versucht hatten, Fay Wray zu retten, vom Baum geschüttelt hat und jetzt den letzten Überlebenden fangen wül. Aber der Kerl hat sich in ein Loch verkrochen, und Kong kann ihn nicht ganz erreichen.

Das Ungeheuer in seinem Traum war allerdings kein riesiger Affe gewesen. Es war . . . was gewesen? Ein Drache? Nein,

nichts dergleichen. Kein Drache, kein Dinosaurier, kein Troll. Er kam nicht mehr darauf. Jedenfalls konnte es Donna und Tad nicht ganz erreichen, und darum wartete es vor ihrem Schlupfloch, wie eine Katze mit grausamer Geduld auf eine Maus wartet.

Er rannte los, aber wie schnell er auch rannte, er kam der anderen Seite der Lichtung nicht näher. Er hörte Donnas Hilfschreie, aber als er zurückbrüllte, waren die Worte, kaum hatten sie seinen Mund verlassen, wie abgeschnitten. Es war Tad, der ihn schließlich entdeckte.

»*Sie nützen nichts!*« schrie Tad, und in seiner Stimme lag eine so hoffnungslose Verzweiflung, daß Vic die Angst im Magen spürte. »*Daddy, die Worte an die Ungeheuer nützen nichts! Oh, Daddy, sie nützen nichts, sie haben nie etwas genützt! Du hast gelogen, Daddy! Du hast gelogen!*«

Vic rannte weiter, aber er lief wie auf einer Tretmühle. Und er hatte am Fuße der steilen grauen Wand einen Haufen von alten Knochen und grinsenden Totenschädeln gesehen, von denen einige mit grünem Moos bedeckt waren.

In diesem Augenblick wachte er auf.

Aber was war das für ein Ungeheuer gewesen?

Er wußte es einfach nicht mehr. Schon erschien ihm der Traum wie eine Szene, die man durch ein Fernglas betrachtet, in das man von der verkehrten Seite hineinschaut. Er ließ die Zigarette in das Becken fallen, spülte und drehte den Wasserhahn auf, damit auch die Asche aus dem Waschbecken verschwand.

Er urinierte, schaltete das Licht aus und ging wieder ins Bett.

Als er sich hinlegte, fiel sein Blick auf das Telefon, und er verspürte plötzlich den irrationalen Impuls, zu Hause anzurufen.

Irrational? Das war noch, sehr milde ausgedrückt. Es war zehn nach zwei Uhr morgens. Er würde sie nicht nur wecken, er würde ihr außerdem auch noch einen fürchterlichen Schreck einjagen. Man durfte Träume nicht wörtlich deuten; das wußte jeder. Wenn die Ehe und das Geschäft gefährdet waren, durfte man sich nicht wundern, daß die ständige Beschäftigung mit diesen Dingen beunruhigende Träume zur Folge hatte.

*Trotzdem. Nur einmal ihre Stimme hören und erfahren, daß alles in Ordnung ist.*

Er kehrte dem Telefon den Rücken, legte sich das Kissen zurecht und schloß die Augen.

*Ruf sie morgen früh an, wenn es dich beruhigt. Gleich nach dem Frühstück.*

Er fand seine Gelassenheit wieder und war bald eingeschlafen. Diesmal träumte er nicht -»und wenn es doch der Fall war, prägten sich diese Träume jedenfalls nicht seinem Bewußtsein ein. Und als am Dienstag der Weckruf kam, hatte er seinen Traum von der Bestie auf der Waldlichtung ganz vergessen. Er erinnerte sich nur vage daran, daß er in der Nacht überhaupt aufgestanden war. Vic rief an diesem Tag nicht zu Hause an.

Charity Camber wachte am Dienstagmorgen um punkt fünf Uhr auf und erlebte ihre eigene kurze Phase der Desorientierung - gelbe Tapeten statt der Holzwände, die Vorhänge lebhaftes Grün statt des weißen Chintz, ein schmales Einzelbett statt des breiten Doppelbetts, das in der Mitte schon durchhing.

Dann wußte sie, wo sie war - Stratford, Connecticut - und empfand plötzlich eine angenehme Vorfreude. Sie konnte sich den ganzen Tag mit ihrer Schwester unterhalten, über alte Zeiten reden und erfahren, wie es ihr während der letzten Jahre ergangen war. Und Holly hatte schon einen Einkaufsbummel in Bridgeport angekündigt.

Sie war anderthalb Stunden vor ihrer normalen Zeit aufgewacht, wahrscheinlich zwei Stunden, bevor sich im übrigen Haus etwas regte.

Aber vor der dritten Nacht schlief man in einem fremden Bett in der Regel nicht besonders gut.

Allmählich waren aus der Stille leise Geräusche zu hören, während sie wachlag und lauschte. Das fahle Licht des dämmernden Morgens fiel durch die halb geöffneten Vorhänge... der erste Schein des heraufziehenden Tages, der immer so weiß und klar und schön war. Sie hörte ein Dielenbrett knarren. Draußen hatte ein Blauhäher seinen ersten Wutanfall des Vor-

mittags. Der erste Pendlerzug nach Westport, Greenwich und New York City rauschte in der Ferne vorbei.

Wieder knarrte das Dielenbrett.

Und noch einmal.

Es war kein Balken des Hauses, in dem es arbeitete. Es waren Schritte.

Charity setzte sich im Bett auf. Die Decke und das Laken glitten ihr bis zur Hüfte herab und zeigten ihre in ein rosa Nachthemd gehüllte Gestalt. Jetzt hörte sie jemanden langsam über die Treppe nach unten gehen. Es waren leichte Schritte: barfuß oder auf Socken. Es war Brett. Wenn man lange mit jemandem zusammenlebte, erkannte man seine Schritte am Geräusch. Das war eins dieser mysteriösen Dinge, die sich im Laufe der Jahre so ergeben.

Sie warf die Decke zur Seite, stand auf und ging an die Tür. Ihr Zimmer lag am oberen Flur, und sie sah gerade noch Bretts Kopf verschwinden.

Sie ging hinterher.

Als Charity die Treppe erreicht hatte, verschwand Brett in der Diele, die sich über die ganze Breite des Hauses erstreckte. Sie öffnete den Mund, um ihn zu rufen . . . und schloß ihn wieder. Sie fühlte sich, unsicher in dem Haus, in dem alles schlief und das nicht ihr Haus war.

Es war etwas an seinem Gang . . . an seiner Körperhaltung . . . aber das lag doch schon Jahre zurück -

Rasch und leise ging sie barfuß die Treppe hinunter. Sie folgte Brett in die Küche. Er trug nur seine hellblaue Pyjamahose, und die weiße Baumwollkordel hing ihm zwischen den Beinen herab. Er war schon sehr braun, obwohl es noch nicht Hochsommer war - er hatte von Natur aus eine dunkle Haut, wie sein Vater, und er wurde leicht braun.

Als sie in der Tür stand, sah sie ihn im Profil, und die ersten Strahlen der Sonne tauchten seinen nackten Oberkörper in helles Licht, als er an den Wandschränken über dem Herd, dem Tisch und der Spüle entlanglief. Die Bewunderung, die sie empfand, war mit Angst gemischt. *Er ist schön*, dachte sie. *Alles, was an uns schön ist, oder je schön war, ist auf ihn übergegangen.* Es war ein unvergeßlicher Augenblick. Sie sah ihren Sohn nur mit

einer Pyjamahose bekleidet, und zum ersten Mal begriff sie etwas vom Geheimnis seines Knabenalters, aus dem er schon so bald herauswachsen würde.

Mit den liebenden Augen einer Mutter betrachtete sie seine schmale, aber muskulöse Silhouette. Er schien ihr . . . der Inbegriff der Perfektion.

Sie hatte Zeit gehabt, ihn zu betrachten, denn Brett war nicht wach. Als Kind hatte er Perioden gehabt, da er schlafwandelte; insgesamt vielleicht zwei Dutzend, im Alter zwischen fünf und acht. Schließlich war sie besorgt - und so erschrocken - gewesen, daß sie (ohne Joes Wissen) Dr. Gresham konsultierte. Sie hatte keine Angst, daß Brett den Verstand verlor - jeder sah, daß er aufgeweckt und normal war - aber sie fürchtete, daß er sich in diesem seltsamen Zustand verletzen könnte. Dr. Gresham hatte sie beruhigt und gesagt, das sei sehr unwahrscheinlich. Die komischen Vorstellungen vom Schlafwandeln hätten die Leute meistens aus schlechten Filmen.

»Wir wissen nicht viel über das Schlafwandeln«, hatte er ihr gesagt, »aber wir wissen, daß es bei Kindern häufiger auftritt als bei Erwachsenen. Es gibt eine ständig wachsende, ständig reifende Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, Mrs. Camber, und viele Leute, die auf diesem Gebiet geforscht haben, sind der Ansicht, daß es sich bei dem Schlafwandeln um das Symptom eines zeitweiligen und nicht so sehr bedeutsamen Mißverhältnisses zwischen beiden handelt.«

»Wie Wachstumsschmerzen?« hatte sie mißtrauisch gefragt.

»So ähnlich«, hatte Dr. Gresham grinsend geantwortet zeichnete eine Kurve auf ein Stück Papier und meinte, daß Bretts Schlafwandeln einen Höhepunkt erreichen und dann zurückgehen würde, bis es völlig Verschwunden sei.

Die Überzeugung des Arztes, daß Brett im Schlaf nicht etwa aus dem Fenster springen oder auf die Autobahn laufen würde, hatte sie ein wenig beruhigt, aber sie war nicht viel schlauer geworden. Eine Woche später hatte sie Brett zum Arzt gebracht. Es war kurz nach seinem sechsten Geburtstag. Gresham hatte ihn gründlich untersucht und festgestellt, daß er in jeder Hinsicht normal sei. Und tatsächlich schien Gresham recht behalten zu haben. Jedenfalls lag der letzte seiner nächst-



liehen »Spaziergänge«, wie Charity sie nannte, schon zwei Jahre zurück.

Bis jetzt.

Brett öffnete die Schränke, einen nach dem anderen, und schloß jeden sorgfältig, bevor er sich dem nächsten zuwandte. Sie sah Hollys Bratenschüsseln, ihre ordentlich aufgeschichteten Geschirrtücher, einen noch nicht ganz kompletten Satz sehr teurer Gläser. Er hatte die Augen weit geöffnet, aber sein Blick war leer. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß er in diesem Augenblick auch den Inhalt anderer Schränke an anderen Orten sah.

Sie empfand das alte hilflose Entsetzen, das sie fast schon vergessen hatte, wie Eltern den Ärger und die Aufregungen der frühen Kindheit ihrer Sprößlinge vergessen: das Zahnen, das erschreckend hohe Fieber nach der Impfung, die Diphtherie, die Mittelohrentzündung, die Hand oder das Bein, aus denen plötzlich ohne jeden Grund Blut floß. *Was denkt er?* überlegte sie, *Wo ist er? Und warum passiert es jetzt? Nach all den Jahren?* War es die ungewohnte Umgebung? Sie hatte an ihm keine Aufregung feststellen können . . . wenigstens bis jetzt nicht.

Er öffnete den letzten Schrank und nahm eine rosa Soßenschale heraus. Er stellte sie auf den Tisch. Er griff in die Luft und machte eine Bewegung, als ob er etwas in die Soßenschale schüttete.. Ihre Arme bekamen eine Gänsehaut, als sie erkannte, wo er war und was seine Vorstellung zu bedeuten hatte. Es war eine Routine, die er zu Hause Tag für Tag durchexerzierte. Er fütterte Cujo.

Instinktiv ging sie einen Schritt auf ihn zu und blieb dann stehen. Sie glaubte diese Altweibergeschichten nicht, in denen geschildert wurde, was alles passieren konnte, wenn man einen Schlafwandler weckte - daß die Seele ohne Wiederkehr aus dem Kopf fahren würde, daß der Betreffende den Verstand verlieren oder plötzlich sterben könnte - und darüber hätte Dr. Gresham sie nicht erst belehren müssen. Sie hatte sich in der Bibliothek von Portland eigens ein Buch über das Thema ausgeliehen . . . aber auch das hatte sie eigentlich nicht gebraucht. Ihr gesunder Verstand hatte ihr gesagt, was passierte, wenn man einen Schlafwandler weckte: Er wachte auf. Es mochte

Tränen geben, vielleicht eine leichte Hysterie, aber diese Reaktion war ganz einfach auf Desorientierung zurückzuführen.

Dennoch hatte sie Brett während seiner nächtlichen Spaziergänge niemals geweckt, und sie wagte es auch jetzt nicht. Gesunder Verstand war eine Sache. Ihre unsachlichen Befürchtungen eine andere. Sie hatte plötzlich entsetzliche Angst und wußte nicht, warum. Was konnte daran so schrecklich sein, daß Brett träumte, er fütterte gerade seinen Hund? Das war doch völlig natürlich, zumal er sich um Cujo solche Sorgen gemacht hatte.

Jetzt beugte er sich vor und streckte die Hand mit der Soßenschale aus, und seine weiße Pyjamakordel hing im rechten Winkel zu der rotschwarzen Linoleumfläche. Sein Gesicht vollführte in Zeitlupe eine Pantomime des Kummers. Er fing an zu sprechen und murmelte die Worte guttural und hastig und schwer verständlich, wie es Schlafwandlern eigen ist. Und die Worte selbst drückten keine Emotionen aus. Diese lagen in ihm, lagen unter der Larve des Traumes, der lebhaft genug gewesen sein mußte, um ihn nach vielen Jahren wieder schlafwandeln zu lassen. In seinen rasch und mit einem schläfrigen Seufzer ausgestoßenen Worten lag nichts Melodramatisches, aber Charity fuhr sich mit der Hand an die Kehle. Ihre Haut fühlte sich kalt an. Sehr kalt.

»Cujo hat keinen Hunger mehr«, sagte Brett und richtete sich wieder auf. Er preßte die Soßenschale gegen die Brust. »Nein, nicht mehr, nicht mehr.«

Er blieb eine Weile bewegungslos am Tisch stehen, und Charity tat dasselbe an der Küchentür. Eine einzelne Träne lief ihm über das Gesicht. Er stellte die Schale auf den Tisch und ging zur Tür. Er hatte die Augen geöffnet, aber sie gHtten gleichgültig und blicklos über seine Mutter hin. Er blieb stehen und sah sich noch einmal um.

»Such im Gras«, sagte er zu jemandem, der nicht da war. »Such im hohen Gras.«

Dann ging er wieder auf sie zu. Sie trat zur Seite, immer noch die Hand an der Kehle. Rasch und geräuschlos ging er an ihr vorbei und verschwand in der Diele, um zur Treppe zu gehen.

Sie wollte ihm folgen und erinnerte sich an die Soßenschüs-

sei. Sie stand einsam auf dem sonst leeren Tisch wie die Zentralfigur in einem seltsamen Gemälde. Sie nahm sie auf, und sie glitt ihr aus der Hand, sie hatte nicht daran gedacht, daß ihre Finger schweißnaß waren. Sie jonglierte Bruchteile von Sekunden und hörte schon den berstenden Knall durch das schlafende Haus tönen. Dann hatte sie die Schüssel mit beiden Händen sicher aufgefangen. Sie stellte sie in den Schrank zurück, schloß die Tür und konnte einen Augenblick nur noch stehenbleiben. Sie hörte ihr Herz laut schlagen und empfand sich überdeutlich als Fremde in dieser Küche. Sie war hier eingedrungen. Sie folgte ihrem Sohn.

Sie kam gerade noch rechtzeitig an seine Zimmertür, um ihn ins Bett steigen zu sehen. Er zog die Decke hoch und rollte sich auf die linke Seite, seine normale Schlafposition. Charity wußte, daß es jetzt vorbei war, aber sie blieb noch eine Weile stehen.

In einem der Zimmer hustete jemand, und auch das erinnerte sie daran, daß dieses Haus anderen Leuten gehörte. Sie hatte Heimweh. Sie hatte ein Gefühl, als hätte sie betäubendes Gas im Magen, das *Zeug*, das die Zahnärzte gebrauchen. Im ruhigen Licht dieses frühen Morgens kamen ihre Gedanken an eine Scheidung ihr so unreif und wirklichkeitsfern vor wie die Gedanken eines Kindes. Hier fiel es ihr leicht, an solche Dinge zu denken. Es war nicht ihr Haus. Sie gehörte nicht hierher.

Warum hatte diese Pantomime, in der Brett Cujo fütterte, sie so entsetzt? *Cujo hat keinen Hunger mehr, nein, nicht mehr.*

Sie ging wieder in ihr eigenes Zimmer und blieb im Bett liegen, bis die Sonne am Himmel stand und den Raum erhellte. Beim Frühstück verhielt Brett sich nicht anders als sonst. Er erwähnte Cujo nicht, und er dachte anscheinend nicht mehr daran, zu Hause anzurufen, wenigstens im Augenblick nicht. Charity überlegte eine Weile und beschloß dann, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Es war heiß.

Donna drehte das Fenster ein wenig weiter herunter - es war jetzt etwa ein Viertel offen, weiter wagte sie nicht - und dann

lehnte sie sich über Tads Schoß, um auch seins ein wenig zu öffnen. Dabei bemerkte sie den zerknitterten gelben Zettel auf seinem Schoß.

»Was ist das, Tad?«

Er sah zu ihr auf. Er hatte verwischte braune Ringe unter den Augen. »Die Worte an die Ungeheuer«, sagte er.

»Darf ich sie mal sehen?«

Er hielt den Zettel einen Augenblick fest. In seinem Gesicht lag ein mißtrauischer, auf sein Eigentum pochender Ausdruck, und sie empfand sofort Eifersucht. Das Gefühl war kurz, aber sehr intensiv. Bis jetzt hatte sie es geschafft, daß er am Leben und unverletzt war, aber sein Herz hing an Vics Hokuspokus. Doch das Gefühl verwandelte sich in Scham und Traurigkeit. Sie ekelte sich vor sich selbst. Sie war es doch, die ihn in diese Situation gebracht hatte. Wenn sie nicht nachgegeben hätte, wenn sie ihn mit Debbie zu Hause gelassen hätte . . .

»Ich hab' sie mir gestern in die Tasche gesteckt«, sagte er, »bevor wir zum Einkaufen fuhren. Mommy, wird das Ungeheuer uns fressen?«

»Es ist kein Ungeheuer, Tad, es ist nur ein *Hund*, und . . . nein, er will uns nicht fressen!« Sie sprach schärfer, als sie beabsichtigt hatte. »Ich habe dir doch gesagt, daß wir nach Hause fahren können, wenn der Briefträger kommt.« *Und ich habe ihm auch gesagt, daß der Wagen bald anspringen wird und daß jemand kommen wird und daß die Cambers bald wieder zu Hause sein werden -*

Aber welchen Sinn hatte es, darüber nachzudenken?

»Darf ich die Worte an die Ungeheuer wiederhaben?« fragte er.

Für einen Augenblick hatte sie unbändige Lust, das schweißverklebte und zerknitterte Stück Papier zu zerreißen und die Fetzen aus dem Fenster zu werfen wie Konfetti. Dann gab sie Tad den Zettel zurück und fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar. Sie schämte sich., Und sie hatte Angst. Was um Gottes willen war nur mit ihr los? So ein sadistischer Gedanke. Warum wollte sie es für ihn noch schlimmer machen? War es Vic? Sie selbst? Was?

Es war entsetzlich heiß - zu heiß, einen klaren Gedanken zu

fassen. Der Schweiß floß ihr über das Gesicht, und sie sah, daß er auch Tad über die Wangen lief. Das Haar klebte ihm häßlich am Kopf, und es sah zwei Schattierungen dunkler aus als sein normales Mittelblond. *Ich muß ihm die Haare waschen*, dachte sie wirr, und dabei fiel ihr die Flasche Haarwaschmittel ein, die zu Hause ruhig und sicher im Badezimmer stand und darauf wartete, daß sie jemand herunternahm und sich etwas davon in die Hand goß.

<sup>1</sup> (*verlier nicht wieder deine Selbstkontrolle*)

Nein, natürlich nicht. Sie hatte keinen *Grund*, die Selbstkontrolle zu verlieren. Alles würde gut werden, oder etwa nicht? Natürlich. Der Hund war nicht in Sicht. Sie hatte ihn schon über eine Stunde nicht mehr gesehen. Und der Briefträger. Es war jetzt fast zehn Uhr. Der Briefträger mußte bald kommen, und dann würde es ihr nichts mehr ausmachen, daß es im Wagen so heiß war. »Den Treibhauseffekt« nannte man es. Das hatte sie mal in einer Broschüre vom Tierschutzverein gelesen, in der erklärt wurde, warum man seinen Hund nicht lange im Wagen lassen durfte, wenn es so heiß war wie jetzt. Der Treibhauseffekt. In der Broschüre hatte gestanden, daß in einem geparkten Auto bei geschlossenen Fenstern Temperaturen von bis zu sechzig Grad entstehen können. Darum war es grausam und gefährlich, seinen Hund einzuschließen, wenn man einkaufen ging oder sich einen Film ansah. Donna lachte auf. Hier saß der Schuh allerdings am falschen Fuß. Hier hatte der Hund die Menschen eingesperrt.

Aber der Briefträger würde kommen. Der Briefträger würde kommen, und dann war alles ausgestanden. Es spielte keine Rolle, daß sie nur noch eine viertel Thermosflasche Milch hatten, oder daß sie heute morgen gemußt hatte. Sie hatte Tads kleine Thermosflasche benutzt - oder hatte es versucht -, und sie war übergelaufen, und jetzt stank der Wagen nach Urin, ein übler Gestank, der durch die Hitze nur noch schlimmer wurde. Sie hatte die Thermosflasche zugeschraubt und aus dem Fenster geworfen. Sie hatte gehört, wie sie auf dem Kies zerschellte. Dann hatte sie geweint.

Aber all das spielte keine Rolle. Es war demütigend, versuchen zu müssen, in eine Thermosflasche zu urinieren, aber es

war ohne Bedeutung, denn bald würde der Briefträger kommen. Vor dem efeubewachsenen Backsteingebäude der Post in der Carbine Street belud er jetzt schon seinen Wagen . . . oder vielleicht hatte er schon seine Runde begonnen und war schon unterwegs, die 117 entlang zur Maple Sugar Road. Bald war alles zu Ende. Sie würde mit Tad nach Hause fahren und nach oben gehen. Sie würden sich ausziehen und gemeinsam duschen. Aber bevor sie mit Tad in die Badewanne und unter die Dusche ging, würde sie die Flasche mit dem Shampoo von der Ablage nehmen, die Kappe abschrauben und vorsichtig auf die Kante des Waschbeckens stellen und zuerst Tad, dann sich selbst die Haare waschen.

Tad las schon wieder den gelben Zettel, und stumm bewegten sich seine Lippen. Kein richtiges Lesen, nicht wie er in ein paar Jahren lesen würde (*wenn wir hier je herauskommen*, fügte ihr heimtückischer Verstand sofort hinzu), aber er las wie man eben liest, wenn man etwas auswendig gelernt hat. Wie die Fahrschulen funktionale Analphabeten auf die schriftliche Prüfung vorbereiten. Das hatte sie auch irgendwo gelesen oder vielleicht in einer Fernsehsendung gehört. War es nicht erstaunlich, wieviel Mist das menschliche Gehirn speichern konnte? Und war es nicht erstaunlich, wie leicht das Gehirn es alles wieder ausspucken konnte, wenn es sich nicht mit etwas anderem beschäftigte? Wie ein Müllschlucker im Rückwärtsgang-

Dabei dachte sie an einen Zwischenfall im Haus ihrer Eltern, bei denen sie damals noch wohnte. Knapp zwei Stunden vor einer von Mutters berühmten Cocktail-Partys (so nannte Donnas Vater sie immer ironisch, was Samantha in helle Wut versetzte) hatte der Müllzerkleinerer in der Küchenspüle nicht richtig funktioniert, und als ihre Mutter das Gerät wieder einschaltete, um die Abfälle loszuwerden, war grünlicher Dreck bis an die Decke geschossen. Donna war damals vierzehn gewesen, und sie wußte jetzt noch, wie die hysterische Wut ihrer Mutter sie erschreckt und angewidert hatte. Es hatte sie angewidert, weil ihre Mutter sich vor den Leuten so gehen ließ, und sie war erschrocken gewesen, weil der Wutanfall ihrer Mutter so völlig unlogisch war . . . und weil sie in den Augen

ihrer Vaters den Ausdruck einer Art resignierten Ekels gesehen hatte. Das war das erste Mal gewesen, daß sie sich fest vorgenommen hatte, wenigstens zu versuchen, eine bessere Frau zu werden als ihre Mutter, die sich wegen einer solchen Kleinigkeit in einen so furchterregenden Zustand hineinsteigern konnte.

Sie schloß die Augen und versuchte, den Gedanken zu verdrängen. Die von dieser Erinnerung wachgerufenen Emotionen beunruhigten sie. Tierschutzverein, Treibhauseffekt, Müllzerkleinerer, was kam als nächstes? Wie ich meine Unschuld verlor? Der *Briefträger*, das ist das einzige, was jetzt interessiert. Der gottverdammte *Briefträger*.

»Mommy, vielleicht springt das Auto jetzt an.«

»Honey, ich habe Angst, es zu versuchen. Die Batterie hat nicht mehr viel Strom.«

»Aber wir *sitzen* nur hier«, sagte er gereizt und müde und böse. »Was macht es, wenn die Batterie keinen Strom hat, wenn wir nur hier sitzen? Versuch es doch!«

»Fang nicht an, mich herumzukommandieren, Kleiner, oder ich hau dir den Arsch voll!«

Er zuckte zurück, als er ihre heisere, keifende Stimme hörte, und sie verwünschte sich. Er wurde langsam unruhig . . . und wer wollte ihm das verdenken? Außerdem hatte er recht. Deshalb war sie auch so wütend geworden. Aber Tad begriff nicht. Sie wollte den Wagen nicht starten, weil sie Angst hatte, den Hund damit anzulocken. Sie hatte Angst, daß Cujo kommen würde, und das hatte ihr gerade noch gefehlt.

Grimmig schaltete sie die Zündung ein. Der Motor drehte jetzt ganz langsam und mit einem schleppenden, protestierenden Geräusch. Er hustete zweimal, aber er sprang nicht an. Sie zog den Schlüssel ab und drückte auf die Hupe. Sie gab nur ein schwaches Signal, das wahrscheinlich keine hundert Meter weit zu hören war, geschweige denn im Haus unten am Hügel.

»"Siehst du?"« sagte sie brutal. »Bist du jetzt zufrieden? Gut.«

Tad fing an zu weinen. Es fing so an, wie sie es noch aus der Zeit kannte, als er ein Baby war: Er verzog den Mund, seine Lippen begannen zu zittern, und die ersten Tränen rollten ihm schon über das Gesicht, bevor er anfang zu schluchzen. Sie

nahm ihn in den Arm und sagte, daß es ihr leid täte, daß sie nicht mehr schimpfen wolle, daß sie selbst aufgeregt sei. Sie sagte, daß sie beide nur noch auf den Briefträger warten müßten, und dann würde sie mit ihm nach Hause fahren und ihm die Haare waschen. Und sie dachte: *Eine bessere Frau werden als deine Mutter. Daß ich nicht lache, Mädchen. Du bist genau wie sie. Sie hätte in dieser Situation genau dasselbe gesagt. Wenn du dich schlecht fühlst, müssen alle ändern darunter leiden. Na ja, wie die Mutter, so die Tochter. Und wenn Tad groß ist, wird er über dich genauso denken wie du über deine -*

»Warum ist es so heiß, Mommy?« fragte er dumpf.

»Der Treibhauseffekt«, antwortete sie, ohne überhaupt nachzudenken. Sie war dieser Sache nicht gewachsen, und das wußte sie jetzt. Wenn dies in irgendeiner Weise eine Abschlußprüfung für Mütter wäre - oder auch nur für Erwachsene -, dann war sie durchgefallen. Wie lange saßen sie in dieser Einfahrt fest? Allerhöchstens fünfzehn Stunden. Und sie stand vor dem Zusammenbruch, vor der völligen Auflösung.

»Kriege ich eine Limonade, wenn wir nach Hause kommen, Mommy?« Die Worte an die Ungeheuer lagen zerknüllt auf seinem Schoß.

»So viel du möchtest«, sagte sie und drückte ihn fest an sich. Aber sein Körper fühlte sich so erschreckend hölzern an. Ich hätte ihn nicht anschreien sollen, dachte sie zerstreut. Wenn ich nur nicht geschrien hätte.

Aber ab sofort würde sie es besser machen, gelobte sie sich. Denn der Briefträger würde bald kommen.

»Ich glaube, das Unge . . . ich glaube, der Hund will uns fressen«, sagte Tad.

Sie setzte zu einer Antwort an, aber sie schwieg. Cujo war immer noch nicht in der Nähe. Das Geräusch des Motors hatte ihn nicht angelockt. Vielleicht schlief er. Vielleicht hatte er Krämpfe bekommen. Das wäre schön . . . besonders, wenn er ganz langsam unter Schmerzen gestorben war. Ihr Blick fiel wieder auf die Hintertür. Sie lag so verlockend nahe. Sie war abgeschlossen. Das wußte sie jetzt ganz sicher. Wenn Leute wegfahren, schließen sie vorher ab. Es wäre tollkühn, zur Tür zu rennen, zumal der Briefträger bald kommen mußte. Tu so,



als sei es ein Ernstfall, sagte Vic manchmal. Ihr blieb nichts anderes übrig, denn dies *war* ein Ernstfall. Lieber glauben, daß der Hund noch lebte und gleich hinter dem halb geöffneten Garagentor lag. Im Schatten lag.

Bei dem Gedanken an Schatten wurde ihr der Mund wäßrig.

Es war fast elf Uhr. Fünfundvierzig Minuten später sah sie an Tads Seite des Wagens jenseits der Einfahrt etwas im hohen Gras liegen. Fünfzehn Minuten später wußte sie, daß es ein alter Baseballschläger war, der dort zwischen wilder Hirse und Thimoteusgras halb versteckt lag. Sein Griff war mit Isolierband geflickt.

Ein paar Minuten später stolperte Cujo aus der Scheune hervor. Seine trüben roten Augen blinzelten in der heißen Sonne.

When they come to take you down,  
When they bring that wagon 'round,  
When they come to call on you  
And drag your poor body down . . .

Laut und ein wenig verzerrt tönte Jerry Garcias leichte und doch irgendwie müde Stimme aus einem Transisterradio durch den Flur. Irgendwo stöhnte jemand. Als er am Morgen in den übelriechenden Waschaum gegangen war, um sich zu rasieren und zu duschen, hatte er in einem der Urinbecken Erbrochenes und in einem der Waschbecken eine Menge angetrocknetes Blut vorgefunden.

»*Shake it, shäke it, Sugaree*«, sang Jerry Garcia, »*just don't tell'em you knew me.*«

Steve Kemp stand am Fenster seines Zimmers im fünften Stock des YMCA-Gebäudes in Portland, schaute auf die Spring Street hinunter und fühlte sich beschissen, ohne recht zu wissen, warum. Er hatte Kopfschmerzen. Er dachte immer wieder an Donna Trenton und wie er sie gebumst hatte - gebumst und dann bei ihr herumgehangen. Warum eigentlich? Und was zum Teufel war überhaupt passiert?

Er wünschte, er wäre in Idaho. Er hatte in letzter Zeit oft an Idaho gedacht. Warum ging er dann nicht einfach hin? Er

wußte es nicht. Und diesen Zustand schätzte er wenig. Er haßte unbeantwortete Fragen. Solche Fragen wirkten jeder gelassenen Heiterkeit entgegen, und gelassene Heiterkeit war für die Entwicklung eines Künstlers unverzichtbar. Er hatte sich heute morgen in einem der mit Zahnpasta bespritzten Spiegel betrachtet und gefunden, daß er alt aussah. Wirklich alt. Anschließend hatte er in seinem Zimmer eine Kakerlake Zickzack durch das Zimmer laufen sehen. Alles schlechte Vorzeichen.

*Sie hat mich nicht zum Teufel gejagt, weil ich alt bin, dachte er. Ich bin nicht alt. Sie hat es getan, weil sie nur ihren Spaß haben wollte, weil sie eine Nutte ist und weil ich sie nach ihrem eigenen Rezept behandelt habe. Wie hat deinem Alten denn der kleine Liebesbrief gefallen, Donna? Hat er ihn kapiert?*

Hat der Alte seinen kleinen Liebesbrief überhaupt bekommen?

Steve drückte seine Zigarette im Deckel eines Marmeladenglases aus, der in seinem Zimmer als Aschenbecher diente. War das nicht die zentrale Frage? War die beantwortet, dann beantworteten die anderen Fragen sich von selbst. Wie haßte er die Macht, die sie dadurch über ihn hatte, daß sie von sich aus den Bruch herbeigeführt hatte, bevor er selbst die Affäre beenden konnte (sie hatte ihn gedemütigt, verdammt). Und diese Demütigung konnte er nicht ertragen. Er konnte nicht einfach verschwinden. Das wäre so, als hätte er jemandem einen Knallkörper in die Zigarette getan und nicht gesehen, wie er explodierte.

Plötzlich wußte er, was er zu tun hatte, und die Vorfreude ließ sein Herz schneller schlagen. Er steckte die Hand in die Tasche und klimperte mit seinem Kleingeld. Er ging nach draußen. Es war schon Nachmittag, und in Castle Rock begann der Briefträger, den Donna so sehnsüchtig erwartete, den Teil seiner Runde, der ihn in die Maple Sugar Road und die Straße Nummer 3 führte.

Vic, Roger und Rob Martin verbrachten den Dienstag im Studio von Image-Eye und gingen dann hinunter, um ein paar Bier zu trinken und, eine Kleinigkeit zu essen. Sie aßen auch eine

Kleinigkeit, aber bei ein paar Bieren war es nicht geblieben. Vic merkte plötzlich, daß er betrunken war als je zuvor bei einem Geschäftsessen. Normalerweise trank er nur einen Cocktail oder ein Glas Weißwein. Er kannte zu viele gute New Yorker Werbeleute, die sich in den dunklen Kneipen an der Madison Avenue immer häufiger betranken und ihren Freunden von Werbekampagnen erzählten, die sie nie in Szene setzen würden . . . und wenn sie betrunken genug waren, erzählten sie dem Mann an der Bar von Romanen, die sie mit Sicherheit nie schreiben würden.

Der Anlaß war seltsam genug. Halb war es eine Siegesfeier, halb eine Art Totenwache. Rob hatte ihre Idee mit der letzten Anzeige für den Cornflake-Professor mit gebremstem Enthusiasmus aufgenommen und gesagt, er würde das bestens hinkriegen . . . vorausgesetzt, man gab ihm die Chance. Und das war es eben. Ohne Sharps Zustimmung und die seines sagenhaften Sohnes würde ihnen der beste Spot nichts nützen. Sie würden allesamt hinausfliegen.

Unter den Umständen, fand Vic, war es das beste, sich zu besaufen.

Jetzt, um die Mittagszeit, war das Restaurant gut besucht. Sie saßen alle drei in Hemdsärmeln an einem Ecktisch und hatten die Reste ihrer Snacks vor sich liegen. Auf dem Tisch standen etliche Bierflaschen, und die Aschenbecher liefen über. Vic mußte an den Tag denken, als er und Roger im Yellow Submarine in Portland saßen und diese kleine Safari diskutierten. Damals war es nur das Geschäft gewesen, das ihm Sorgen bereitete. Er empfand seltsamerweise fast so etwas wie Nostalgie.

Was Donna und Tad jetzt wohl machten? *Ich muß sie heute abend anrufen*, dachte er. *Das heißt, wenn ich so nüchtern bleibe, es nicht zu vergessen.*

»Und jetzt?« fragte Rob. »Bleiben Sie noch in Boston oder fliegen Sie gleich nach New York? Ich könnte Ihnen Tickets für die Boston-Kansas City-Serie beschaffen. Vielleicht muntert ein Baseballspiel Sie ein wenig auf.«

Vic sah Roger an, aber der zuckte die Achseln. »Ich denke, wir fliegen gleich nach New York. Vielen Dank, Rob, aber ich

glaube nicht, daß wir für Baseball in der rechten Stimmung sind.«

»Hier haben wir nichts mehr zu tun«, stimmte Vic zu. »Wir hatten viel Zeit für Brainstorming eingeplant, aber ich denke, wir sind uns über diesen letzten Spot grundsätzlich einig.«

»Das Ding hat noch Ecken und Kanten«, sagte Rob. »Freuen Sie sich nicht zu früh.«

»Die können wir abschleifen«, sagte Roger. »Ein Tag bei den Marketing-Leuten sollte genügen. Was meinst du, Vic?«

»Vielleicht dauert es auch zwei Tage«, sagte Vic. »Aber warum sollten wir nicht trotzdem früher fertigwerden, als wir erwartet hatten?«

»Und dann?«

Vic grinste trübselig. »Dann rufen wir den alten Sharp an und machen einen Termin. Wahrscheinlich fliegen wir dann von New York direkt nach Cleveland weiter.«

»Cleveland sehen und dann sterben«, sagte Roger finster und goß den Rest Bier in sein Glas. »Ich kann es gar nicht erwarten, den alten Furz wiederzusehen.«

»Vergiß nicht den Sohn«, sagte Vic und lachte.

»Wie könnte ich das Arschloch vergessen?« erwiderte Roger. »Gentlemen, ich schlage vor, wir bestellen noch eine Runde.«

Rob sah auf die Uhr. »Ich müßte wirklich . . .«

»Die letzte Runde«, beharrte Roger. »Auf die alten Zeiten, wenn es Ihnen recht ist.«

Rob zuckte die Achseln. »Okay. Immerhin habe ich noch ein Geschäft. Das dürfen Sie nicht vergessen. Ohne Sharp werde ich allerdings bald genug Zeit zum Saufen haben.« Er hob sein Glas hoch und schwenkte es, bis der Ober ihn bemerkte und nickte.

»Sagen Sie mir, was Sie wirklich von der Sache halten«, sagte Vic zu Rob. »Glauben Sie, die Sache geht schief?«

Rob sah ihn an, schien etwas sagen zu wollen, schüttelte dann aber den Kopf.

Roger sagte: »Nein, reden Sie doch. Wir sitzen alle in einem maigrünen Boot. Oder in einer roten Himbeerflake-Packung. Sie erwarten einen Fehlschlag, nicht wahr?«

»Ich glaube nicht, daß wir auch nur die geringste Chance

haben«, sagte Rob. »Sie arbeiten eine gute Präsentation aus - das tun Sie immer. Die Vorbereitungen erledigen Sie in New York, und bei der knappen Frist werden Ihnen die Jungs vom Marketing ohnehin eine gute Prognose stellen. Und Yancey Harrington . . . ich glaube, der Kerl wird alle Register ziehen. Die große Totenbett-Szene. Er wird so gut sein, daß Bette Davies in *Dark Victory* dagegen aussieht wie Ali MacGraw in *Love Story*.«

»Aber so ist es doch überhaupt nicht. . .« fing Roger an.

Rob zog die Schultern hoch. »Das war vielleicht ein wenig unfair. Okay. Nennen Sie es dann eben seinen letzten Vorhang. Wie Sie es auch nennen, ich bin lange genug in diesem Gewerbe, um zu wissen, daß kein Auge trocken bleibt, wenn dieser Spot drei oder vier Wochen lang regelmäßig ausgestrahlt wird. Er *wird jeden* umhauen. Aber . . .«

Die Getränke kamen. Der Ober sagte zu Rob: »Mr. Johnson hat angerufen. Ich soll Ihnen ausrichten, daß eine ganze Reihe von Leuten auf Sie warten, Mr. Martin.«

»Gut. Sagen Sie Mr. Johnson, daß die Jungs die letzte Runde saufen, und er soll aufpassen, daß seine Unterwäsche trocken bleibt. Okay, Rocky?«

Der Ober lächelte, leerte den Aschenbecher und nickte.

Er ging. Rob wandte sich Vic und Roger zu. »Worum geht es also? Sie sind doch nicht von gestern. Sie brauchen keinen einbeinigen Kameramann, der Ihnen erzählt, wo der Bär in den Buchweizen geschissen hat.«

»Sharp will sich einfach nicht entschuldigen«, sagte Vic. »Davon reden Sie doch, nicht wahr?«

Rob salutierte mit seiner Bierflasche. »Eins rauf.«

»Es ist keine Entschuldigung«, sagte Roger kläglich. »Es ist eine verdamnte *Erklärung*.«

»So sehen *Sie* das«, entwortete Rob. »Aber er? Das ist doch die Frage. Ich kenne den alten Knacker. Er würde sich vorkommen wie ein Kapitän, der vor Frauen und Kindern das sinkende Schiff verläßt. Nein, ich werde Ihnen sagen, was geschehen wird, Freunde.« Er hob sein Glas und nahm einen bedächtigen Schluck. »Eine wertvolle und viel zu kurze Geschäftsverbindung neigt sich ihrem Ende zu. Der alte Sharp wird sich Ihre

Vorschläge anhören und den Kopf schütteln. Dann wird er Sie hinauskomplimentieren. Für immer. Und die nächste PR-Firma wird sein Sohr aussuchen. Er wird seine Wahl davon abhängig machen, wie weit die Leute bereit sind, seine verrückten Ideen zu tolerieren.«

»Vielleicht«, sagte Roger. »Aber vielleicht wird er . . .«

»Auf das Vielleicht kommt es einen Scheißdreck an, so oder so«, sagte Vic so heftig, daß ein paar Leute von ihren Tellern aufsahen. »Der einzige Unterschied zwischen einem guten Werbemann und einem guten Ölhändler ist, daß ein guter Werbemann versucht, aus dem Material, das er hat, das Beste zu machen . . . ohne die Grenzen des Anstands zu überschreiten. Und darum geht es bei diesem Spot. Wenn er ihn ablehnt, lehnt er das Beste ab, was uns überhaupt möglich war. Und damit hat sich's.« Er drückte seine Zigarette aus und stieß beinahe Rogers halbvolle Flasche Bier um. Seine Hände zitterten.

Rob nickte. »Darauf werde ich trinken.« Er hob sein Glas. »Zum Wohl, Gentlemen.«

Auch Vic und Roger hoben ihre Gläser.

Rob dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Hoffentlich schaffen wir es wider alle Erwartungen.«

»Amen«, sagte Roger.

Sie stießen an und tranken. Während er sein letztes Bier herunterkippte, mußte Vic wieder an Donna und Tad denken.

George Meara, der Briefträger, hob ein in das Blaugrau der Post gekleidetes Bein und furzte. Er furzte in der letzten Zeit recht häufig. Er machte sich schon Sorgen. Er konnte essen, was er wollte. Gestern abend hatten er und seine Frau Dorsch in Sahnesoße auf Toast gegessen, und er hatte gefurzt. Heute morgen Kelloggs Produkt 19 mit einer hineingeschnittenen Banane - und er hatte gefurzt. Heute mittag unten im Sanften Tiger zwei Cheeseburger mit Mayonnaise . . . ein Furz nach dem anderen.

Er hatte die Symptome in der *Medizinischen Enzyklopädie für das Heim* nachgeschlagen, einem unbezahlbaren Werk in zwölf

k

Bänden, das seine Frau Band für Band gekauft hatte, indem sie die Kassenbons von Shop and Save aufbewahrte. Was George Meara dort unter EXZESSIVE BLÄHUNGEN gefunden hatte, war nicht sehr ermutigend. Es konnte das Symptom für eine Magenverstimmung sein. Es konnte bedeuten, daß sich ein hübsches kleines Geschwür entwickelte. Es konnte eine Darmgeschichte sein. Es konnte sogar auf Krebs hinweisen. Wenn es sich nicht besserte, würde er den alten Dr. Quentin aufsuchen. Dr. Quentin würde ihm sagen, das viele Furzen sei eine Alterserscheinung und damit basta.

Tante Evvie Chalmers' Tod im Frühjahr hatte George Meara hart getroffen - härter als er je geglaubt hätte -, und gerade in der letzten Zeit dachte er sehr ungern an das Älterwerden. Er dachte lieber an die »Goldenen Jahre des Ruhestands«, die er und Cathy zusammen verbringen würden. Nicht mehr um sechs Uhr dreißig aufstehen. Nicht mehr Postsäcke herumtragen und sich von diesem Arschloch Michael Fournier etwas sagen lassen, der das Postamt von Castle Rock leitete. Er würde sich nicht mehr im Winter die Eier abfrieren und sich im Sommer über die vielen Leute krankärgern, denen er dann auf ihren Campingplätzen und in ihren Ferienhäusern die Post zustellen mußte. Statt dessen würde er Reiseprospekte studieren und im Garten arbeiten. Er würde sich seinen Hobbies widmen. Aber hauptsächlich würde es »Ruhe und Entspannung« geben. Und der Gedanke, sich durch seine späten Sechziger hindurchzufurzen wie eine defekte Rakete, entsprach nicht ganz seinen Vorstellungen über die »Goldenen Jahre des Ruhestands«.

Er lenkte den kleinen blauweißen Postwagen auf die Straße Nummer 3 und zuckte zusammen, als die grelle Sonne ihn durch die Windschutzscheibe einen Augenblick blendete. Er hörte das schläfrige Zirpen der Grillen im hohen Sommergras und hatte eine kurze Vision von den »Goldenen Jahren des Ruhestands«. Es war eine Szene mit dem Titel »George entspannt sich auf dem Hof in einer Hängematte«.

Er hielt bei den Millikens an und schob einen Werbeprospekt von Zayre und die Stromrechnung in den Kasten. Heute wurden sämtliche Stromrechnungen zugestellt, und er wunderte

sich, daß die Millikens überhaupt noch eine bekamen. Sie waren ärmliches Gesindel, genau wie Gary Pervier, der weiter oben wohnte. Es war ein Skandal, wie Pervier sich aufführte, ein Mann, der einst mit dem DSC ausgezeichnet wurde. Und der alte Joe Camber war nicht viel besser. Sie gingen beide allmählich vor die Hunde.

John Milliken war draußen im Hof und reparierte einen Gegenstand, der wie eine Egge aussah. George winkte ihm zu, und Milliken quittierte den Gruß mit einem Fingerschnippen. Dann machte er sich wieder an die Arbeit. *Einen für dich, du Wohlfahrtsempfänger*, dachte George Meara. Er hob das Bein und blies seine Posaune. Dies Gefurze war schlimm. In Gesellschaft mußte man verdammt aufpassen.

Er fuhr die Straße hinauf zu Gary Pervier und steckte auch in seinen Kasten einen Werbeprospekt und die Stromrechnung. Er wendete in Garys Einfahrt, denn heute brauchte er nicht den ganzen Weg /u Joe Cambers Grundstück zu fahren. Joe hatte gestern morgen das Postamt angerufen und gebeten, seine Post vorläufig' zurückzuhalten. Mike Fournier, das Großmaul, der im Postamt der Boss war, hatte routinemäßig eine Karte POST BIS AUF WEITERES ZURÜCKHALTEN geschrieben und sie an Georges Platz gelegt, der leer war, weil George seine Montagsumrunde schon angetreten hatte.

Fournier hatte Joe Camber darauf aufmerksam gemacht, daß die Montagsumstellung schon unterwegs sei.

»Macht nichts«, hatte Joe gesagt. »Ich denke, die von heute kann ich noch entgegennehmen.«

Als George Gary Perviers Post einwarf, sah er, daß die Post vom Montag - die letzte Ausgabe des *Populär Mechanix* und ein Bettelbrief von einer wohltätigen Stiftung - nicht abgeholt worden war. Jetzt, als er wendete, sah er, daß Garys alter Chrysler auf dem Hof stand und Joe Cambers verrosteter Combi genau dahinter parkte.

»Sie sind zusammen weggegangen«, murmelte er vor sich hin. »Zum Saufen und Randalieren.«

Wieder hob er das Bein und furzte.

George kam zu dem Schluß, daß die beiden wahrscheinlich in Joe Cambers Lieferwagen weggefahren waren und irgend-



wo sofften und herumhurten. Er fragte sich nicht, warum sie Joes Lieferwagen genommen hatten, wo doch zwei viel bequemere Fahrzeuge zur Verfügung standen, und er bemerkte nicht das Blut auf den Verandasrufen. Er sah auch nicht das klaffende Loch in Garys Türfüllung.

»Saufen und Randalieren«, wiederholte er. »Joe Camber hat wenigstens daran gedacht, die Postzustellung aussetzen zu lassen.«

Er fuhr denselben Weg nach Castle Rock zurück und hob hin und wieder das Bein, um seine Posaune zu blasen.

Steve Kemp fuhr zur Dairy Queen in der Nähe des Einkaufszentrums von Westbrook und kaufte sich ein paar Cheeseburger. *Er aß* sie im Wagen und schaute dabei auf die Brighton Avenue hinaus, aber er sah weder die Straße noch schmeckte er, was er aß.

Er hatte im Büro ihres Mannes angerufen. Als die Sekretärin fragte, hatte er seinen Namen mit Adam Swallow angegeben. Er sei Marketing-Direktor der Firma House of Lights, Inc. und hätte gern Mr. Trenton gesprochen. Er hatte vor Aufregung einen ganz trockenen Mund gehabt. Und wenn Trenton dann am Apparat war, konnten sie sich über interessantere Dinge als Marketing unterhalten. Zum Beispiel über das Muttermal der kleinen Frau, oder wie sie ihn einmal im Orgasmus gebissen hatte, daß er blutete, oder wie die Dinge denn liefen für die kleine Hure, seit ihr Mann erfahren hatte, was sich auf der anderen Seite der Laken so alles abspielte.

Aber so war es nicht gekommen. Die Sekretärin hatte gesagt: »Es tut mir leid, aber Mr. Trenton und Mr. Breakstone sind diese Woche nicht im Büro. Sie werden auch fast die ganze nächste Woche nicht dasein. Wenn ich Ihnen vielleicht helfen kann -?« Ihre Stimme hatte einen hoffnungsvollen, ansteigenden Tonfall gehabt. Sie wollte wirklich helfen. Es war ihre große Chance, einen Etat an Land zu ziehen, während die Bosse ihre Geschäfte in Boston besorgten oder vielleicht in New York - sicher nicht an einem so exotischen Ort wie Los Angeles. Das war kein Pflaster für eine so schäbige kleine Agentur wie

Ad Worx. Und du kannst Steptanzen, bis dir die Schuhe qualmen, Baby.

Er harte sich bedankt und gesagt, daß er Ende des Monats wieder anrufen würde. Er hatte aufgehängt, bevor sie sich nach seiner Nummer erkundigen konnte, denn die Firma House of Lights, Ins. hatte ihr Büro in der Congress Street, in einer Telefonzelle vor Joes Tabakladen.

Und nun saß er hier und aß Cheeseburgers und fragte sich, was er als nächstes tun sollte. *Als ob du das nicht wüßtest?* flüsterte eine innere Stimme.

Er ließ den Motor an und fuhr in Richtung Castle Rock. Bis er seine restlichen Vorräte gegessen hatte, war er in North Windham. Er warf seine Abfälle auf den Wagenboden, wo sie einen Haufen ähnlichen Zeugs ergänzten - Trinkbecher aus Plastik, Pappschachteln, Pfandflaschen, leere Zigarettenpackungen. Seine Abfälle fortzuwerfen, war asozial und nicht sehr umweltbewußt. Er tat es nie.

An jenem heißen, sonnenhellen Nachmittag um halb vier erreichte er das Haus der Trentons. Mit einer Vorsicht, die ihm kaum bewußt wurde, fuhr er, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, am Haus vorbei und parkte den Wagen in einer fünfhundert Meter entfernten Seitenstraße. Er ging zu Fuß zurück.

Die Einfahrt war leer, und er war frustriert und enttäuscht. Er wollte es sich nicht eingestehen - besonders jetzt nicht, wo es so aussah, als sei sie nicht da -, daß er beabsichtigt hatte, ihr ein wenig von dem zu geben, auf das sie im Frühjahr noch so begierig gewesen war. Dennoch, während der ganzen Fahrt von Westbrook nach Castle Rock hatte er eine halbe Erektion gehabt, die erst jetzt total zusammenbrach.

Sie war weg.

Nein. Der *Wagen* war weg. Eins bewies nicht unbedingt das andere.

Steve sah sich um.

Was *Sie hier sehen, Ladies and Gentlemen, ist eine friedliche Vorstadtstraße an einem Sommertag. Die meisten kleinen Kinder*

*halten ihren Mittagsschlaf, und die meisten Hausfrauen auch, wenn sie nicht vor ihrer Glotze sitzen und Love of Life oder Search for Tomorrow sehen. Und die lieben Ehemänner arbeiten, um in eine höhere Steuerklasse zu kommen und eines Tages auf die Intensivstation des Eastern Maine Medical Center.*

Zwei kleine Kinder hatten mit Kreide Kästchen auf das Pflaster gemalt und hüpfen von einem zum ändern. Sie hatten Badeanzüge an und schwitzten. Eine alte Dame mit schütterem Haar zog vorsichtig einen Einkaufsroller hinter sich her und machte um die spielenden Kinder einen weiten Bogen.

Kurz gesagt, es tat sich nicht viel. Still lag die Straße unter der drückenden Hitze.

Steve ging die leicht ansteigende Einfahrt hoch, als ob er das Recht dazu hätte. Zuerst schaute er in die kleine Garage. Er hatte noch nie gesehen, daß Donna sie benutzte, und sie hatte ihm mal gesagt, daß sie Angst davor habe. Der Eingang sei so schmal. Ihr Mann würde ihr die Hölle heiß machen, wenn sie den Wagen verbeulte.

Die Garage war leer. Kein Wagen, auch nicht der altersschwache Jaguar. Was Sportwagen anbetraf, war ihr Mann in den Wechseljahren. Dieser Spruch hatte Donna nicht sehr gefallen, aber Steve hatte noch keinen offensichtlicheren Fall beobachtet.

Steve verließ die Garage und ging die drei Stufen zur hinteren Veranda hoch. Er drückte auf die Klinke. Die Tür war unverschlossen. Er schaute sich kurz um, ob niemand in der Nähe war, und ging hinein, ohne anzuklopfen.

Er schloß die Tür hinter sich. Kein Laut war zu hören. Wieder hatte er Herzklopfen. Und wieder gestand er sich gewisse Dinge nicht ein. Er *mußte* sie sich nicht eingestehen, aber dennoch existierten sie.

»Hallo? Niemand zu Hause?« Seine Stimme klang laut, ehrlich, angenehm, fragend.

»Hallo?« Er war schon durch den halben Flur gegangen.

Offensichtlich war niemand da. Im Haus hing Schweigen, Hitze, Erwartung. Ein leeres Haus voller Möbel hatte etwas Unheimliches, wenn es nicht das eigene war. Man fühlte sich beobachtet.

»Hallo? Niemand zu Hause?« rief er ein letztes Mal.

*Du mußt ihr ein kleines Andenken an dich hinterlassen. Beeil dich.*

Er ging in das Wohnzimmer und sah sich um. Er hatte die Ärmel seines Hemdes aufgekrepelt. Seine Unterarme waren schweißnaß. Jetzt konnte man gewisse Dinge zugeben. Er hätte sie umbringen mögen, als sie ihn einen Hurensohn nannte und ihm dabei ins Gesicht spuckte. Wie gern hätte er sie dafür umgebracht, daß sie ihm das Gefühl gab, alt zu sein und Angst zu haben. Der Situation nicht mehr gewachsen zu sein. Der Brief war wenigstens etwas gewesen, aber der Brief reichte nicht.

Rechts standen Nippessachen in einem Regal. Kräftig trat er unten dagegen, und die Scheiben, auf denen sie standen, zerkirrten. Das Gestell schwankte und kippte um, und zersplitterndes Glas regnete herab. Kleine Porzellanfiguren von Katzen und Hunden und Schäfern und ähnliche bürgerliche Scheiße zerbrachen. Er spürte seinen wilden Pulsschlag in den Schläfen. Er merkte nicht, daß sein Gesicht zu einer Fratze verzerrt war. Er zertrat die heil gebliebenen Figuren zu kleinen Splittern. Dann nahm er ein Familienfoto von der Wand und betrachtete neugierig Trentons lachendes Gesicht (lad saß auf seinem Schoß, und er hatte den Arm um Donna gelegt) und ließ es auf den Boden fallen. Hart trat er auf das Glas.

•Wieder sah er sich um und atmete so schwer, als sei er gerade ein Rennen gelaufen. Plötzlich stürzte er sich auf das Zimmer, als sei es etwas Lebendiges, das ihn verletzt hatte und bestraft werden mußte. Er warf Vics Sessel um und hob die Couch an. Sie stand einen Augenblick auf der Kante und stürzte dann krachend auf den kleinen Beistelltisch, der daneben gestanden hatte und sofort zerbrach. Er riß Bücher aus den Regalen und fluchte leise über den beschissenen Geschmack der Leute, die sie gekauft hatten. Er packte den Zeitschriftenständer und schleuderte ihn gegen den Spiegel über den Kamin, der zerschellte. Die an der Rückseite geschwärzten Spiegelsplitter fielen zu Boden wie die Teile eines Puzzles. Er schnaufte in der Hitze jetzt wie ein Bulle. Sein Gesicht war purpurrot.

Er ging durch das kleine Eßzimmer in die Küche. Als er an dem Eßtisch vorbeiging, den Donnas Eltern ihr beim Einzug

geschenkt hatten, streckte er den Arm aus und fegte alles, was darauf stand, auf den Fußboden. Den Gewürzständer, die Kristallvase, die Donna für einen Dollar fünfundzwanzig im Emporium Galorium in Bridgton gekauft hatte, Vics Bierseidel aus seiner College-Zeit. Der Salz- und der Pfefferstreuer aus Keramik detonierten wie Bomben. Er hatte wieder eine Erektion. Er raste. Jeder Gedanke an Vorsicht, jede Angst vor Entdeckung waren wie weggeblasen. Er dachte nicht mehr an die Außenwelt.

In der Küche riß er das untere Herdfach auf und schleuderte die Töpfe und Pfannen überall hin. Sie klapperten laut, aber das Klappern allein befriedigte ihn nicht. An drei Wänden der Küche waren Hängeschränke angebracht. Er öffnete einen nach dem anderen, riß die Teller stapelweise heraus und ließ sie fallen. Steingut zerklirrte melodisch. Er fegte die Gläser aus 'dem Schrank und grunzte, als sie zerbrachen. Unter ihnen war ein Satz hauchdünner langstieliger Weingläser, die Donna schon seit ihrem zwölften Lebensjahr besaß. Sie waren für ihre Aussteuer bestimmt gewesen und dienten dafür als Grundstock. An einer Aussteuer hatte sie später jedes Interesse verloren, aber sie hatte die Gläser schon ihr halbes Leben und hing an ihnen.

Die Suppenschüssel folgte dem übrigen Geschirr. Die große Bratenplatte. Der Radiorecorder von Sears landete krachend auf dem Fußboden. Steve Kemp tanzte darauf herum, er tanzte Boogie darauf. Sein Penis war hart wie Stein und zuckte in seiner Hose. Seine geschwollenen Schläfenadern pulsierten kontrapunktisch. Unter dem kleinen verchromten Waschbecken in der Ecke fand er Alkohol. Er nahm die halb- oder dreiviertelvollen Flaschen und warf sie gegen die geschlossene Tür des Kühlschranks. Er warf sie mit aller Kraft, so daß er morgen den Arm kaum würde bewegen können. Bald floß Gilbeys Gin von der Schranktür herab, Jack Daniels, J & B Whiskey, klebrige grüne Creme de Menthe und der Amaretto, ein Weihnachtsgeschenk von Roger und Althea Breakstone. Glas glitzerte freundlich in der heißen Nachmittagssonne, die durch das Fenster über der Spüle hereinfiel.

Steve ging in den kleinen Raum, in dem die Waschmaschine

stand. Er fand Waschmittel, flüssig und in Pulverform, Bleichmittel, Weichspüler und Reinigungsmittel aller Art. Wie jemand, der auf einer Silvesterfeier völlig durchdreht, rannte er in der Küche hin und her und verschüttete überall die Flüssigkeit.

Als er damit fertig war, entdeckte er die Notiz: *Tad und ich bringen den Wagen zu Joe Cambers Werkstatt. Wir sind bald zurück.* Das war zweifellos Donnas steile Schrift.

Das rief ihn schlagartig in die Wirklichkeit zurück. Er war schon mindestens eine halbe Stunde hier, wenn nicht sogar länger. In seinem Wüten hatte er nicht auf die Zeit geachtet. Wie lange war sie schon weg gewesen, als er ankam? Wem hatte sie den Zettel hinterlassen? Jedem, der zufällig hereinkam oder einer bestimmten Person? Er mußte verschwinden . . . aber zuerst mußte er noch etwas erledigen.

Er riß den Zettel ab, und auf den nächsten schrieb er in großen Blockbuchstaben:

ICH HABE ETWAS FÜR DICH HINTERLASSEN, BABY.

\*

Er nahm zwei Stufen auf einmal und rannte in das Schlafzimmer, das oben auf der linken Seite lag. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Er war überzeugt davon, daß es jeden Augenblick klingeln konnte. Oder vielleicht steckte eine weitere glückliche Hausfrau ihren Kopf zur Hintertür herein und rief (wie er vorhin): »Hallo! Ist niemand zu Hause?«

Aber auf perverse Weise steigerte das noch seine Erregung bei diesem verrückten Happening. Er löste seinen Gürtel, riß den Reißverschluß auf und ließ seine Jeans fallen. Er trug keine Unterwäsche; das tat er selten. Steil ragte sein Glied aus der rötlichblonden Schambehaarung hervor. Es dauerte nicht lange. Er war zu erregt. Zwei oder drei ruckartige Bewegungen durch seine geschlossene Faust, und er hatte einen raschen und wilden Orgasmus. Zuckend spritzte er seinen Samen auf das Bett.

Er riß die Jeans wieder hoch, schloß in fliegender Hast den Reißverschluß (dabei hätte er fast seinen Penis eingeklemmt - das wäre ein Witz gewesen) und rannte zur Tür. Auf dem Weg

nach draußen würde ihm jemand entgegenkommen. Ja. Er war ganz sicher. Als sei es vorausbestimmt. Irgendeine glückliche Hausfrau würde sein gerötetes Gesicht und seine hervortretenden Augen sehen und laut anfangen zu schreien.

Er versuchte, sich darauf einzustellen, als er die Hintertür öffnete und hinaustrat. Rückblickend fand er, daß er genug Lärm gemacht hatte, um Tote zu erwecken . . . Diese Pfannen! Warum hatte er nur mit diesen verdammten Pfannen geworfen? Was hatte er sich nur dabei gedacht? Das mußte doch die ganze Nachbarschaft gehört haben.

Aber es war niemand im Hof oder in der Einfahrt. Der Nachmittagsfrieden war ungetrübt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite drehte sich ein Rasensprenger. Ein Kind auf Rollschuhen lief vorbei. Vor ihm lag eine hohe Hecke, die das Grundstück der Trentons vom Nachbargrundstück trennte. Wenn man von der hinteren Veranda aus nach links sah, hatte man einen Ausblick auf die Stadt unten am Hügel. Steve erkannte die Kreuzung der Route 117 mit der High Street und den Park im Winkel, den die beiden Straßen bildeten. Er stand auf der Veranda und versuchte, sich wieder zu beruhigen. Allmählich fand sein Atem wieder den normalen Rhythmus. Er setzte ein freundliches Gesicht auf. Das Ganze dauerte so lange, wie eine Verkehrsampel braucht, um von Rot über Gelb auf Grün und wieder auf Rot zu schalten.

*Und wenn sie jetzt die Einfahrt hochkommt?*

Das brachte ihn wieder in Bewegung. Er hatte seine Visitenkarte hinterlassen, und auf weiteren Ärger mit ihr wollte er gern verzichten. Sie konnte ohnehin nichts machen, es sei denn, sie rief die Polizei. Und das würde sie wahrscheinlich nicht tun. Es gab zu viel, das er erzählen konnte: Das Geschlechtsleben der glücklichen amerikanischen Hausfrau am Ort ihres natürlichen Vorkommens. Es war allerdings eine verrückte Szene gewesen. Es war schon besser, viele Meilen zwischen sich und Castle Rock zu legen. Vielleicht würde er sie später anrufen. Sie fragen, wie ihr seine Arbeit gefallen habe. Das könnte sogar Spaß machen.

Er ging die Einfahrt hinunter und ging zu seinem Wagen zurück. Er wurde nicht angehalten. Niemand nahm Notiz von

ihm. Das Kind mit den Rollschuhen schoß an ihm vorbei und schrie: »Hallo!« Steve erwiderte den Gruß. Er stieg ein und startete den Wagen. Er fuhr über die 117, bog in die 302 ein und folgte der Straße bis Portland, wo sie die Interstate 95 kreuzte. Er kaufte ein Interstate-Ticket und rollte nach Süden. Er machte sich inzwischen unruhige Gedanken über das, was er angerichtet hatte - die Zerstörungswut, die ihn gepackt hatte, als er sah, daß niemand zu Hause war, hatte sich verzogen. War die Strafe zu schwer für das Vergehen? Sie wollte also nichts mehr mit ihm zu tun haben. Na und? Er hatte das ganze verdammte Haus verwüstet. Ließ das etwa unangenehme Rückschlüsse auf seinen Geisteszustand zu?

Er setzte sich mit diesen Fragen auseinander, wie es die meisten Leute tun: Er nahm die objektiven Tatsachen und tauchte sie in ein Bad von Chemikalien, die zusammengenommen den komplizierten menschlichen Wahrnehmungsmechanismus ausmachten, den man Subjektivität nennt. Wie ein Schulkind, das zuerst sorgfältig mit dem Bleistift arbeitet und dann den Radiergummi nimmt, dann wieder den Bleistift, zerlegte er, was geschehen war, und baute es sorgfältig wieder auf - zeichnete es in seinem Kopf neu wieder auf -, bis die Tatsachen selbst und seine Betrachtung der Tatsachen so übereinstimmten, daß er mit dem Resultat leben konnte.

Als er die Route 495 erreichte, bog er nach Westen in Richtung New York ab und fuhr immer weiter, bis er die stille Landschaft Idahos durchfuhr, wo Papa Hemingway seine Zuflucht gesucht hatte, alt und vom Leben tödlich angewidert. Er spürte den vertrauten Aufschwung seiner Gefühle, den er immer erlebte, wenn er die Brücken hinter sich abriß und einen neuen Aufbruch wagte. Bei solchen Gelegenheiten fühlte er sich wie neugeboren und hatte das intensive Empfinden, im Besitz der größten alter Freiheiten zu sein, der Freiheit, sich selbst neu zu erschaffen. Er hätte die Bedeutung nicht begriffen, wenn jemand ihn auf die Tatsache hingewiesen hätte, daß er, ob in Maine oder in Idaho, nach einem verlorenen Tennismatch auch in Zukunft den Schläger wütend fortschleudern würde. Daß er sich in einem solchen Fall auch in Zukunft weigern würde, dem Gegner über das Netz die Hand zu



reichen. Er reichte dem Gegner immer nur die Hand, wenn er gewonnen hatte.

Er übernachtete in einer kleinen Stadt namens Twickenham. Sein Schlaf blieb unbehelligt. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß er das Haus der Trentons nicht aus halb wahnsinniger eifersüchtiger Wut verwüstet hatte. Es war ein Akt revolutionärer Anarchie gewesen - gerichtet gegen ein paar fette Mittelklassenschweine von der Sorte, die es ihren faschistischen Herren leicht machen, an der Macht zu bleiben, indem sie blind ihre Steuern und Telefonrechnungen zahlen. Es war eine mutige Tat gewesen, zu der ihn heiliger und gerechter Zorn getrieben hatte. Es war eine Art, »Alle Macht dem Volk« zu rufen, ein Gedanke, den er in allen seinen Gedichten auszudrücken versuchte.

Dennoch war er nachdenklich, als er sich in dem schmalen Motelbett zum Schlafen umdrehte. Was Donna wohl gedacht hatte, als sie und der Junge nach Hause kamen? Als er einschlief, lag ein Lächeln auf seinem Gesicht.

An jenem Dienstagnachmittag um fünfzehn Uhr dreißig hatte Donna die Hoffnung auf den Briefträger aufgegeben.

Sie hatte einen Arm leicht um Tad gelegt, der im Halbschlaf neben ihr saß. Seine Lippen waren von der Hitze aufgeschwollen, und im Gesicht hatte er hektische Flecken. Ein winziger Schluck Milch war noch übrig, und den wollte sie ihm bald geben. Während der letzten dreieinhalb Stunden - zu Hause wären es dreieinhalb Stunden nach dem Mittagessen gewesen - hatte die Sonne erbarmungslos gebrannt. Obwohl sie beide Fenster ein Stück geöffnet hatte, betrug die Temperatur im Wagen weit über dreißig Grad. So heiß, wie es in einem Wagen eben wurde, wenn man ihn in der Sonne stehenließ. Nur, daß man unter normalen Umständen sämtliche Fenster öffnete, die Lüftung anstellte und losrollte.

*Laßt uns rollen* - was für einen wunderbaren Klang hatten diese Worte!

Sie leckte sich die Lippen.

Zeitweise hatte sie die Fenster ganz heruntergedreht, so daß

es einen leisen Luftzug gab, aber sie wagte es nicht, sie so zu lassen. Sie könnte einschlafen. Die Hitze versetzte sie in Panik-sie dachte dabei nicht so sehr an sich selbst wie an Tad -, aber noch <sup>we-</sup>it mehr Angst als vor der Hitze hatte sie vor dem Gesicht des Hundes, seinem schaumtriefenden Maul und dem starren Blick seiner roten trüben Augen.

Zuletzt hatte sie die Fenster ganz heruntergedreht, als Cujo im Schatten der Werkstatt verschwunden war, aber jetzt war Cujo wieder da.

Mit gesenktem Kopf saß er im Schatten der großen Scheune, der immer länger wurde, und starrte unverwandt den blauen Wagen an. Der Boden zwischen seinen Pfoten war naß von seinem Geifer. Hin und wieder knurrte er und schnappte in die Luft, als hätte er Halluzinationen.

*Wie lange noch. Wie lange dauert es, bis er stirbt?*

Sie war eine vernünftige Frau. Sie glaubte nicht an Ungeheuer in Kleiderschränken; sie glaubte an Dinge, die sie sehen und anfassen konnte. Es war nichts Übernatürliches an diesem geifernden Wrack eines Bernhardiners im Scharten der Scheune; er war nur ein krankes Tier, das von einem tollwütigen Fuchs oder Skunk gebissen worden war. Er war nicht hinter ihr persönlich her. Er war kein vierbeiniges Schicksal.

Aber . . . sie hatte sich schon fast dazu entschlossen, zur hinteren Verandatür des Hauses zu rennen, als Cujo taumelnd und schwankend aus dem Schatten der Werkstatt herauskam.

Tad. Tad war das Problem. Er mußte hier raus. Er antwortete nicht einmal mehr zusammenhängend. Er schien kaum noch die Realität wahrzunehmen. Wenn er mit ihr sprach, rollte er mit den Augen und hatte einen ganz glasigen Blick. Seine Augen waren wie die eines Boxers, auf den eine ganze Serie von Schlägen niederprasselt, eines Boxers, der gleichzeitig mit seinem Mundschutz auch seine Fähigkeit, zusammenhängend zu denken, verloren hat und nur darauf wartet, daß der nächste Hieb ihn bewußtlos in den Ringstaub sinken läßt - diese Dinge erfüllten sie mit Entsetzen und riefen all ihre Mutterinstinkte wach. Tad war das Problem, Wenn sie ihn nicht bei sich gehabt hätte, wäre sie schon längst zu der Tür gerannt. Nur Tad hielt sie davon ab, denn ihre Gedanken kreisten immer wieder um

die Vorstellung, daß der Hund sie zerfleischte und Tad dann im Wagen allein blieb.

Und doch, bevor Cujo vor fünfzehn Minuten aufgetaucht war, hatte sie sich schon darauf eingestellt, zu der Tür zu rennen. Wie einen Film ließ sie diesen Vorgang in Gedanken immer wieder ablaufen, bis es ihr fast so vorkam, als hätte sie es schon getan. Sie würde Tad schütteln, damit er ganz wach wurde. Wenn es sein müßte, würde sie ihn sogar schlagen. Ihm sagen, daß er den Wagen nicht verlassen, ihr nicht hinterherlaufen durfte. *Unter keinen Umständen, ganz gleich was geschieht.* Sie würde vom Wagen zur Verandatür rennen. Den Knauf drehen. Wenn die Tür nicht abgeschlossen war, um so besser. Aber sie war auch auf die sehr reale Möglichkeit vorbereitet, daß sie abgeschlossen war.

Sie hatte das Hemd ausgezogen und saß nun in ihrem weißen Baumwoll-BH hinter dem Steuer, das Hemd auf dem Schoß. Bevor sie loslief, wollte sie sich das Hemd um die Hand wickeln. Das war natürlich kein ausreichender Schutz, aber es war besser als gar nichts. Sie würde die Scheibe neben dem Türkнопf einschlagen und nach innen greifen und die kleine hintere Veranda erreichen. Und wenn die innere Tür ebenfalls abgeschlossen war, würde sie auch damit fertigwerden.

Irgendwie

Aber Cujo war wieder herausgekommen, und das nahm ihr den Schneid.

*Wird er wirklich hineingehen? schnatterte ihr Verstand. Es ist alles viel zu perfekt, nicht wahr? Die Cambers sind weg, und als gute Bürger haben sie daran gedacht, die Postzustellung aussetzen zu lassen. Vic ist weg, und die Chance ist gering, daß er vor morgen abend anruft, denn wir können uns einfach nicht jeden Abend ein Femgespräch leisten. Und wenn er anruft, wird er früh anrufen. Wenn niemand abnimmt, wird er vermuten, daß wir zu Mario essen gegangen sind oder uns vielleicht irgendwo ein Eis genehmigen. Später wird er nicht mehr anrufen, weil er denkt, daß wir dann schlafen. Dafür wird er dann morgen anrufen. Der gute, rücksichtsvolle Vic. Ja, es ist alles einfach viel zu perfekt. Saß in der Geschichte von dem Fährmann auf dem Fluß Charon nicht ein Hund vorn im Boot? Der Hund des Fährmanns. Nennt mich einfach Cujo. Auf in das Tal des Todes.*

Geh rein, hypnotisierte sie stumm den Hund, *Geh in die Scheune zurück, verdamm!*

Cujo bewegte sich nicht.

Sie leckte sich wieder die Lippen, die sich fast so geschwollen anfühlten, wie die von Tad aussahen.

Sie strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte leise: »Wie fühlst du dich, Tadder?«

»Pssst«, sagte Tad zerstreut. »Die Enten . . .«

Sie schüttelte ihn. »Tad? Honey? Ist alles in Ordnung? Sag doch etwas!«

Er öffnete ganz langsam die Augen. Er schaute sich um, ein verwirrter kleiner Junge, dem es zu heiß war und der sich schrecklich müde fühlte. »Mommy? Können wir nicht nach Hause fahren? Es ist so *heiß* . . .«

»Wir fahren bald nach Hause«, tröstete sie ihn.

»Wann, Mom? *Wann?*« Er fing kläglich an zu weinen.

*O, Tad, geh vorsichtig mit deiner Flüssigkeit um, dachte sie, du könntest sie brauchen.* Daß man solche verrückten Dinge denken muß. Aber war die ganze Situation nicht auf lächerliche Weise verrückt? Allein der Gedanke, ein kleiner Junge stirbt an Wassermangel,

*(hör auf, er stirbt NICHT)*

und das keine sieben Meilen von einer größeren Stadt entfernt, allein dieser Gedanke war verrückt. <

Aber die Lage ist nun einmal, wie sie ist, sagte sie sich energisch. Und mach dir nur keine Illusionen, Schwester. Dies ist ein Miniaturkrieg, und alles, was vorher klein schien, hat jetzt gewaltige Dimensionen angenommen. Der leiseste Lufthauch war ein Zephyr. Die Entfernung zur hinteren Veranda war eine halbe Meile durch Niemandsland. Und wenn du glauben willst, der Hund sei das Schicksal oder der wiederauf-erstandene Geist der Stünde oder gar die Reinkarnation Elvis Presleys, dann glaub es doch. In dieser so seltsam im Maßstab verkleinerten Situation - einer Situation, in der es um Leben und Tod ging - wurde sogar die Verrichtung der Notdurft zu einem Schärmützel.

*Wir werden hier herauskommen. Kein Hund wird das meinem Sohn antun.*

»Wann, Mommy?« Mit tränenfeuchten Augen sah er sie an. Sein Gesicht war kalkweiß.

»Bald«, sagte sie entschlossen. »Sehr bald.« Sie strich sein Haar zurück und drückte ihn an sich. Sie schaute durch das Fenster an Tads Seite, und wieder fiel ihr Blick auf das Ding, das dort im hohen Gras lag, auf den alten, mit Isolierband reparierten Baseballschläger.

*Ich möchte dir den Schädel damit einschlagen.*

Im Haus klingelte das Telefon.

Voll Hoffnung riß sie den Kopf herum.

»Ist das für uns? Ist das Telefon für uns, Mommy?«

Sie antwortete nicht. Sie wußte nicht, für wen es war. Aber wenn sie Glück hatten - und das Blatt mußte sich doch bald wenden, nicht wahr? - rief jemand an, den es mißtrauisch machte, daß bei den Cambers niemand den Hörer abnahm, und der kommen würde, um festzustellen, warum.

Cujo hob den Kopf. Er hielt ihn schräg, und in diesem Augenblick hatte er eine verrückte Ähnlichkeit mit Nipper, dem Hund der RCA, der das Ohr vor den Grammophontrichter hält. Zitternd stand er auf und lief auf das Haus zu, dem Klingeln des Telefons entgegen.

»Vielleicht geht der Hund ans Telefon«, sagte Tad. »Vielleicht ...«

Erschreckend schnell und gewandt änderte der große Hund die Richtung und rannte auf den Wagen zu. Er taumelte nicht mehr unbeholfen. Als sei das Ganze nur geschickte Verstellung gewesen. Er bellte nicht, er brüllte. Seine roten Augen glühten. Mit einem harten dumpfen Aufprall traf er den Wagen und sank zurück - die Augen blickten betäubt. Er *ist tot*, dachte sie hysterisch, *er muß sich sein krankes Gehirn verletzt, sich das Genkk gebrochen haben, er muß er muß er MUSS -*

Cujo stand auf. Seine Schnauze blutete. Er ließ seine leeren Blicke schweifen. Im Haus klingelte das Telefon immer noch. Der Hund schien weglaufen zu wollen und schnappte plötzlich wild nach seiner eigenen Flanke, als habe ihn etwas gestochen. Dann fuhr er herum und sprang gegen Donnas Fenster. Mit einem entsetzlichen dumpfen Geräusch prallte er auf, direkt vor Donnas Gesicht. Blut spritzte über das Glas, und ein langer

silbriger Sprung entstand. Tad schrie auf und riß die Hände vors Gesicht. Er zerkratzte sich mit den Fingernägeln die Wangen.

Wieder machte der Hund einen Satz. Schaum lief aus der blutenden Schnauze. Sie sah seine Zähne, groß und gelb und bedrohlich. Seine Pfoten klatschten auf das Glas. Aus einer Wunde zwischen seinen Augen strömte Blut. Er sah sie an, mit einem trüben, stumpfen Blick, aber - das hätte sie beschwören können - es war ein wissender Blick. Er verriet irgendein unheilvolles Wissen.

»*Raus hier!*« kreischte sie.

Unter ihrem Fenster warf Cujo sich gegen den Wagen. Und noch einmal. Und noch einmal. Die Tür war schon stark nach innen gebeult. Immer wenn die zweihundert Pfund des Hundes auf den Wagen trafen, wiegte er sich auf den Federn. Jedesmal hörte sie den schweren Aufprall, und jedesmal glaubte sie, daß er tot sein müsse, wenigstens bewußtlos. Und jedesmal lief er in Richtung auf das Haus davon, wirbelte herum und griff erneut an. Cujos Gesicht war eine Maske von Blut und zottigem Fell, aus dem seine Augen, früher freundlich und sanft und braun, in dumpfer Wut hervorglotzten.

Sie schaute zu Tad hinüber und sah seine Reaktion auf den Schock. Wie ein Fötus hatte er sich auf seinem Sitz zusammengekrümmt, die Hände um den Nacken verschränkt, und er atmete stoßweise.

*Vielleicht ist es das beste. Vielleicht -*

Das Telefon im Haus hörte auf zu klingeln. Cujo, der gerade erneut angreifen wollte, blieb stehen. Wieder hielt er den Kopf schief. Eine seltsam beschwörende Geste. Donna hielt den Atem an. Die Stille war unerträglich. Cujo setzte sich hin, hob seine gräßlich verstümmelte Schnauze in die Luft und stieß ein langgezogenes Heulen aus - es war ein so dunkler und einsamer Laut, daß sie zitterte. Ihr war nicht länger heiß, sie fühlte sich so kalt wie in einer Gruft. In diesem Augenblick wußte sie - sie fühlte oder dachte es nicht nur - sie *wußte*, daß der Hund mehr war als nur ein Hund.

Dieser Augenblick ging vorüber. Langsam und müde stand Cujo wieder auf und ging vorn an den Wagen. Sie nahm an,

daß er sich dort hingelegt hatte, denn sie konnte seinen Schwanz nicht mehr sehen. Aber sie blieb noch eine Weile angespannt sitzen und bereitete sich darauf vor, daß er wieder auf die Haube sprang, wie er es schon einmal getan hatte. Er tat es nicht. Um sie herum war Stille. Sie nahm Tad in den Arm und fing an, ihn zu wiegen.

Als Brett es aufgegeben hatte und die Telefonzelle verließ, nahm Charity ihn bei der Hand und ging mit ihm in Caldors Restaurant.

Sie waren in Caldors Kaufhaus gegangen, um Vorhänge auszusuchen und Tischdecken, die dazu paßten.

Holly wartete auf sie und trank gerade den Rest Ice-Cream Soda.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte sie.

»Es ist nichts Ernstes«, sagte Charity und strich ihrem Sohn über das Haar. »Er macht sich Sorgen um seinen Hund. Nicht wahr, Brett?«

Brett zuckte die Achseln. Dann nickte er traurig.

»Mach ruhig weiter«, sagte Charity zu ihr. »Wir finden dich schon.«

»Okay. Ich bin dann unten.«

Holly trank aus und sagte: »Ich wette, es geht deinem Köter ausgezeichnet, Brett.«

Brett lächelte, so gut er konnte, aber er sagte nichts. Sie schauten hinterher, als Holly ging. Sie sah gut aus in ihrem burgunderfarbenen Kleid und den Korksandalen. Darin konnte Charity es ihr nicht gleichtun. Vielleicht eines Tages, aber vorläufig noch nicht. Holly hatte für ihre Kinder einen Babysitter engagiert, und sie waren gegen Mittag in Bridgport angekommen. Holly hatte sie beide zu einem guten Essen eingeladen - und dafür mit einer Diners-Club-Karte bezahlt - und dann hatten sie eingekauft. Aber Brett war sehr ruhig und in sich gekehrt gewesen, weil er sich um Cujo Sorgen machte. Charity hatte wenig Lust, für sich selbst einzukaufen; die Hitze störte sie, und sie war immer noch nervös, wenn sie an Bretts Schlafwandeln von heute früh dachte. Zuletzt hatte sie vorge-

schlagen, von einer der Zellen neben der Snack Bar zu Hause anzurufen . . . aber genau dieses Ergebnis hatte sie befürchtet.

Die Serviererin kam. Charity bestellte Kaffee, Milch und zwei Stücke Blätterteiggebäck.

»Brett«, sagte sie, »als ich deinem Vater sagte, daß ich mit dir verreisen will, war er dagegen . . .«

»Ja, das hatte ich mir gedacht.«

». . . und dann hat er es sich anders überlegt. Ganz plötzlich. Ich glaube, daß er vielleicht. . . daß er darin vielleicht eine Chance gesehen hat, selbst auf Urlaub zu fahren. Manchmal gehen die Männer gern allein weg, weißt du, um gewisse Dinge zu tun . . .«

»Auf die Jagd gehen?«

*(und huren und saufen und Gott weiß was sonst noch)*

»Ja. Zum Beispiel.«

»Und sich Filme ansehen«, sagte Brett. Ihre Bestellung wurde gebracht, und Brett biß in seine Blätterteigschnitte.

*(ja in der Nahkampfzone in der Washington Street)*

»Das könnte sein. Es ist jedenfalls möglich, daß dein Vater für ein paar Tage nach Boston gefahren ist. . .«

»Oh, das glaube ich nicht«, sagte Brett ganz ernst. »Er hat viel zu tun. *Sehr* viel. Das hat er mir gesagt.«

»Vielleicht war es nicht so viel, wie er gedacht hatte«, sagte sie und hoffte, daß der Zynismus, den sie empfand, sich nicht in ihrer Stimme bemerkbar machte. »Ich glaube jedenfalls, daß er weggefahren ist, und deshalb konnte er auch gestern und heute das Telefongespräch nicht annehmen. Trink deine Milch, Brett. Sie ist gut für den Knochenbau.«

Er trank die Milch halb aus und bekam einen Schnurrbart wie ein alter Mann. »Vielleicht hast du recht. Dann hat er gewiß Gary mitgenommen. Er mag Gary.«

»Ja, vielleicht ist Gary mit ihm gefahren«, sagte Charity. Sie redete, als hätte sie nicht im Traum daran gedacht. In Wirklichkeit hatte sie Gary heute morgen angerufen, als Brett mit Jim Junior im Hof spielte, aber er hatte nicht abgenommen. Wo immer sie sein mochten, sie waren zusammen. Daran bestand kein Zweifel. »Du hast noch nicht viel von deinem Kuchen gegessen.«



Er nahm ihn in die Hand, biß symbolisch hinein und legte ihn wieder hin. »Mom, ich glaube, Cujo ist krank. Er sah gestern morgen sehr krank aus. Ehrlich.«

»Brett . . .«

»Ja, Mom. Du hast ihn nicht gesehen. Er sah . . . so schrecklich unsauber aus.«

»Würde es dich beruhigen, wenn du wüßtest, daß mit Cujo alles in Ordnung ist?«

Brett nickte.

»Dann werden wir heute abend Alva Thornton in der Maple Sugar Road anrufen«, sagte sie. »Er soll hinaufgehen und nachsehen, okay? Ich nehme an, dein Vater hat ihn ohnehin gebeten, Cujo zu füttern, während er weg ist.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja, das meine ich.« Alva oder jemand anderen. Alva war nicht direkt Joes Freund. Soviel sie wußte, war Gary Joes einziger Freund. Aber Alva gehörte zu den Männern, die gern einmal gefällig waren, wenn man ihnen bei Gelegenheit auch mal einen Gefallen tat.

Wie durch einen Zauber hellte sich Bretts Gesicht auf. Wieder einmal hatte ein Erwachsener die richtige Antwort hervorgezogen wie ein Kaninchen aus dem Hut. Statt sich darüber zu freuen, stimmte es sie trübsinnig. Was sollte sie ihm sagen, wenn es sich herausstellte, daß Alva Joe schon seit der Schneeschmelze nicht mehr gesehen hatte? Unmöglich war das nicht, aber sie konnte immer noch nicht glauben, daß Joe Cujo einfach sich selbst überlassen hatte. Das sah ihm nicht ähnlich.

»Wollen wir jetzt deine Tante suchen?«

»Klar. Laß mich noch aufessen.«

Halb amüsiert und halb entsetzt beobachtete sie, wie er seinen Kuchen in zwei Bissen herunterschluckte und dann mit der restlichen Milch nachspülte. Dann schob er seinen Stuhl zurück.

Charity zahlte, und sie gingen zur Rolltreppe:

»Das ist aber ein großer Laden«, sagte Brett erstaunt. »Das ist auch eine große Stadt, nicht wahr, Mommy?«

»Gegen New York ist Bridgton so klein wie Castle Rock«, dämpfte Charity seine Begeisterung.

Er hielt sich am dahingleitenden Gelände!- fest und sah sich um. Rechts war eine Unmenge von zwitschernden und kreischenden Wellensittichen zu sehen. Links lag die Haushaltswarenabteilung. Überall blitzendes Chrom. Ein Geschirrspüler hatte eine Vorderseite aus Glas, so daß man die Lauge sehen konnte. Als sie die Rolltreppe verließen, sah er seine Mutter an. »Ihr seid zusammen aufgewachsen, nicht wahr?«

»Das will ich wohl meinen«, sagte Charity lächelnd.

»Sie ist wirklich nett«, sagte Brett.

»Es freut mich, daß du das findest. Ich mochte sie auch immer gern.«

»Wie ist sie so reich geworden?«

Charity blieb stehen. »Du glaubst, Holly und Jim sind *reich*!«

»Das Haus, in dem sie wohnen, war bestimmt nicht billig«, sagte er, und wieder sah sie hinter seinem unfertigen Gesicht seinen Vater hervorlugen, Joe Camber, den schäbigen grünen Hut ins Genick geschoben, den Blick zur Seite gerichtet. »Und diese Musicbox. Die war teuer. Sie hat die ganze Brieftasche voll Kreditkarten, und wir haben nur die Texaco . . .«

Sie trat einen Schritt auf ihn zu. »Findest du es schön, anderen Leuten in die Brieftaschen zu sehen, wenn sie für dich gerade ein schönes Essen ausgegeben haben?« Ihre Stimme klang wütender, als sie beabsichtigt hatte.

Brett schien überrascht und gekränkt zu sein, denn sein Gesicht hatte wieder einen verschlossenen Ausdruck. Auch diesen Trick hatte er von Joe Camber. »Ich habe es nur gesehen. Das mußte ich ja, wo sie damit geprotzt hat. . . «

»Sie hat *nicht* damit geprotzt«, sagte Charity schockiert. Wieder blieb sie stehen. Sie hatten die Textilabteilung erreicht.

»Hat sie doch«, sagte Brett. »Wenn die Karten ein Akkordeon gewesen wären, hätte sie >Lady of Spain< darauf gespielt.«

Sie war plötzlich sehr wütend auf ihn - zum Teil, weil sie vermutete, daß er recht haben könnte.

»Du solltest sie alle sehen«, sagte Brett. »Das glaube *ich* wenigstens.«

»Es interessiert mich nicht besonders, wie du über die Sache denkst, Brett Camber.« Sie war rot im Gesicht, und ihr juckte die Hand. Vorhin in der Cafeteria hatte sie ihn so nett gefun-

den. Wichtiger noch, sie hatte sich als seine Freundin gefühlt. Wo war jetzt dieses freundliche Gefühl?

»Ich habe mir nur überlegt, woher sie wohl so viel Kohle hat.«

»Das ist ein ziemlich ordinäres Wort dafür, findest du nicht?«

Er zuckte die Achseln. Er war ganz offen aufsässig und wollte sie absichtlich provozieren, vermutete sie. Es waren nicht nur seine Beobachtungen während des Essens, es lag tiefer. Er verglich sein Leben und das seines Vaters mit einem anderen Leben. Hatte sie wirklich geglaubt, er würde automatisch die Art, wie Holly und ihr Mann lebten, akzeptieren, nur weil sie es von ihm erwartete? Einen Lebensstil, der ihr durch unglückliche Zufälle oder durch ihre eigene Dummheit, vielleicht auch durch beides, versagt geblieben war? Hatte er nicht das Recht, diesen Lebensstil zu kritisieren . . . oder zu analysieren?

Ja, das hatte er, aber sie hätte nicht gedacht, daß seine Beobachtungen (wenn auch intuitiv) so beunruhigend gescheit, so genau und so deprimierend negativ ausfallen würden.

»Ich nehme an, daß Jim das Geld verdient hat«, sagte sie.

»Du weißt ja, was er macht. . .«

»Er ist ein Bürohengst.«

Aber diesmal ließ sie sich nicht aus der Ruhe bringen

»Wenn du es so sehen willst. Holly heiratete ihn, als er noch an der juristischen Fakultät von Maine in Portland studierte. Während er sein Studium in Denver fortsetzte, mußte sie die verschiedensten Jobs annehmen, damit er es schaffte. Das machen viele. Die Frauen arbeiteten, damit die Männer studieren können . . .«

Sie hielt nach Holly Ausschau und glaubte, den Kopf ihrer jüngeren Schwester einige Gänge weiter erkannt zu haben.

»Als Jim mit dem Studium fertig war, gingen sie jedenfalls in den Osten, und er fing bei einer Anwaltsfirma in Bridgton an. Damals verdiente er nicht viel Geld. Aber er hat sich hochgearbeitet, und jetzt ist er Junior-Partner, wie man das nennt. Und nach unseren Maßstäben verdient er wahrscheinlich eine Menge Geld.«

»Vielleicht zeigt sie ihre Kreditkarten herum, weil sie sich manchmal innerlich noch immer arm fühlt«, sagte Brett.

Wieder war sie erstaunt über sein fast unheimliches Einfühlungsvermögen. Sie fuhr ihm zärtlich durch das Haar, und ihre Wut war verflogen. »Du sagtest doch, daß du sie magst.«

»Ja, das tu ich auch. Da ist sie ja. Gleich da drüben.«

»Ich sehe sie.«

Sie gingen zu ihr hinüber. Holly hatte schon einen ganzen Arm voller Vorhangstoffe und sah sich nun nach passenden Tischdecken um.

Die Sonne war endlich hinter dem Haus verschwunden

Ganz allmählich nahm die Backofenhitze im Wagen der Iretons ab. Ein anhaltender leichter Wind kam auf, und Tad drehte dankbar sein Gesicht in die Richtung, aus der er wehte. Er hatte sich den ganzen Tag über viel schlechter gefühlt als jetzt. Der Tag kam ihm wie ein böser Traum vor, aber er konnte sich nicht mehr an jede Einzelheit erinnern. Manchmal war er weggegangen. Er war einfach aus dem Auto gestiegen und weggegangen. Das wußte er noch. Er hatte auf einem Pferd gesessen. Er war mit dem Pferd über ein großes Feld geritten, und dort spielten Kaninchen, wie in dem Zeichentrickfilm, zu dem ihn Mommy und Daddy in das Magie Lantern Theater in Bridgton mitgenommen hatten. Am Ende des Feldes war ein Teich, und in dem Teich waren Enten. Die Enten waren lieb. Tad spielte mit ihnen. Dort war es besser als bei Mommy, denn wo Mommy war, war auch das Ungeheuer, das Ungeheuer, das aus seinem Schrank gekommen war. Aber hier bei den Enten war das Ungeheuer nicht. Hier gefiel es Tad, obwohl er irgendwie wußte, daß er nicht zu lange bleiben durfte. Vielleicht konnte er dann den Weg zum Wagen zurück nicht mehr finden.

Dann war die Sonne hinter dem Haus verschwunden. Es gab kühle Schatten, die fast so dicht waren wie Samt. Das Ungeheuer hatte nicht mehr versucht, sie zu kriegen. Der Briefträger war nicht gekommen, aber er konnte jetzt wenigstens in Ruhe schlafen. Das Schlimmste war der Durst. Noch nie im Leben hatte er sich so sehr etwas zu trinken gewünscht. Deshalb war es bei den Enten auch so schön - dort war es feucht und grün.

»Was hast du gesagt, Honey?« Mommys Gesicht beugte sich über ihn.

»Durstig«, -sagte er und quakte dabei wie ein Frosch. »Ich bin so durstig, Mommy«

»Ja, ich weiß. Mommy ist auch durstig.«

»In dem Haus ist bestimmt Wasser.«

»Honey, wir können nicht in das Haus gehen. Jetzt noch nicht. Der böse Hund liegt vor dem Auto.«

»Wo?« Tad kniete sich auf den Sitz und war erstaunt über das leichte Gefühl in seinem Kopf. Es war wie eine Welle, die sich langsam überschlug. Er stützte sich mit einer Hand auf das Armaturenbrett, und die Hand schien am Ende eines Arms zu sitzen, der eine Meile lang war. »Ich sehe ihn nicht.« Selbst seine Stimme hörte er aus weiter Ferne wie ein Echo.

»Setz dich zurück, Tad. Du . . .«

Sie sprach immer noch, und er merkte, daß sie ihn in' den Sitz zurückdrückte, aber es schien alles so weit weg. Auch ihre Worte kamen wie von weit her; zwischen ihm und ihr lag Nebel, genauso wie er heute morgen über dem Hof gelegen hatte . . . oder gestern morgen . . . oder an jedem Morgen, seit sein Vater weggefahren war. Aber vor ihm lag ein heller Ort, und er verließ seine Mutter, um hinzugehen. Dort waren die Enten. Enten und ein Teich und Seerosen. Mommys Stimme war ein»fernes Rauschen. Ihr schönes großes Gesicht, das immer da war, so ruhig und dem Mond so ähnlich, der manchmal nachts in sein Fenster schaute, wenn er mal mußte . . . dieses Gesicht wurde grau und war nicht mehr zu erkennen. Es verschmolz mit dem grauen Nebel. Ihre Stimme war wie das Summen von Bienen, die viel zu lieb waren, um zu stechen. Ihre Stimme war wie leise plätscherndes Wasser.

Tad spielte mit den Enten.

Donna schlief ein, und als sie wieder aufwachte, hatten sich alle Schatten miteinander vermischt, und das letzte Licht in Cambers Einfahrt hatte die Farbe von Asche. Es dämmerte. Irgendwie war ein weiterer Tag vergangen, und sie saßen - es war fast nicht zu glauben - immer noch hier. Die Sonne klebte schon am

Horizont, rund und scharlachrot. Sie sah wie ein in Blut getauchter Basketball aus. Sie fuhr sich mit der Zunge im Mund umher. Ihr Speichel war zähflüssig und zusammengeklumpt wie Gummi und wurde langsam wieder gewöhnliche Spucke. Ihre Kehle fühlte sich wie Flanell an. Wie herrlich müßte es sein, zu Hause unter dem Wasserhahn im Garten zu liegen, ihn voll aufzudrehen, und 'sich das eiskalte Wasser einfach nur in den Mund fließen zu lassen. Sie machte sich davon eine so lebhaft Vorstellung, daß sie zitterte und eine Gänsehaut bekam.

Lag der Hund immer noch vor dem Wagen?

Sie schaute nach vorn, aber sie konnte natürlich nichts erkennen. Das einzige, was sie bestimmt wußte, war, daß er nicht vor der Scheune lag.

Sie tippte auf die Hupe, aber sie gab nur einen leisen, rostigen Husten von sich. Der Hund konnte überall sein. Sie fuhr mit dem Finger über den silbrigen Sprung in der Scheibe und fragte sich, was wohl geschehen würde, wenn der Hund noch ein paarmal gegen das Glas sprang. Konnte es zerbrechen? Vor vierundzwanzig Stunden hätte sie das noch nicht geglaubt, aber jetzt war sie nicht mehr so sicher.

Sie schaute wieder zu der Tür, die auf Cambers Veranda führte. Sie schien weiter entfernt als vorher. Dabei mußte sie an einen Begriff denken, den sie am College einmal in einem Psychologiekurs diskutiert hatten. *Idee fixe*, harte der Dozent, 'ein affektierter kleiner Kerl mit einem Schnurrbart wie eine Zahnbürste, das genannt. *Wenn eine Rolltreppe sich nicht bewegt, hat man Schwierigkeiten, darauf zu gehen*. Das hatte sie so amüsiert, daß sie eines Tages in Bloomingdale eine Rolltreppe hinuntergegangen war, an der ein Schild hing: AUSSER BETRIEB. Und dabei hatte sie festgestellt, daß der affektierte kleine Professor tatsächlich recht hatte - ihre Beine wollten sich einfach nicht bewegen. Daraufhin hatte sie versucht, sich vorzustellen, was wohl mit ihrem Kopf geschehen würde, wenn die Treppe in ihrem eigenen Haus plötzlich anfing, sich zu bewegen, wenn man hinunterging. Allein bei dem Gedanken hatte sie laut lachen müssen.

Aber jetzt war das nicht komisch. Es war ganz und gar nicht komisch.

Die Verandatür schien tatsächlich weiter weg zu sein als vorher.

*Der Hund wendet psychologische Tricks an.*

Sobald ihr der Gedanke kam, verwarf sie ihn auch schon wieder, aber das wollte ihr nicht recht gelingen. Sie gab es auf. Die Lage war jetzt so verzweifelt, daß man sich den Luxus, sich selbst zu belügen, nicht mehr leisten konnte. Bewußt oder unbewußt, Cujo arbeitete mit psychologischen Tricks. Vielleicht benutzte er ihre eigene *Idee fixe*, ihre eigenen Vorstellungen darüber, wie die Welt auszusehen hatte. Aber die Dinge hatten sich verändert. Die glatte Fahrt auf der Rolltreppe war vorbei. Sie konnte nicht einfach mit ihrem Sohn auf den Stufen stehenbleiben und darauf warten, daß jemand den Motor startete. Tatsache war, daß der Hund sie und Tad belagerte.

Tad schlief. Wenn der Hund in der Scheune war, könnte sie es jetzt tun.

*Aber wenn er immer noch vor dem Wagen sitzt? Oder unter dem Wagen?*

Sie erinnerte sich an etwas, das ihr Vater manchmal sagte, wenn er sich ein Fußballspiel im Fernsehen ansah. Bei solchen Anlässen ließ ihr Vater sich gewöhnlich vollaufen und aß einen großen Teller kalte Bohnen, die vom Abendessen am Samstag übriggeblieben waren. Darum war der Fernsehraum auch. Ischon lange vor dem vierten Spielviertel für normale Menschen unbewohnbar.

Selbst- der Hund pflegte sich verlegen hinauszuschleichen. Diesen Spruch hatte ihr Vater für einen besonders guten Angriff auf den Mann oder einen besonders geschickt abgefangenen Paß reserviert. »Auf das Ding hat er im Gebüsch gelauert«, rief "ihr Vater dann. Das machte ihre Mutter ganz verrückt . . . aber zu der Zeit, als Donna ein Teenager war, machte alles an ihrem Vater ihre Mutter verrückt.

Und jetzt hatte sie die Vision, daß Cujo vor dem Wagen nicht etwa schlief, sondern sprungbereit im Kies hockte, die blutunterlaufenen Augen genau auf die Stelle gerichtet, wo sie erscheinen mußte, wenn sie an der Fahrerseite den Wagen verließ. Er wartete auf sie und hoffte, daß sie dumm genug sein würde auszustiegen. Er lauerte im Gebüsch auf sie.

Mit einer raschen, nervösen Geste, als ob sie sich wusch, rieb sie sich das Gesicht. Hoch oben trat der Abendstern aus dem dunkler werdenden Blau hervor. Die Sonne war verschwunden, und immer noch lag ein ruhiges aber irgendwie verrücktes gelbes Licht über den Feldern. Irgendwo sang ein Vogel, schwieg und sang dann weiter.

Sie mußte feststellen, daß sie nicht annähernd so begierig darauf war, den Wagen zu verlassen, wie noch am Nachmittag. Teils lag es daran, daß sie eingeschlafen war und beim Aufwachen nicht genau wußte, wo der Hund war. Hinzu kam die simple Tatsache, daß die Hitze zurückging - die quälende Hitze und was sie Tad antat, waren ihr Hauptmotiv gewesen, den Versuch ins Auge zu fassen. Jetzt war es im Wagen einigermaßen auszuhalten, und Tads halb ohnmächtiger Zustand war in richtigen Schlaf übergegangen. Er erholte sich, wenigstens vorläufig.

Aber sie fürchtete, daß diese Dinge nicht der eigentliche Grund dafür waren, daß sie noch hier saß. Sie fürchtete, daß sie einen gewissen Grad der Bereitschaft erreicht und überschritten hatte. Sie wußte noch vom Schwimmunterricht in Camp Tapawingo, daß der Augenblick kam, wo man vom hohen Sprungbrett entweder den Sprung wagen oder sich feige zurückziehen mußte, um der nächsten Platz zu machen. Es kam der Tag, wo man beim Fahrunterricht die offenen Landstraßen verlassen und es im Stadtverkehr versuchen mußte. Irgendwann kam immer der Augenblick, wo man abspringen oder fahren mußte. Oder versuchen mußte, die Hintertür zu erreichen.

Früher oder später würde der Hund wieder auftauchen. Die Lage war schlimm, zugegeben, aber sie war noch nicht verzweifelt. Die günstigen Augenblicke kämen immer in Zyklen. Das hatte sie in keinem Psychologiekurs gelernt. Das wußte sie instinktiv. Wenn man am Montag den Sprung nicht wagte, konnte man es am Dienstag wieder versuchen. Dagegen gab es kein Gesetz. Man konnte -

Widerwillig erkannte ihr Verstand, daß in dieser Argumentation ein tödlicher Fehler lag.

Sie hatte heute abend nicht mehr soviel Kraft wie gestern



abend. Und morgen früh würde sie noch schwächer und ausgelaugter sein. Und das war noch nicht das Schlimmste. Sie hatte fast die ganze Zeit gesessen - wie lange? - es schien unmöglich, aber es waren schon ungefähr achtundzwanzig Stunden. War sie nicht zu steif, um es zu schaffen? Wenn sie nun nur den halben Weg zur Veranda schaffte und dann zusammenbrach, weil sich ihre Oberschenkel verkrampften?

*Wenn es um Leben und Tod geht, sagte ihr Verstand ihr unerbittlich, kommt der günstige Augenblick nur einmal - einmal, und dann ist es zu spät.*

Ihre Atmung und ihr Puls beschleunigten sich. Ihr Körper wußte früher als ihr Verstand, daß sie den Versuch machen würde. Dann wickelte sie das Hemd fester um ihre Hand. Sie legte die Hand an den Türgriff und erkannte: Es war keine bewußte Entscheidung gewesen. Sie tat es ganz einfach. Sie ging jetzt, während Tad fest schlief und nicht die Gefahr bestand, daß er hinterherlief.

Mit ihrer schweißnassen Hand zog sie den Türgriff hoch. Sie hielt den Atem an und lauschte, ob sich etwas verändert hatte.

Der Vogel sang wieder. Sonst nichts.

*Wenn er die Tür so stark eingebeult hat, daß sie sich nicht mehr öffnen läßt,* dachte sie. Das wäre eine Art bitterer Erleichterung. Sie könnte sitzenbleiben und ihre Entscheidung überdenken, prüfen, ob sie auch alles in ihre Berechnungen einbezogen hatte . . . und ein wenig durstiger werden . . . ein wenig schwächer . . . ein wenig langsamer . . .

Sie drückte gegen die Tür, half mit der Schulter nach, setzte ihr Gewicht ein. Ihre rechte Hand schwitzte unter dem Baumwollhemd. Sie hatte die Faust geballt, daß ihre Finger schmerzten. Ihre Nägel gruben sich in die Handflächen. Immer wieder sah sie sich in Gedanken die Scheibe neben dem Türgriff einschlagen, hörte die Scherben auf den Fußboden klirren, sah, wie sie die Hand nach dem Griff ausstreckte . . .

Aber die Tür öffnete sich nicht. Donna verstärkte den Druck. Sie strengte sich so an, daß ihre Halsmuskeln hervortraten. Aber sie öffnete sich nicht. Sie -

Und dann öffnete sie sich doch. Ganz plötzlich. Sie öffnete sich so weit, daß Donna fast hinausgefallen wäre. Sie suchte

den Türgriff und verfehlte ihri. Sie faßte noch einmal hin. Jetzt hielt sie den Türgriff fest, und plötzlich kam ihr panikartig die Gewißheit. So kalt und betäubend wie das Urteil eines Arztes, der ein inoperables Carcinom feststellt. Sie hatte die Tür geöffnet, aber sie würde sich nicht wieder schließen lassen. Der Hund würde in den Wagen springen und sie beide töten. Tad würde vielleicht noch einen wirren wachen Moment erleben, einen letzten, gnädigen Augenblick, in dem er es noch für einen Traum hielt, bevor Cujo ihm die Kehle durchbiß.

Ihr Atem ging rasselnd und schnell. Er fühlte sich wie heißes Stroh an. Sie konnte jedes Körnchen Kies in der Einfahrt erkennen, aber das Denken fiel ihr schwer. Ihre Gedanken rasten wild durcheinander. Szenen aus ihrer Vergangenheit liefen im Zeitraffer vor ihr ab wie ein Film von einer Parade, in dem die Musikkapellen, die Reiter und die Tambourmajore sich immer schneller bewegten, als wollten sie von der Szene eines unheimlichen Verbrechens fliehen. Der Müllzerkleinerer, der den widerlichen grünen Dreck wieder ausspuckte und gegen die Decke schleuderte.

Der Sturz von der hinteren Veranda, als sie fünf war und bei dem sie sich das Handgelenk brach.

Der schreckliche Tag beim Algebra-Unterricht in der höheren Schule, als sie auf ihrem hellblauen Rock Blutflecken entdeckte und sich entsetzlich schämte. Ihre Periode hatte eingesetzt, und wie sollte sie beim Klingelzeichen aufstehen können, ohne daß jeder sah, daß Donna-Rose jetzt die Periode hatte?

Der erste Junge, den sie mit geöffnetem Mund geküßt hatte, Dwight Sampson.

Sie sah sich mit Tad im Arm, der eben zur Welt gekommen war. Dann nahm die Schwester ihn ihr weg, und sie wollte protestieren - *Geben Sie ihn mir wieder, ich bin noch nicht mit ihm fertig*, hatte sie sagen wollen, aber sie war zu schwach, und dann das gräßliche platschende Geräusch, als die Nachgeburt aus ihr herausglitt. Und sie erinnerte sich daran, daß sie damals dachte: *Jetzt kotze ich sein Lebenserhaltungssystem aus*. Dann war sie ohnmächtig geworden.

Sie sah ihren Vater, der bei der Trauung heulte und sich bei der Feier betrank.

Gesichter, Stimmen, Zimmer, Szenen, Bücher. Und sie sah das Entsetzen dieses Augenblicks, den Gedanken ICH WERDE JETZT STERBEN -

Mit einer gewaltigen Anstrengung bekam sie sich wieder notdürftig unter Kontrolle. Sie packte den Türgriff mit beiden Händen und zog mit aller Kraft. Die Tür flog zu. Das Scharnier, das Cujo verbogen hatte, protestierte knarrend. Es gab einen lauten Knall, und Tad zuckte zusammen und murmelte etwas im Schlaf.

Donna lehnte sich im Sitz zurück, zitterte hilflos und weinte stumm in sich hinein. Heiße Tränen kamen unter ihren Lidern hervor und liefen ihr bis zu den Ohren. Sie hatte nie in ihrem Leben solche Angst gehabt, nicht einmal nachts in ihrem Zimmer, als sie noch klein war und dachte, daß überall Spinnen seien.

Sie konnte jetzt nicht zur Tür rennen, sagte sie sich. Das war völlig ausgeschlossen. Sie war total erledigt. Sie war fertig mit den Nerven. Sie mußte warten, auf eine bessere Gelegenheit warten. . . •

Aber diese *Idie* durfte nicht *fixe* werden.

Es würde keine bessere Gelegenheit geben. Wegen Tad nicht und auch wegen Cujo nicht. Der laute Knall, als die Tür ins Schloß fiel. Wenn er vor dem Wagen gesessen hätte, wäre er losgelaufen. Vielleicht war er in der Scheune, aber auch dort mußte er den Lärm gehört haben. Gewiß trieb er sich woanders herum. Eine bessere Chance als jetzt würde es nie geben. Und wenn sie es für sich selbst nicht gewagt hätte, für Tad mußte sie es wagen.

Alles sehr edelmütig. Aber den Ausschlag gab der Gedanke, in das dunkle Haus der Cambers zu gehen und das beruhigende Gefühl des Telefonhörers in ihrer Hand zu erleben. In Gedanken hörte sie sich schon mit einem von Sheriff Banners Leuten sprechen, ganz ruhig und sachlich, und dann den Hörer wieder auflegen. Sie sah sich in die Küche gehen und ein Glas kaltes Wasser trinken.

Sie öffnete wieder die Tür und machte sich auf das knarrende Geräusch gefaßt, um dann doch zusammenzuzucken. Sie verfluchte den Hund aus tiefstem Herzen und hoffte so sehr, daß

/er schon irgendwo lag, an Krämpfen gestorben und voller Fliegen.

Sie schwang die Beine vom Sitz, die ganz steif waren und schmerzten. Sie stellte die Füße mit den Tennisschuhen in den Kies und richtete sich ganz langsam auf.

Der Vogel sang ganz in der Nähe. Er sang drei Takte und verstummte.

Cujo hörte, daß die Tür wieder aufging. Sein Instinkt hatte es ihm schon gesagt. Als sie das erste Mal aufging, wäre er fast hinter der Kühlerhaube hervorgekommen, wo er halb betäubt gelegen hatte. Er wäre fast gekommen, um DIE FRAU zu packen, die ihm diese schrecklichen Schmerzen im Kopf und im Körper zugefügt hatte. Er wäre fast gekommen, aber der gleiche Instinkt hatte ihm befohlen, ruhig liegenzubleiben. DIE FRAU wollte ihn nur hervorlocken, warnte ihn dieser Instinkt, und das hatte sich als wahr herausgestellt.

Als die Krankheit sich auf ihn legte, über sein Nervensystem herfiel wie ein Präriefeuer mit grauem Rauch und roten Flammen, während sie seine normalen Gedanken- und Verhaltensmuster zerstörte, hatte sie doch irgendwie seine Schlaueit geschärft. Er wußte, daß er DIE FRAU und DEN JUNGEN kriegen würde. Sie hatten seine Schmerzen verursacht - die fürchterlichen Leiden seines Körpers und die grausamen Qualen in seinem Kopf, die davon kamen, daß er immer wieder gegen den Wagen gesprungen war.

Zweimal hatte er heute DIE FRAU und DEN JUNGEN ganz vergessen. Das war, als er die Scheune durch den Hundeausgang verließ, den Joe Camber in die Wand des hinteren Raumes gesägt hatte, in dem er seine schriftlichen Unterlagen aufbewahrte. Er war zu dem Sumpf hinter Cambers Grundstück hinuntergelaufen und war beide Male ganz nahe an dem überwucherten Eingang zur Kalksteinhöhle vorbeigekommen, in der die Fledermäuse hingen. Im Sumpf gab es Wasser, und er hatte schrecklichen Durst, aber der bloße Anblick des Wassers hatte ihn in rasende Wut versetzt. Er wollte das Wasser trinken, das Wasser töten, im Wasser baden, ins Wasser pissen und

scheißen, es verschmutzen, zerfleischen, bluten lassen. Beide Male hatte diese entsetzliche Verwirrung der Gefühle ihn jaulend und zitternd davonschleichen lassen. Das alles hatten DIE FRAU und DER JUNGE ihm zugefügt. Und er würde sie nicht mehr verlassen. Kein Mensch, der je lebte, hätte einen Hund finden können, der treuer oder entschlossener seinen Plan verfolgte. Er würde warten, bis er sie erwischen konnte. Wenn nötig, würde er bis zum Ende aller Tage warten. Er würde warten. Er würde Wache halten.

Es war besonders DIE FRAU. Wie sie ihn immer ansah, als ob sie sagen wollte: *Ja, ja, ich habe es getan, ich habe dich krank gemacht, ich habe dafür gesorgt, daß du Schmerzen hast, ich habe diese Qual für dich ausgedacht, und sie wird dich jetzt immer begleiten.*

Oh, er wollte sie töten, sie töten!

Ein Geräusch. Ein leises Geräusch, aber es war Cujo nicht entgangen. Seine Ohren waren jetzt unnatürlich scharf auf alle Geräusche eingestellt. Das ganze Spektrum des mit den Ohren Wahrnehmbaren gehörte ihm. Er hörte die Glocken des Himmels und die heiseren Schreie, die aus der Hölle aufstiegen. In seinem Wahn hörte er das Wirkliche und das Unwirkliche.

Es war das leise Geräusch kleiner Steine, die aneinanderstießen.

Cujo duckte sich auf den Boden und wartete auf sie. Warm und schmerzhaft floß sein Urin, aber er achtete nicht darauf. Er wartete auf die Frau. Sobald sie sich zeigte, würde er sie töten.

Im Erdgeschoß des Hauses der Trentons klingelte inmitten der Trümmer das Telefon. Es klingelte achtmal, neunmal, zehn. Dann verstummte es. Kurz darauf stieß das für die Trentons bestimmte Exemplar des Castle Rock *Call* dumpf gegen die Vordertür, und Biüy Freeman strampelte auf seinem Fahrrad weiter die Straße entlang, den Leinensack auf dem Rücken. Er pfiß vor sich hin.

In Tads Zimmer stand die Schranktür offen, und ein unsäglich trockener Geruch, wild und wie von Raubtieren, hing in der Luft.

In Boston fragte das Girl von der Vermittlung Vic Trenton, ob

sie es weiter versuchen solle. »Nein, das ist okay, Miss«, sagte er und hängte auf.

Roger hatte auf Kanal 38 ein Spiel zwischen den Red Sox und Kansas City eingestellt und saß in seiner Unterwäsche mit einem Sandwich und einem Glas Milch auf dem Sofa.

»Von allen deinen Gewohnheiten«, sagte Vic, »von denen die meisten zwischen ausgesprochen widerwärtig und einigermaßen ekelhaft rangieren, empfinde ich, in Unterhosen zu essen, als die schlimmste.«

»Hör dir den Kerl an«, rief Roger in das Zimmer hinein. »Er ist zweiunddreißig Jahre alt und redet immer noch von Unterhosen.«

»Und was ist daran nicht richtig?«

»Nichts . . . wenn du in einem Sommerlager der Pfadfinder bist.«

»Ich werde dir heute nacht die Kehle durchschneiden, Rog«, sagte Vic fröhlich lächelnd.

»Du wirst in deinem eigenen Blut aufwachen. Du wirst alles bereuen, aber dann ist es . . . *zu spät!*« Er nahm die Hälfte von Rogers Sandwich mit heißem Rauchfleisch und biß ein gewaltiges Stück ab.

»Das ist aber verdammt unhygienisch«, sagte Roger und wischte sich ein paar Krumen von seiner behaarten nackten Brust.

»Donna war wohl nicht zu Hause, was?«

»Hmm. Sie und Tad sind wahrscheinlich nach unten gegangen, um ein paar Hamburger zu holen. Ich wünschte, ich wäre zu Hause statt in Boston.«

»Aber stell dir doch vor«, sagte Roger und grinste boshaft, »morgen Abend sind wir im Apple. Trinken Coc'tails unter der Uhr im Biltmore . . .«

»Zum Teufel mit dem Biltmore samt der Uhr«, sagte Vic. »Wer für eine Woche von Maine wegfährt, um sich in Boston und New York um Geschäfte zu kümmern - und das im Sommer - muß vertückt sein.«

»Das kann man dir abnehmen«, sagte Roger. Auf dem Schirm trat gerade Bob Stanley in Aktion. Das Spiel hatte begonnen. »Es ist tatsächlich beschissen.«

»Aber das Sandwich ist ausgezeichnet«, sagte Vic und zeigte seinem Partner ein gewinnendes Lächeln.

Roger ergriff den Teller und hielt ihn sich vor die Brust. »Bestell dir doch selbst was, du verdammter Abstauber.«

»Wie ist die Nummer?«

»Sechs-acht-eins glaube ich. Es steht auf der Wählscheibe.«

»Soll ich eine Flasche für dich mitbestellen?« fragte Vic und ging an den Apparat. Roger schüttelte den Kopf. »Ich habe heute mittag zu viel gesoffen. Ich habe Kopfschmerzen, mein Magen ist nicht in Ordnung, und morgen habe ich wahrscheinlich die Scheißerei. Ich erkenne die ganze Wahrheit, alter Junge. Ich bin kein Jüngling mehr.«

Vic bestellte ein heißes Fleischsandwich und zwei Flaschen Tuborg. Als er aufgelegt hatte und sich Roger zuwandte, saß Roger vor dem Gerät und starrte auf den Schirm. Er balancierte den Sandwichteller auf seinem bemerkenswerten Bauch und weinte. Zuerst glaubte Vic, nicht recht gesehen zu haben. Vielleicht war es eine optische Täuschung. Aber nein, es waren Tränen. Die Scheibe reflektierte sie in Lichtprismen.

Einen Augenblick war Vic unschlüssig. Sollte er zu Roger gehen oder sich eine Zeitung nehmen und so tun, als hätte er nichts gesehen? Aber Roger sah ihn an. In seinem Gesicht arbeitete es, und es war genauso hilflos und verletzlich wie Tads Gesicht, wenn er von der Schaukel gefallen war und sich das Knie aufgeschlagen hatte.

»Was soll ich nur tun, Vic?« fragte er heiser.

»Rog, wovon redest. . .«

»Du weißt genau, wovon ich rede«, sagte er. Die Zuschauer im Fenway-Stadion brüllten, als Boston den Ball bekam.

»Nimm's doch nicht so tragisch, Roger. Du . . .«

»Dies Ding fällt durch. Das wissen wir beide«, sagte Roger. »Es stinkt wie ein Karton Eier, der eine Woche lang in der Sonne gestanden hat. Wir spielen ein hübsches kleines Spiel. Rob Martin ist auf unserer Seite. Dieser Flüchtling aus dem Heim für alte Schauspieler ist auf unserer Seite. Zweifellos sind auch Summers Marketing & Research auf unserer Seite, da wir sie bezahlen. Wie wunderschön. Alle sind auf unserer Seite, außer den Leuten, auf die es ankommt.«

»Noch ist nichts entschieden, Rog. Noch nicht.«

»Althea begreift überhaupt nicht, was auf dem Spiel steht«, sagte Roger. »Meine Schuld, okay. Ich bin also ein dummes Huhn, gluck-gluck. Aber ihr gefällt es so sehr in Bridgton, Vic. Sie *liebt* die Gegend. Und die Mädchen dort, ihre Freundinnen . . . der See im Sommer . . . und sie haben überhaupt keine *Ahnung*, was auf sie zukommt.«

»Ja, das ist schon beängstigend. Das versuche ich dir ja auch nicht auszureden, Rog.«

»Weiß Donna, wie schlecht es steht?«

»Zuerst hat sie alles für einen guten Witz gehalten. Aber sie kapiert es allmählich.«

»Aber sie hat sich nie recht an Maine gewöhnen können wie wir anderen.«

»Vielleicht am Anfang nicht. Aber jetzt würde sie wahrscheinlich bei dem Gedanken, mit Tad wieder nach New York zu gehen, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen.«

>>Was soll ich nur tun?« fragte Roger noch einmal. »Ich bin kein junger Mann mehr. Du bist zweiunddreißig, Vic, aber ich werde nächsten Monat einundvierzig. Was soll ich tun? Meine Zeugnisse herumreichen? Wird J. Walter Thompson mich mit offenen Armen aufnehmen? >Hallo, Roger, mein Lieber, ich habe Ihre alte Stelle für Sie freigehalten. Anfangsgehalt fünf- unddreißigtausendfünfhundert<. Meinst du, daß er das sagen wird?«

Vic schüttelte nur den Kopf, aber irgendwie irritierte ihn, was Roger sagte.

»Ich habe Angst«, sagte Roger. »Vorher war ich nur wütend. Ich bin natürlich immer noch wütend, aber das vorherrschende Gefühl ist jetzt Angst. Ich liege die ganze Nacht wach und frage mich, was werden soll. Ich kann es mir noch nicht einmal vorstellen. Du siehst mich an und denkst wahrscheinlich, daß ich die Sache dramatisiere. Du . . .«

»Das denke ich nicht«, sagte Vic und hoffte, daß es sich glaubhaft anhörte.

»Ich sage nicht, daß du lügst«, meinte Roger, »aber ich habe mit dir lange genug zusammengearbeitet, um zu wissen, was du denkst. Vielleicht besser als du ahnst. Ich würde dir auch



keine Vorwürfe machen - aber zwischen zweiunddreißig und einundvierzig ist ein großer Unterschied, Vic. Zwischen zweiunddreißig und einundvierzig verliert man eine ganze Menge Energie.«

»Hör zu, ich bin überzeugt davon, daß unser Vorschlag noch Aussicht auf Erfolg hat. . .«

»Ich hätte Lust, zwei Dutzend Kartons rote Himbeerflakes mit nach Cleveland zu nehmen und die beiden zu bitten, sich zu bücken. Ich wüßte einen Platz für das verdammte Getreide.«

Vic schlug Roger auf die Schulter. »Ich verstehe dich schon.«

»Was willst du denn tun, wenn wir den Etat loswerden?« fragte Roger.

Vic hatte darüber schon nachgedacht. Er hatte das Problem von allen erdenklichen Seiten betrachtet. Er hatte sich mit dem Problem sogar schon wesentlich früher beschäftigt als Roger.

»Wenn sie sich von uns zurückziehen, werde ich härter arbeiten als je zuvor«, sagte Vic. »Wenn es sein muß, dreißig Stunden am Tag. Und wenn ich mir in Neuengland sechzig kleine Etats zusammenkratzen muß, um den von Sharp zu ersetzen, werde ich es tun.«

»Wir werden uns umbringen für nichts.«

»Vielleicht«, sagte Vic. »Aber wir werden mit fliegenden Fahnen untergehen.«

»Ich nehme an«, sagte Roger unsicher, »daß wir das Haus noch etwa ein Jahr behalten könnten, wenn Althea arbeiten geht. Bei den heutigen Hypothekenzinsen müßten wir es dann wohl verkaufen.«

Plötzlich spürte Vic eben unter seinen Lippen ein Zittern: Die ganze Scheiße, in die Donna sich hineingeritten hatte, bloß weil sie es nicht lassen konnte, so zu tun, als sei sie immer noch neunzehn. In gewisser Weise war er auf Roger wütend, der seit fünfzehn Jahren glücklich und problemlos verheiratet war, Roger mit seiner hübschen und anspruchslosen Althea. Vic wäre sehr überrascht gewesen, wenn Althea an Untreue auch nur je gedacht hätte. Roger hatte absolut keine Ahnung, wie viele Dinge gleichzeitig zum Teufel gehen können.

»Weißt du«, sagte er. »Am Donnerstag bekam ich mit der Post eine Mitteilung . . .«

Jemand klopfte heftig an die Tür.

»Das wird der Zimmerkellner sein«, sagte Roger. Er nahm sein Hemd auf und wischte sich damit das Gesicht ab ... und als die Tränen weg waren, erschien es Vic plötzlich undenkbar, es ihm zu sagen.

Vielleicht hatte Roger trotz allem recht, und die neun Jahre von zweiunddreißig bis einundvierzig bedeuteten wirklich einen großen Unterschied.

Vic ging an die Tür und bekam sein Bier und sein Sandwich.. Er sprach den Satz nicht zu Ende, den er angefangen hatte, als der Kellner klopfte, und Roger fragte auch nicht. Er widmete sich wieder dem Spiel und seinen eigenen Problemen.

Vic setzte sich und aß sein Sandwich und wunderte sich nicht, daß er keinen Appetit mehr hatte. Noch kauend versuchte er, ein /weites Mal zu Hause anzurufen. Er ließ es lange klingeln und runzelte die Stirn. Es war fünf nach acht. Um acht war Tads Bettzeit. Vielleicht hatte Donna mit dem Jungen einen Besuch gemacht. Tadder mußte ja nicht unbedingt um acht Uhr ins Bett, besonders wenn es so lange hell blieb und so verdammst heiß war. Vielleicht wollten sie abwarten, bis es kühler wurde, und waren noch ein wenig spazierengegangen. Das mußte es sein.

*(oder sie ist vielleicht bei Kemp)*

Das war verrückt. Sie hatte gesagt, es sei aus, und er glaubte ihr. Donna log nicht.

*(und mit ihm wird sie ganz bestimmt keine Kochrezepte austauschen)*

Er versuchte, nicht daran zu denken, aber die Ratte war los und würde eine Zeitlang nagen. Wo hatte sie Tad gelassen, wenn es ihr plötzlich eingefallen war, mit Kemp abzuhaufen? Waren «ie vielleicht alle drei jetzt in einem Motel? Einem Motel zwischen Castle Rock und Baltimore? Sei kein Dummkopf, Trenton. Sie könnten - Das Konzert, das war es natürlich. Im Orchesterpavillon im Park war jeden Dienstagabend Konzert. Manchmal spielte ein Schulorchester, manchmal ein Kammermusikensemble. Manchmal war es auch eine Ragtime-Gruppe aus Castle Rock, die sich the Ragged Edge nannte. Da waren die beiden natürlich - sie genossen die kühle Abendluft und

hörten der Gruppe Ragged Edge zu, wie sie »Candy Man« von John Hurt oder vielleicht auch »Beulah Land« herunterfetzte.

*(wenn sie nicht mit Kemp zusammen ist)*

Er trank sein Bier aus und öffnete die nächste Flasche.

Donna stand schon dreißig Sekunden neben dem Auto und bewegte ihre Füße auf dem Kies, um das Kribbeln aus ihren Beinen zu verscheuchen. Sie beobachtete den Eingang zur Werkstatt, weil sie das Gefühl hatte, daß Cujo, wenn er käme, von dort kommen müßte - vielleicht aus dem Scheunentor, vielleicht um eine der Ecken der Scheune, vielleicht aus dem Schatten des Lastwagens, der im Licht der Sterne selbst wie ein Hund aussah - wie ein riesiger schwarzer Straßenkoter, der fest schlief.

Sie stand da und konnte sich noch nicht entschließen. Sie sog die Nachtluft ein, all die verschiedenen Düfte, die sie an ihre Kindheit erinnerten. Klee und Heu und der süße Geruch von Heckenkirschen.

Und sie hörte etwas: Musik. Sehr schwach, aber ihr Gehör, das sich jetzt auf die gespenstische Stille der Nacht eingestellt hatte, registrierte sie. *Irgend jemand hört Radio*, dachte sie zuerst, aber dann begriff sie, daß sie das Konzert aus dem Stadtpark hörte. Dixieland Jazz. Sie erkannte sogar das Stück, das gespielt wurde: »Shuffle off to Buffalo«. *Sieben Meilen*, dachte sie. *Das ist unglaublich. Wie still muß diese Nacht sein! Wie ruhig!*

Sie fühlte sich sehr lebendig.

Ihr Herz arbeitete in ihrer Brust wie eine kleine zuverlässige Maschine und trieb ihr Blut durch den Körper. Ihre Augen bewegten sich mühelos in ihrem feuchten Bett. Sie fühlte sich wohl. Dies war der Augenblick. Der Gedanke, daß es ihr *Leben* war, das sie aufs Spiel setzte, daß es wirklich um ihr *Leben* ging, hatte eine schwere, stille Faszination - wie ein großes Gewicht, das seinen Ruhepunkt erreicht hat. Sie warf die Autotür zu - *klick*.

Sie wartete. Sog die Luft ein wie ein Tier. Nichts. In dem Rachen von Joe Cambers Scheunen-Werkstatt war es finster und still. Die vordere Stoßstange ihres Wagens glänzte

schwach. Aus der Ferne kam die Dixieland Musik, schnell, metallisch und fröhlich. Sie machte ein paar Kniebeugen und stellte fest, daß ihre Kniegelenke noch funktionierten. Sie nahm eine Handvoll Kies und fing an, die Steinchen einzeln über die Kühlerhaube ihres Pinto zu werfen, auf die Stelle, die sie nicht sehen konnte.

Das erste Steinchen landete vor Cujos Nase, brachte ein paar andere Steinchen in Bewegung und lag dann still. Cujo zuckte ein bißchen. Seine Zunge hing heraus. Er schien zu grinsen. Der zweite Stein schlug neben ihm ein. Der dritte traf seine Schulter. Er rührte sich nicht. DIE FRAU versucht, mich herein-zulegen, dachte er.

Donna runzelte die Stirn. Den Aufprall des ersten und zweiten Steinchens im Kies hatte sie gehört. Aber der dritte ... es war/ als sei der niemals unten angekommen. Sie hatte nicht den kleinsten Laut gehört. Was bedeutete das?

Plötzlich wollte sie nicht mehr zur Verandatür laufen. Zuerst mußte sie wissen, daß vor dem Auto nichts auf der Lauer lag.

Dann ja. Okay. Aber zuerst mußte sie sich vergewissern.

Sie machte einen Schritt. Zwei. Drei.

Cujos Muskeln spannten sich. Seine Augen glühten in der Dunkelheit.

Donna stand vier Schritte von der Autotür entfernt. Ihr Herz war eine Trommel in ihrer Brust.

Jetzt konnte Cujo Hüfte und Oberschenkel der FRAU sehen. Einen Augenblick später würde sie ihn sehen. Gut. Er wollte, daß sie ihn sah.

Fünf Schritte von der Tür.

Donna wandte den Kopf. Sie hatte eine Ahnung. Eine Art dumpfe« Gewißheit. Sie wandte den Kopf, um nach Cujo zu sehen. Er war dort. Er war die ganze -Zeit dort gewesen. Flach auf den Boden gepreßt hatte er sich vor ihr versteckt, hatte auf sie gewartet.

Sie sahen sich an. Einen Augenblick sah sie sich mit seinen Augen, sich die FRAU - sah er in dem Moment sich durch ihre Augen?

Dann sprang er.

Diesesmal gab es keine Lähmung.

Sie warf sich zurück und tastete hinter sich nach dem Türgriff. Er knurrte und fletschte die Zähne, und der Geifer rann ihm in dicken Flocken aus dem Maul. Er landete, wo sie gestanden hatte, und rutschte steifbeinig noch ein Stück auf dem Kies. Dadurch gewann sie eine kostbare zusätzliche Sekunde.

Ihr Daumen fand den Druckknopf unter dem Türgriff. Sie drückte ihn.

Sie zog an der Tür.

Sie war verklemmt.

Die Tür ging nicht auf.

Cujo sprang.

Es war ein Gefühl, als hätte ihr jemand einen Medizinball direkt auf das weiche, empfindliche Fleisch ihrer Brüste geschleudert. Sie fühlte, wie sie an ihre Rippen gepreßt wurden - es *schmerzte* - und dann griff sie nach Cujos Hals, ihre Finger gruben sich in sein raues Fell, und sie versuchte, das Tier von sich zu drängen. Sie atmete stoßweise. Das Licht der Sterne spiegelte sich in Cujos wahnsinnigen Augen. Seine Zähne schnappten nur wenige Zentimeter vor ihrem Gesicht, und sie roch Verwesung in seinem Atem, tödliche Krankheit, sinnlosen Mord. Der Müllzerkleinerer fiel ihr ein, der den grünen Dreck bis an die Decke spritzte, kurz vor Mutters Party.

Irgendwie schaffte sie es, mit all ihrer Kraft den Hund von sich zu stoßen, als er bei einem neuen Angriff auf ihre Kehle

den Boden unter den Füßen verloren hatte. Sie griff nach dem Türknapf, fand ihn, aber bevor sie ihn auch nur drücken konnte, griff Cujo wieder an.

Sie trat nach ihm und traf mit der Sohle ihrer Sandale sein Maul, das von seinen Kamikaze-Angriffen auf die Wagentür schon so schrecklich zerfleischt war. Der Hund taumelte zurück und heulte vor Wut und Schmerz.

Wieder griff sie nach der Türklinke und wußte, daß es ihre letzte Chance war. Ihre letzte Chance. Tads letzte Chance. Sie drückte den Knopf und zog mit aller Kraft an der Tür, als der Hund wieder angriff. Eine Kreatur der Hölle, die angreifen und angreifen und angreifen würde, bis einer von ihnen beiden tot wäre. Sie stand im falschen Winkel zur Tür. Ihre Muskeln arbeiteten gegeneinander, und ein grauenhafter Schmerz durchfuhr ihre rechte Schulter, als sich etwas verrenkte. Aber die Tür ging auf.

Sie war kaum in den Sitz gefallen, als der Hund auch schon da war.

Tad erwachte. Er sah, daß seine Mutter gegen etwas kämpfte. Da war etwas auf ihrem Schoß. Etwas Furchtbares, etwas Haariges mit roten Augen, und er wußte, was es war, o ja, es war das Ungeheuer aus seinem Schrank, das Ungeheuer, das ihm versprochen hatte, näher zu kommen und immer näher, bis es schließlich *direkt an deinem Bett, Tad*, sein würde. Und hier war es. Kein Zweifel. Es war gekommen. Die Worte an die Ungeheuer hatten versagt. Das Ungeheuer war hier. Jetzt. Und es fraß seine Mommy. Er stieß hysterische Schreie aus und hielt sich die Augen zu.

Cujos schnappende Kiefer waren nur Zentimeter von Donnas nackter Haut zwischen Brust und Taille entfernt. Sie hielt ihn zurück, so gut sie konnte, und nahm die Schreie ihres Sohnes kaum wahr. Cujo sah sie unverwandt an, und - es war unglaublich - er wedelte mit dem Schwanz. Er versuchte, ins Auto zu springen, aber seine Hinterpfoten fanden auf dem losen Kies nicht genug Halt.

Plötzlich stieß er vor, ihre Hände rutschten ab, und er biß zu, direkt unter den weißen Baumwollkörnchen ihres BHs, grub nach ihren Eingeweiden . . .

Donna schrie wild auf vor Schmerz. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und schob den Hund mit beiden Händen zurück. Jetzt saß sie wieder aufrecht. Kleine Rinnsale von Blut liefen aus der Wunde hinunter zu ihrem Hosenbund. Sie hielt sich Cujo mit der linken Hand vom Leibe und griff mit der rechten nach der Türklinke. Dann versuchte sie, die Tür zuzuschlagen - gegen den Hund. Jedesmal wenn sie Cujo in die Rippen schlug, gab es einen dumpfen Laut, als wenn ein Teppichklopper auf einen dicken Teppich trifft, der auf der Leine hängt. Jedesmal wenn die Tür ihn traf, grunzte Cujo, und sie roch seinen warmen, stinkenden Atem.

Er duckte sich ein bißchen, um zu springen. Sie erkannte die Chance und zog mit aller Kraft, die ihr noch verblieben war, die Tür wieder an. Diesmal knallte sie gegen seinen Kopf und Nacken, und man hörte es knirschen. Cujo jaulte vor Schmerz, und sie dachte, *er muß jetzt aufgeben, er muß, er MUSS*, aber Cujo schob sich statt dessen ein Stück vorwärts und schlug seine Zähne in ihren Oberschenkel, kurz oberhalb des Knies. Mit einer kurzen Bewegung riß er ein Stück Fleisch heraus. Donna kreischte.

Sie hörte nicht auf, die Tür gegen Cujos Kopf zu schlagen. Ihre Schreie mischten sich mit Tads Schreien, und alles zerfloß zu einem wilden Alptraum, während Cujo ihr Bein bearbeitete, es in etwas anderes verwandelte, etwas Rotes, Matschiges, Aufgewühltes. Das Fell an Cujos Kopf war dick mit geronnenem Blut verklebt. Stück für Stück schob er sich weiter in den Wagen. Mit ihrer Kraft ging es jetzt zu Ende.

Ein letztes Mal riß sie an der Tür, den Kopf zurückgeworfen, ihr Mund eine zuckende Öffnung, ihr Gesicht ein verschwommener bleifarbener Fleck in der Finsternis. Es war wirklich das letzte Mal. Ihre Kraft war verbraucht.

Plötzlich hatte Cujo genug.

Winselnd zog er sich zurück, stolperte davon und fiel plötzlich auf die Seite. Zitternd lag er da, seine Beine zuckten schwach. Dann fing er an, seinen blutigen Kopf mit der rechten Vorderpfote zu bearbeiten.

Donna schlug die Tür zu und ließ sich in den Sitz zurückfallen. Sie schluchzte leise.

»Mommy - Mommy - Mommy-«

»Tad . . . okay . . .«

»Mommy!«

» . . . Okay . . .«

Hände: seine auf ihr, zitternd wie Vogelflügel; ihre auf seinem Gesicht, Streicheln, Mut machen, dann kraftloses Zurückfallen.

»Mommy . . . nach Haus . . . bitte . . . Daddy und nach Haus . . . Daddy und nach Haus . . .«

»Ja, Tad, wir kommen nach Hause... bestimmt, ich schwöre es dir, ich bringe dich nach Hause . . . wir werden . . .«

Sinnlose Worte. Es war schon gut. Sie fühlte, wie sie wieder in diese graue Schreckenswelt hinabsank, in diese Nebelschwaden, von denen sie früher nichts gewußt hatte. Aber es war schon gut. Es war -

*Nein. Nichts war gut.*

Denn der Hund hatte sie gebissen -

*- und der Hund war tollwütig.*

»Sei nicht kindisch, Charity«, sagte Holly zu ihrer Schwester, »du kannst doch durchwählen.« Aber Charity bestand darauf, das Gespräch über Amt vermitteln zu lassen, weil sie wollte, daß ihr eigenes Konto damit belastet wurde. Sie liebte es nicht, Geschenke anzunehmen, selbst wenn es sich um Kleinigkeiten wie ein Ferngespräch nach sechs Uhr abends handelte.

Das Fräulein vom Amt verband sie mit der Auskunft für Maine, und Charity fragte nach Alva Thorntons Nummer in Castle Rock. Kurze Zeit später klingelte Alvas Telefon.

»Hier Thorntons Hühnerfarm.«

»Hallo Bessie?«

»Ja.«

»Hier ist Charity Camber. Ich rufe aus Connecticut an. Ist Alva zu Hause?«

Brett saß auf dem Sofa und gab vor, ein Buch zu lesen.

»Nein, Charity, leider nicht. Er hat heute seinen Kegelabend drüben in Bridgton. Ist etwas nicht in Ordnung?«

Charity hatte sich genau überlegt, was sie sagen wollte. Die



Sache war ein bißchen delikat. Wie fast alle verheirateten Frauen in Castle Rock (und vielleicht sollte man die ledigen lieber gleich dazurechnen), klatschte Bessie gern, und wenn sie herausbekäme, daß Joe Camber nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich ein paar lustige Tage zu machen, kaum daß Charity und Brett das Haus verlassen hatten, um ihre Schwester in Connecticut zu besuchen . . . das wäre doch ein gefundenes Fressen für ein altes Lästermaul wie Bessie Thornton. Oder etwa nicht?

»Nein«, sagte Charity, »es ist alles in Ordnung, nur daß Brett und ich uns ein bißchen um den Hund sorgen.«

»Um euren Bernhardiner?«

»Ja, Cujo. Joe wollte geschäftlich nach Portsmouth fahren, während Brett und ich meine Schwester besuchen.« Dies war eine glatte Lüge, aber eine glaubwürdige. Joe fuhr gelegentlich nach Portsmouth, um Ersatzteile zu kaufen (wegen der Steuer) und zu Automobil-Auktionen. »Ich wollte mich nur vergewissern, daß er jemand gebeten hat, den Hund zu füttern. Du weißt, wie Männer sind.«

»Laß mich überlegen. Joe ist gestern hier gewesen, oder vorgestern, wenn ich mich recht erinnere«, sagte Bessie ziemlich unsicher. In Wirklichkeit war es am Donnerstag der vorigen Woche gewesen. Mit Bessie Thorntons Verstand war nicht viel Staat zu machen (ihre Großtante, die selige Ewie Chalmers, hatte gern jedem, der es hören wollte - und jedem, der es nicht hören wollte - in die Ohren posaut, Bessie »würde niemals einen von diesen Intelligenztests bestehen, aber sie hat ein gutes Herz«), sie arbeitete hart auf Alvas Hühnerfarm, und ihr eigentlicher Lebensinhalt waren ihre Fernsehserien. Im wirklichen Leben brachte sie so ziemlich alles durcheinander, 'außer es handelte sich um das Füttern und Tränken der Hühner, das Einstellen der Musikberieselung, das Durchleuchten, Sortieren und Verkaufen der Eier, oder um Ordnung und Sauberkeit in Haus und Garten. Und im Winter konnte sie selbstverständlich exakte Auskunft darüber geben, wann das nächste Treffen der Castle Rock-Schneeteufel stattfand. Das war der Schneemobil-Club, dem sie und Alva angehörten.

An jenem Tag hatte Joe Alva den reparierten Traktorreifen zurückgebracht. Joe hatte dafür nichts berechnet, weil die Cam-

bers ihre Eier zum halben Preis von Thorntons Farm bekamen. Außerdem eggte Alva jedes Jahr im April Joes kleinen Garten. Deshalb hatte Joe gern den Reifen repariert. So war es guter Brauch auf dem Lande.

Für Charity bestand kein Zweifel daran, daß Joe den reparierten Reifen am letzten Donnerstag bei den Thorntons abgeliefert hatte. Ebenso sicher war, daß Bessie gelegentlich äie Wochentage durcheinanderbrachte. Es war eine mißliche Situation. Sie konnte Bessie fragen, ob Joe bei seinem letzten Besuch einen Traktorreifen abgeliefert hätte, und wenn Bessie dann sagte, ach ja, jetzt wo du es erwähnst, erinnere ich mich daran, dann würde das bedeuten, daß Joe seit dem letzten Donnerstag nicht bei Alva gewesen war, und das würde bedeuten, daß Joe Alva nicht gebeten hatte, den Hund zu füttern, *was'auch* bedeuten würde, daß Alva nicht die geringste Auskunft über Cujos Wohlergehen geben konnte.

Oder sie konnte die Sache auf sich beruhen lassen und Brett erzählen, es sei alles in Ordnung. Dann konnten sie ihren Urlaub hier in Ruhe genießen, ohne dauernd an zu Hause denken zu müssen. Und - um ehrlich zu sein - sie war ein bißchen eifersüchtig auf Cujo. Ausgerechnet in dieser Zeit, die für Brett so wichtig sein konnte, lenkte der Hund Bretts Aufmerksamkeit ab. Sie wollte, daß der Junge ein ganz neues Leben kennenlernte, daß er neue *Möglichkeiten* erkannte, dann würde er in ein paar Jahren, wenn er sich entscheiden mußte, welchen Weg er einschlagen wollte, nicht ganz unvorbereitet sein. Wahrscheinlich war es falsch gewesen zu glauben, sie könnte ihn beeinflussen, aber wenn er sich selbst eine Meinung bilden sollte, um sich selbst entscheiden zu können, mußte er zuerst das Leben kennenlernen.

Durfte sie zulassen, daß seine Sorgen um den verdammten Hund dies alles vereitelten?

»Charity? Bist du noch da? Ich sagte -«

»Ja. Ich habe verstanden, Bessie. Wahrscheinlich hat er Alva gebeten, den Hund zu füttern.«

»Ich werde ihn fragen, wenn er nach Hause kommt, Charity. Dann gebe ich dir Bescheid.«

»Ja, tu das bitte. Hab vielen Dank.«

»Keine Ursache. Das tu ich gern.«

»Danke. Good-bye.« Und Charity legte den Hörer auf, wobei ihr einfiel, daß Bessie vergessen hatte, nach Hollys Telefonnummer zu fragen. Das war gut. Mit gleichmütigem Gesichtsausdruck drehte sie sich zu Brett um. Sie würde ihm keine Lügen erzählen. Sie würde ihren Sohn nicht anlügen.

»Bessie sagt, dein Vater war am Sonntagabend bei Alva. Da hat er ihn sicher gebeten, sich um Cujo zu kümmern.«

»Oh.« Brett sah sie nachdenklich an, und ihr wurde unbehaglich zumute. »Aber du hast nicht mit Alva gesprochen.«

»Nein, er hat heute seinen Kegelabend. Aber Bessie sagte, sie will uns Nachricht geben . . .«

»Sie hat unsere Telefonnummer nicht.« Klang Bretts Stimme nicht ein bißchen anklagend? Oder war es ihr eigenes Gewissen?

»Ich werde morgen früh wieder anrufen«, meinte Charity und hoffte, das Thema damit abzuschließen und gleichzeitig ihr Gewissen zu beruhigen.

»Vorige Woche hat Daddy einen Traktorreifen rübergebracht«, sagte Brett nachdenklich. »Vielleicht verwechselt Mrs. Thornton das.«

»Bessie Thornton ist doch nicht schwachsinnig«, behauptete Charity wider besseres Wissen. »Außerdem hat sie überhaupt nichts von einem Traktorreifen erwähnt.«

»Du hast sie ja auch nicht danach gefragt.«

»Dann ruf du sie doch an!« fauchte Charity ihn an. Sie war völlig hilflos vor Wut. Es war das gleiche häßliche Gefühl, das sie gehabt hatte, als Brett ihr seine teuflisch genauen Beobachtungen im Zusammenhang mit Holly und ihren Kreditkarten offenbart hatte. Dabei hatten sich der Tonfall und sogar die Redeweise seines Vaters in seine Stimme geschlichen, und sie hatte in dem Augenblick und auch jetzt wieder den Eindruck gehabt, daß sie mit dieser Reise nur eins erreicht hatte: Sie wußte jetzt ganz genau, wohin Brett gehörte - und zwar endgültig.

»Mom . . .«

»Nein, ruf sie ruhig an. Die Nummer steht da drüben auf dem Zettel. Sag dem Mädchen, daß sie es auf unsere Nummer

buchen soll, damit sie es Holly nicht auf die Rechnung setzt. Frag Bessie, was du willst. Ich habe getan, was ich konnte.«

*Da hast du es*, dachte sie traurig. *Genau vor fünf Minuten wolltest du ihn noch nicht belügen.*

Am Nachmittag hatte ihre Wut auch in ihm Wut ausgelöst. Jetzt sagte er ganz ruhig: »Ist schon in Ordnung.«

»Wenn du willst, können wir jemand anderen bitten, hinaufzugehen und nachzusehen«, sagte Charity. Ihr Ausbruch tat ihr schon leid.

»Wen könnten wir denn anrufen?« fragte Brett.

»Vielleicht einen von den Milliken-Brüdern?«

Brett sah sie nur an.

»Das ist vielleicht keine besonders gute Idee«, mußte sie zugeben. Im vergangenen Winter hatten Joe Camber und John Mülken sich fürchterlich gestritten. Es ging um die Kosten für Reparaturarbeiten, die Joe an dem alten Chevrolet Bei Air der Milliken-Brüder ausgeführt hatte. Seitdem hatten Joe und die Millikens wenig miteinander geredet. Einmal hatte Charity versucht, mit Kim Mülken, Freddys Tochter, ein freundliches Wort zu reden, aber Kim hatte sich wortlos abgewandt und war mit erhobenem Kopf weggegangen, als ob sie nicht mit der Hälfte der Jungs ihrer Schule in Castle Rock schon was gehabt hätte.

Sie mußte daran denken, wie isoliert sie doch dort oben an der Straße Nummer 3 waren. Plötzlich fühlte sie sich einsam, und ihr wurde ganz kalt. Sie wußte wirklich nicht, wem sie zumuten konnte, mit einer Taschenlampe zu ihrem Grundstück zu gehen und Cujo aufzustöbern, um zu sehen, ob alles mit ihm in Ordnung war.

»Macht nichts«, sagte Brett gleichgültig. »Wahrscheinlich ist das Ganze sowieso albern. Er hat wahrscheinlich nur Kletten gefressen oder so was.«

»Hör zu«, sagte Charity und legte einen Arm um ihn. »Dumm bist du nun wirklich nicht, Brett. Ich werde morgen früh Alva selbst anrufen und ihn bitten hinaufzugehen. Sobald wir aufgestanden sind. Okay?«

»Tust du das, Mom?«

»Ja.«

»Das wäre fein. Es tut mir so leid, daß ich dich damit belästige, aber ich muß immerfort daran denken.«

Jim steckte seinen Kopf zur Tür herein. »Ich habe das Scrabble-spiel herausgeholt. Hat jemand Lust zu einem Spiel?«

»Ich«, sagte Brett und stand auf, »wenn du mir zeigst, wie es geht.«

»Und du, Charity?«

Charity lächelte. »Im Augenblick nicht. Ich werde noch ein wenig Popcorn essen.«

Brett ging mit seinem Onkel hinaus. Sie saß auf dem Sofa und startete das Telefon an. Sie dachte daran, wie ihr Sohn Brett im Schlaf in der modernen Küche ihrer Schwester einen Phantomhund mit Phantomfutter gefüttert hatte.

*Cujo ist nicht mehr hungrig, nein, nicht mehr.*

Sie gab sich einen Ruck. Wir wollen uns morgen um die Sache kümmern, gelobte sie sich. So oder so. Oder wir fahren selbst nach Hause.

—

Vic rief um zehn noch einmal zu Hause an. Niemand nahm ab. Er versuchte es noch einmal um elf. Auch jetzt wurde nicht abgenommen, obwohl er es sehr lange klingeln ließ. Um zehn fing er an, sich zu ängstigen. Um elf packte ihn nackte Angst - wovor, war ihm nicht klar.

Roger schlief. Vic wählte die Nummer im Dunkeln, horchte im Dunkeln auf das Rufzeichen, legte den Hörer im Dunkeln auf. Er fühlte sich alleingelassen, hilflos wie ein verlassenes Kind. Er wußte nicht, was er tun sollte. Er wußte nicht, was er denken sollte. In seinem Kopf immer wieder dieselbe Litanei: *Sie ist mit Kemp abgehauen, mit Kemp abgehauen, mit Kemp abgehauen.*

Vernunft und Logik sprachen dagegen. Er rief sich ihre Gespräche ins Gedächtnis zurück - spulte sie immer wieder ab, vergegenwärtigte sich die Worte, die sie gesagt hatten, und den Ton, in dem sie gesprochen wurden. Sie und Kemp hatten sich zerstritten, und sie hatte ihn zum Teufel gejagt. Das hatte Kemp veranlaßt, seinen rachsüchtigen kleinen Liebesbrief zu schreiben. Das war doch nicht die Situation, in der ein Liebespaar miteinander durchbrannte.

*Ein Streit schließt doch eine spätere Versöhnung nicht aus, widersprach sein Verstand ernst und unerbittlich.*

Und Tad? Sie konnte Tad doch nicht mitgenommen haben. Nach ihrer Beschreibung kam Kemp ihm wie eine Art Wüstling vor, und obwohl Donna nichts Derartiges erwähnt hatte, wurde Vic das Gefühl nicht los, daß Kemp auf den Rausschmiß ziemlich brutal reagiert haben mußte.

*Liebende tun seltsame Dinge.*

Dieser fremde und eifersüchtige Teil seines Verstandes, von dem er bis zu jenem Nachmittag in Deering Oaks keine Ahnung gehabt hatte, wußte auf alles eine Antwort, und in der Finsternis, in der er saß, fiel es nicht auf, daß die meisten Antworten irrational waren.

Seine Gedanken bewegten sich zwischen zwei scharf geschliffenen Speerspitzen hin und her: auf der einen Seite Kemp (HABEN SIE IRGENDWELCHE FRAGEN?), auf der anderen die Vision ihres leeren Hauses in Castle Rock, in dem unaufhörlich das Telefon klingelt. Vielleicht hatte sie einen Unfall gehabt. Vielleicht waren sie und Tad im Krankenhaus. Vielleicht hatte jemand eingebrochen. Vielleicht lagen sie ermordet in ihren Schlafzimmern. Allerdings - wenn sie einen Unfall gebaut hätte, wäre er benachrichtigt worden. Sowohl Donna als auch die Leute im Büro wußten, in welchem Bostoner Hotel er und Roger abgestiegen waren - aber in der Dunkelheit wirkte dieser Gedanke keineswegs beruhigend, im Gegenteil, er lenkte seinen Verdacht unausweichlich auf Mord.

Grübelnd lag er in der Dunkelheit und dachte *Raubmord*, oder *ist sie mit Kemp abgehauen?* - *Raubmord*, oder *sie ist mit Kemp abgehauen?*

Zwischen diesen beiden Möglichkeiten gab es eine dritte, eine vernünftiger Erklärung, die ihn in hilflose Wut versetzte. Vielleicht hatten Donna und Tad beschlossen, irgendwo einen Besuch zu machen, und hatten schlicht vergessen, ihn anzurufen und es ihm zu sagen. Er konnte doch nicht mitten in der Nacht bei allen ihren Bekannten anrufen und fragen, ob Donna und Tad dort waren. Sollte er das Büro des Sheriffs anrufen und bitten, daß sie jemand hinschickten, der nach dem Rechten sah? War das nicht übertrieben?

*Nein, sagte sein Verstand.*

*Ja, sagte sein Verstand.*

*Sie und Tod sind beide tot mit Messern in der Kehle, sagte sein Verstand. Man konnte es jeden Tag in der Zeitung lesen. Es war sogar in Castle Rock schon passiert, kurz bevor sie sich dort niederließen. Dieser verrückte Polizist. Dieser Frank Dodd.*

*Sie ist mit Kemp abgehauen, sagte sein Verstand.*

Um Mitternacht versuchte er es noch einmal, und als wieder niemand an den Apparat ging, gab ihm das die tödliche Gewißheit, daß etwas Schlimmes passiert war. Kemp, Räuber, Mörder, irgend etwas-sehr Schlimmes.

Er legte den Hörer auf und knipste die Nachttischlampe an. »Roger«, sagte er. »Wach auf.«

Roger grunzte und bedeckte seine Augen mit dem Unterarm. Er trug seinen Pyjama mit den kleinen, gelben College-Wimpeln.

»Roger. Roger!«

Roger öffnete die Augen, blinzelte, sah auf seinen Reise-wecker.

»Was ist los, Vic? Es ist Mitternacht.«

»Roger . . .«er schluckte, »Tad und Donna sind immer noch nicht zu Hause. Ich mach mir Sorgen.«

Roger setzte sich auf und sah noch einmal auf die Uhr. Es war vier Minuten nach zwölf.

»Vielleicht hatten sie Angst, allein im Haus zu bleiben, Vic. Wenn ich nicht zu Hause bin, geht Althea oft mit den Mädchen zu Sally Petrie rüber. Sie sagt, es macht sie nervös, wenn nachts der Wind über den See weht.«

»Dann hätte sie mir Bescheid gegeben.« Jetzt wo das Licht an war und Roger mit ihm sprach, erschien ihm der Gedanke, Donna könnte mit Kemp auf und davon sein, absurd - er verstand gar nicht mehr, wie er darauf hatte kommen können. Es war unlogisch. Sie hatte ihm gesagt, es sei vorbei, und er hatte ihr geglaubt. Er glaubte ihr auch jetzt noch.

»Dann hätte sie angerufen?« fragte Roger. Er war immer hoch nicht ganz wach.

»Sie weiß, daß ich fast jeden Abend zu Hause anrufe, wenn ich verreist bin. Wenn sie abends ausgehen wollte, hätte sie bestimmt vorher hier im Hotel angerufen und eine Nachricht hinterlassen. Das hätte Althea doch auch getan, oder nicht?«

Roger nickte. »Ja. Sicher.«

»Sie hätte angerufen und eine Nachricht hinterlassen, damit du dir keine Sorgen machst. Aber ich muß mir jetzt Sorgen machen.«

»Ja. Aber sie könnte es einfach vergessen haben, Vic«, sagte Roger ohne Überzeugung.

»Sicher, Rog. Andererseits könnte ihr auch etwas zugestoßen sein.«

»Trägt sie ihren Personalausweis bei sich, wenn sie weggeht? Dann würde die Polizei doch im Falle eines Unfalls zuerst bei euch zu Hause anrufen und dann im Büro, und der Telefondienst würde . . .«

»Ich dachte nicht an einen Unfall«, sagte Vic. »Ich dachte an . . .« Seine Stimme fing an zu zittern. »Ich dachte daran, daß sie und Tadder allein sind, . . . verdammt, ich weiß es nicht . . . ich habe einfach Angst.«

»Ruf den Sheriff an«, schlug Roger Vor.

»Ja, aber . . .«

»Kein aber. "Donna merkt nichts davon. Sie ist nicht zu Hause. Das ist sicher. Aber du mußt dir Gewißheit verschaffen. Es muß ja nicht mit Blaulicht und Sirene sein. Frag einfach, ob sie jemand hinschicken können, der nachsieht, ob alles in Ordnung ist. Verdammt, es gibt tausend Erklärungen dafür, daß sie nicht zu Hause ist. Vielleicht ist sie ganz zufällig in eine Party geraten.«

»Donna haßt Partys.«

»Dann sitzt sie vielleicht irgendwo und spielt mit Freundinnen Karten, und sie merken nicht, wie die Zeit läuft. Und Tad schläft im Gästezimmer.«

Vic erinnerte sich daran, was sie ihm über »Freundinnen« erzählt hatte und warum sie keine haben wollte. Aber davon mochte er Roger nichts erzählen. Das führte zu nahe an das Thema Steve Kemp.

»So ähnlich wird es wohl sein«, sagte Vic.



»Legt Donna einen Schlüssel unter die Fußmatte, wenn sie weggeht?«

»Es hängt einer an einem Haken unter dem Verandadach.«

»Erzähl das dem Sheriff. Dann kann jemand hineingehen und sich umsehen . . . außer du hast Haschisch oder Kokain oder sonst etwas im Haus, was die Polizei nicht sehen darf.«

»Unsinn.«

»Dann tu es«, sagte Roger ernst. »Wahrscheinlich wird Donna hier anrufen, wenn die Polizisten bei ihr gewesen sind, und du wirst dir ziemlich blöd vorkommen, aber manchmal ist es *gut*, sich blöd zu fühlen. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja«, sagte Vic und lächelte schwach. »Ich werde es tun.«

Er ging zum Telefon und nahm den Hörer ab, zögerte und rief dann erst noch einmal zu Hause an. Keine Antwort. Etwas von der Zuversicht, die Roger ihm gegeben hatte, verflog. "Er rief die Auskunft an und ließ sich die Nummer des Bezirks-Sheriffs in Castle Rock geben. Es war jetzt fast fünfzehn Minuten nach zwölf am Mittwochmorgen.

Donna Trenton saß in ihrem Wagen. Ihre Hände lagen locker auf dem Lenkrad. Tad war endlich wieder eingeschlafen. Aber es war kein guter Schlaf. Er wand und drehte sich und stöhnte manchmal. Sie fürchtete, daß er in seinen Träumen wiedererlebte, was vorher passiert war.

Sie fühlte seine Stirn. Er murmelte etwas und entzog sich ihrer Berührung. Seine Augenlider flatterten und fielen dann wieder zu. Er schien Fieber zu haben - sicher von dem dauernden Stress und der Angst. Sie selbst hatte sicher auch Fieber, aber vor allem hatte sie heftige Schmerzen. Die Verletzung an ihrem Bauch tat weh, aber diese Wunden waren oberflächlich, kaum mehr als Kratzer. Da hatte sie Glück gehabt. Ihr linkes Bein hatte Cujo schlimmer zugerichtet. Die Wunden (es sind *Bisse* sagte sie sich, als ob sie das Grauen richtig auskosten wollte) waren tief und häßlich. Sie hatten zuerst lange geblutet, aber sie hatte sie nicht gleich verbunden, obwohl ihr Verbandskasten griffbereit im Handschuhfach lag. Wahrscheinlich hatte sie gehofft, daß das Blut die Wunde sauber waschen würde.

Passierte das wirklich, oder war das nur eine Altweibergeschichte? Sie wußte es nicht. Es gab so vieles, was sie nicht wußte. So verdammt vieles.

Als die Wunde endlich aufhörte zu bluten, waren ihr Bein und der Fahrersitz klebrig von ihrem Blut. Sie brauchte drei Mullbinden aus dem Verbandskasten, um die Wunde abzudecken. Es waren die letzten drei. *Ich muß neue kaufen*, dachte sie und mußte bei diesem Gedanken hysterisch lachen.

Im schwachen Licht sah das Fleisch eben über ihrem Knie aus wie dunkle, gepflügte Erde. Seit der Hund sie gebissen hatte, spürte sie dort heftige, pochende Schmerzen. Sie hatte ein paar Aspirin trocken heruntergeschluckt, aber die Tabletten hatten die Schmerzen nicht gelindert. In ihrem Kopf hämmerte es.

Wenn sie das Bein bewegte, wurden die Schmerzen unerträglich. Sie hatte keine Ahnung, ob sie mit dem Bein gehen konnte, geschweige denn zur Verandatür hinüberlaufen. Und war das wirklich wichtig? Der Hund saß auf dem Kies zwischen ihrer Wagentür und der Tür zur Veranda und hielt den grauenhaft verstümmelten Kopf gesenkt. . . aber seine Augen waren die ganze Zeit auf den Wagen gerichtet. Auf *sie*.

Sie hatte nicht das Gefühl, daß Cujo etwas unternehmen würde, jedenfalls nicht heute nacht. Morgen würde die Hitze ihn vielleicht in die Scheune treiben.

»Er will mich«, flüsterten ihre mit Blasen bedeckten Lippen. Es stimmte. Irgendwie stimmte es. Aus irgendwelchen vom Schicksal bestimmten Gründen oder aus seinen unbekannten eigenen hatte der Hund es auf sie abgesehen.

Als er in den Kies gesunken war, hatte sie bestimmt geglaubt/ daß er im Sterben lag. Kein Lebewesen hätte die gewaltigen Schläge ausgehalten, die sie ihm mit der Tür gegeben hatte. Selbst sein dichtes Fell hatte die Stöße nicht abfangen können. Das eine Ohr des Bernhardiners schien nur noch an einem Fleischfetzen zu hängen.

Aber er war ganz langsam wieder aufgestanden. Sie hatte ihren Augen nicht trauen wollen.

»Nein!« hatte sie geschrien. Ohne jede Beherrschung. »Nein, *kg dich hin, du sollst doch tot sein, leg dich hin, leg dich hin und stirb, du Scheißköter!*«

»Mommy, nicht«, murmelte Tad und hielt sich den Kopf." »Es tut weh . . . es tut mir weh . . .«

Seitdem hatte sich nichts an der Situation geändert. Die Zeit kroch genauso langsam dahin wie vorher. Sie hatte öfter die Uhr an das Ohr gehalten, um zu hören, ob sie noch tickte, denn die Zeiger schienen sich überhaupt nicht zu bewegen.

Zwanzig nach zwölf.

*(Was wissen wir über Tollwut, Mädchen?)*

Recht wenig. Nur Bruchstücke, wahrscheinlich aus der Beilage der Sonntagszeitung. Eine hastig durchgeblätterte Broschüre beim Tierarzt in New York, als sie die Familienkatze Dinah gegen Katzenstaupe impfen ließ. Verzeihung, auch gegen *Tollwut*.

Tollwut, eine Krankheit des Zentralnervensystems. Bewirkt dessen langsame Zerstörung - aber wie? Darüber wußte sie nichts, und den Ärzten ging es wahrscheinlich nicht viel besser. Sonst würden sie die Krankheit doch nicht für so verdammt gefährlich halten. Natürlich weiß ich nicht, ob der Hund überhaupt Tollwut *hat*, dachte sie voll Hoffnung. Der einzige tollwütige Hund, den ich je gesehen habe, war der, den Gregory in *Wer die Nachtigall stört* erschöß. Aber der war natürlich nicht *wirklich* tollwütig, sondern irgendein Koter aus dem Tierheim, den sie mit Rasiercreme eingeschmiert hatten . . .

Sie kam zum eigentlichen Punkt zurück. Vorläufig täte sie gut daran, das Schlimmste anzunehmen. Außerdem war sie zutiefst davon überzeugt, daß der Hund tatsächlich tollwütig war - sonst hätte er sich anders verhalten. Das Vieh war total verrückt.

Und er hatte sie gebissen. Übel zugerichtet. Was war die Folge?

Sie wußte, daß auch Menschen von Tollwut befallen werden können, und das war eine schreckliche Todesart. Vielleicht die schrecklichste. Es gab einen Impfstoff, und eine Serie von Injektionen war die vorgeschriebene Behandlungsmethode. Diese Injektionen waren sehr schmerzhaft, aber wenn sie an den Zustand des Hundes dachte . . .

Sie glaubte, von zwei Fällen von Tollwut im fortgeschrittenen Stadium gelesen zu haben, bei denen die Opfer überlebt hatten

- Fälle, die erst erkannt wurden, als die Symptome sich schon zeigten. Ein Überlebender war ein Junge, der völlig wiederhergestellt wurde. Der andere, ein Zoologe, erlitt einen bleibenden Gehirnschaden.

Je länger die Krankheit unbehandelt blieb, um so geringer die Heilungschancen. Sie rieb sich die Stirn und fühlte kalten Schweiß.

Wann war es zu spät? Nach Stunden? Tagen? Wochen? Vielleicht nach einem Monat? Sie wußte es nicht.

Plötzlich schien der Wagen zusammenzuschrumpfen. Zuerst auf die Größe eines Honda Civic, dann auf die eines der dreirädrigen Fahrzeuge, die man in England Körperbehinderten zur Verfügung stellt, und dann auf die Größe eines Motorradbeiwagens. Zuletzt war er nur noch so groß wie ein Sarg. Wie ein Doppelsarg für sie und Tad. Sie mußten raus, raus, raus-

flire Hand suchte schon nach dem Türgriff, aber dann hatte sie sich wieder unter Kontrolle. Ihr Herz raste und verstärkte das dumpfe Pochen in ihrem Kopf. *Bitte*, dachte sie. *Es ist auch ohne Klaustrophobie schon schlimm genug, also bitte . . . bitte . . . bitte . . .*

Sie hatte wieder Durst. Fürchterlichen Durst.

Sie schaute nach draußen, und erbarmungslos erwiderte Cujo ihren Blick. Durch den silbrigen Sprung in der Scheibe erschien sein Körper wie in zwei Hälften geteilt.

Einer *muß* uns doch helfen, dachte sie. Bitte, bitte, helft uns.

Roscoe Fisher parkte im Schatten eines Hauses. Als die Durchsage kam, hielt er vorgeblich nach Schnellfahrern Ausschau, aber in Wirklichkeit schlief er. An einem Mittwochmorgen um null Uhr dreißig war die Route 117 wie ausgestorben. Er hatte einen kleinen Wecker im Schädel, und der pflegte ihn zuverlässig um eins zu wecken, wenn das Norway Drive-In dichtmachte. Dann gab es gelegentlich etwas zu tun.

»Wagen drei bitte kommen, Wagen drei. Over.«

Roscoe war sofort hellwach und stieß einen Plastikbecher mit kaltem Kaffee um. Der Inhalt ergoß sich über seinen Schoß.

»Scheiße«, sagte Roscoe ärgerlich. »Das hat mir gerade noch gefehlt!«

»Wagen drei, hören Sie? Over.«

Er nahm das Mikrophon und drückte auf den Knopf. »Ich höre, Zentrale.« Er hätte gern hinzugefügt, daß er mit dem Hintern in einer Pfütze Kaffee säße, und es sei hoffentlich nichts Schlimmes, aber man konnte nie wissen, wer den Polizeifunk mithörte . . . selbst nachts um null Uhr dreißig.

»Fahren Sie nach dreiundachtzig Larch Street«, sagte Billy. »Wohnung Mr. und Mrs. Trenton. Überprüfen Sie die Wohnung. Over.«

»Auf was soll ich sie überprüfen, Zentrale? Over.«

- »Trenton ist in Boston, und niemand nimmt ab, wenn er anruft. Er sagt, es müßte jemand zu Hause sein. Over.«

Ist das nicht wunderschön? dachte Roscoe Fisher mißmutig. Die Reinigung kostet vier Dollar, und wenn ich tatsächlich einen Schnelfahrer erwische, denkt der, ich bin so aufgeregt, daß ich mir in die Hose gepißt habe.

»In Ordnung. Uhrzeit«, sagte Roscoe und startete seinen Kreuzer.

»Ich habe null Uhr dreißig«, sagte Bill.

»An einem Haken unter dem Verandadach hängt ein Schlüssel, Wagen drei. Mr. Trenton wünscht, daß Sie hineingehen und nachsehen, ob die Wohnung einen verlassenen Eindruck macht. Over.«

»Roger, Zentrale. Ich bin unterwegs. Over.«

Roscoe schaltete die Scheinwerfer ein und fuhr die leere Hauptstraße von Castle Rock entlang und am Park mit dem Orchesterpavillon vorbei, dessen kegelförmiges grünes Dach deutlich zu sehen war. Er fuhr den Hügel hinauf und bog ziemlich weit oben rechts in die Larch Street ein. Trentons Haus war das zweite hinter der Kreuzung. Bei Tage mußten die Leute einen wunderbaren Ausblick über die Stadt haben. Er hielt am Bordstein und stieg aus. Leise schloß er die Tür. Dunkel und in tiefem Schlaf lag die Straße da.

Er blieb einen Augenblick stehen und zupfte an der nassen Stelle seiner Uniform, die ihm am Körper klebte. Er verzog das Gesicht und ging dann die Einfahrt hinauf. Die Einfahrt war

leer, und das galt auch für die kleine Garage am Ende. Dort, stand nur ein Big Wheel Dreirad. Sein Sohn hatte genau das gleiche.

Er schloß die Garagentür und ging zur vorderen Veranda. Er sah, daß die letzte Wochenausgabe des *Call* an der Tür lehnte. Er hob sie auf und faßte an den Türgriff. Die Tür war unverschlossen. Er betrat die Veranda und kam sich wie ein Eindringling vor. Er warf die Zeitung auf den Veranda tisch und drückte auf den Klingelknopf im Haus, aber niemand kam. Im Abstand von anderthalb Minuten klingelte er noch zweimal. Die Zeit müßte für die Dame ausreichen, aufzuwachen, sich einen Morgenmantel überzuwerfen und nach unten zu kommen . . . wenn die Dame da war.

Als sich immer noch nichts tat, drückte er auf die Klinke. Die Tür war abgeschlossen.

*Der Mann ist weg, und sie übernachtet wahrscheinlich bei Freunden*, dachte er - aber daß ihr Mann das nicht wußte, kam Roscoe Fisher einigermaßen seltsam vor.

Er griff unter die vorspringende Kante und fand den Schlüssel, den Vic kurz nach dem Einzug dort hingehängt hatte. Roscoe nahm ihn herunter und schloß die Vordertür auf - wenn er es bei der Küchentür versucht hätte, wie heute nachmittag Steve Kemp, hätte er gleich hineingehen können. Wie die meisten Leute in Castle Rock nahm auch Donna es mit dem Abschließen nicht so genau, wenn sie fortging.

Roscoe betrat das Haus. Er hatte eine Taschenlampe, aber er zog es vor, sie nicht zu benutzen. Dann hätte er noch mehr das Gefühl gehabt, unbefugt hier einzudringen - ein Einbrecher mit einem großen Kaffeeleck auf der Hose. Er suchte nach dem Lichtschalter und fand einen Doppelschalter. Der obere schaltete das Verandalicht ein, und er schaltete es rasch wieder aus. Der untere war für das Wohnzimmerlicht.

Er sah sich eine Weile um und konnte nicht glauben, was er sah - zuerst dachte er, seine Augen hätten sich noch nicht an das Licht gewöhnt. Aber er hatte richtig gesehen, und sein Herz schlug plötzlich schneller.

*Ich darf nichts berühren*, dachte er. *Nur keinen Mist machen*. Er hatte den nassen Kaffeeleck auf seiner Hose ganz vergessen

und fühlte sich auch nicht mehr als Eindringling. Er empfand nur noch Angst und Aufregung.

Hier war tatsächlich etwas passiert. Das Wohnzimmer war ein einziges Durcheinander. Das zersplitterte Glas von dem Regal mit Nippessachen lag über den ganzen Fußboden verstreut. Die Möbel waren umgestürzt, und jemand hatte alle Bücher durch die Gegend geschleudert. Auch der große Spiegel über dem Kamin war zerbrochen - *sieben Jahre Pech* für irgendwen, dachte Roscoe, und plötzlich mußte er ohne jeden Grund an Frank Dodd denken, mit dem er oft Streife gefahren war. An Frank Dodd, den freundlichen Kleinstadtpolizisten, der zufällig nebenbei Psychopath war und Frauen und Kinder ermordete. Roscoes Arme hatten plötzlich eine Gänsehaut. Hier durfte er nicht ausgerechnet an Frank denken.

Er ging durch das Eßzimmer in die Küche. Vom Eßzimmertisch war alles heruntergefedt worden. Vorsichtig ging er um die zersplitterten Trümmer herum. In der Küche war es am schlimmsten. Hier hatte jemand wie wahnsinnig gehaust. Alle Schränke waren aufgerissen, und jemand hatte die Küche als Kegelbahn benutzt. Ihm lief ein kalter Schauer über den Rücken. Überall lagen Töpfe und weißes Zeug, das wie Schnee aussah aber Seifenpulver sein mußte.

Auf dem Notizblock an der Wand stand in großen, flüchtig hingekritzten Blockbuchstaben:

ICH HABE OBEN ETWAS FÜR DICH HINTERLASSEN, BABY

Plötzlich hatte Roscoe Fisher keine Lust, nach oben zu gehen. Nicht die geringste. Dreimal war er dabei gewesen<sup>^</sup> als hinter Frank Dodd aufgeräumt wurde. Auch bei der Leiche von Kate Hendason, die im Orchesterpavillon im Stadtpark von Castle Rock vergewaltigt und ermordet worden war. So etwas wollte er nie wieder sehen . . . und wenn nun die Frau oben lag? Erschossen, erstochen oder erwürgt? Auf den Straßen hatte Roscoe oft verstümmelte Unfallopfer gesehen und sich in gewisser Weise daran gewöhnt. Vor zwei Jahren im Sommer hatten er und Sheriff Bannerman einen Mann stückweise aus einer Kartoffelsortiermaschine herausgeholt. Aber seit der

Sache mit dem Hendrasen-Mädchen hatte er keinen Ermordeten gesehen, und das wollte er auch heute nicht.

Er wußte nicht, ob er über das, was er auf dem Bett der Trentons fand, Erleichterung oder Ekel empfinden sollte.

Er ging zu seinem Wagen zurück und rief die Zentrale.

Als das Telefon klingelte, saßen Vic und Roger, ohne viel zu reden, vor dem Fernseher und rauchten eine Zigarette nach der anderen. *Frankenstein* lief, die Originalfassung. Es war zwanzig Minuten nach eins.

Vic nahm den Hörer auf, als das erste Klingelzeichen noch kaum verstummt war. »Hallo? Donna? Bist du . . .«

»Sind Sie Mr. Trenton?« Eine Männerstimme.

»Ja?«

»Hier spricht Sheriff Bannerman, Mr. Trenton. Es tut mir leid, aber ich habe eine beunruhigende Information für Sie. Es tut mir leid . . .«

»Sind sie tot?« fragte Vic. Plötzlich kam er sich völlig unwirklich und zweidimensional vor, wie das Gesicht eines Statisten, der in einem alten Film im Hintergrund zu sehen ist. Wie in dem Film, den sie gerade sahen. Er hatte die Frage wie in einer normalen Unterhaltung gestellt. Aus dem Augenwinkel sah er Rogers Schatten sich bewegen, als sein Partner rasch aufstand. Es war unwichtig. Alles andere auch. In den paar Sekunden, die vergangen waren, seit er den Hörer abgenommen hatte, war ihm vieles über sein Leben klar geworden. Es bestand nur aus Bühnenausstattung und falschen Fassaden.

»Mr. Trenton, Officer Fisher wurde hinbeordert . . .«

»Lassen Sie doch diese offizielle Scheiße und beantworten Sie meine Frage. Sind sie tot?« Er drehte sich zu Roger um. Rogers Gesicht war grau und fragend. Hinter ihm drehte sich eine unechte Windmühle vor einem unechten Himmel. »Rog,' hast du eine Zigarette?«

Roger gab ihm eine.

»Mr. Trenton, sind Sie noch da?«

»Ja. Sind sie tot?«

»Wir haben keine Ahnung, wo Ihre Frau und Ihr Sohn sich



zur Zeit befinden«, sagte Bannerman, und Vic hatte plötzlich das Gefühl, als läge bei ihm jedes Organ wieder an der richtigen Stelle. Die Welt nahm ein wenig von ihrer früheren Farbe an. Er fing an zu zittern. Die kalte Zigarette hüpfte zwischen seinen Lippen auf und ab.

>>Was ist passiert? Was wissen Sie. Sie sind Bannerman, sagten Sie?«

»Ja. Bezirks-Sheriff von Castle Rock. Und ich versuche, Sie ins Bild zu setzen, wenn Sie mir eine Minute Zeit lassen.«

»Ja, okay.« Jetzt hatte er Angst. Es ging alles zu schnell.

»Officer Fisher wurde auf Ihren Wunsch heute früh um null Uhr dreißig in Ihre Wohnung in der Larch Street beordert. Er stellte fest, daß sich weder in der Einfahrt noch in der Garage ein Wagen befand. Er klingelte wiederholt, und als nicht geöffnet wurde, benutzte er den Schlüssel über der Tür und betrat das Haus. Er stellte Zerstörungen an der Einrichtung fest. Möbel waren umgestürzt, Flaschen zerbrochen, Seifenpulver war in der Küche zerstreut, und die Einbauschränke . . .«

»Mein Gott, Kemp«, flüsterte Vic. Dun fiel der Zettel ein:

#### HABEN SIE IRGENDWELCHE FRAGEN?

Von allem anderen abgesehen, hatte er den Zettel als beunruhigenden Hinweis auf die seelische Verfassung des Mannes bewertet. Er hatte sich auf böartige Weise dafür gerächt, daß Donna ihn zum Teufel gejagt hatte. Was hatte Kemp anschließend getan? Was hatte er getan, außer wie ein Indianer auf dem Kriegspfad durch das Haus zu ziehen?

»Mr. Trenton?«

»Ich bin noch am Apparat.«

Bannerman räusperte sich, als habe er Schwierigkeiten fortzufahren. »Officer Fisher ging nach oben. Oben war nichts zerstört, aber er fand Spuren einer - äh, einer weißlichen Flüssigkeit, wahrscheinlich Sperma, auf dem Bett im Elternschlafzimmer.« Mit unfreiwilliger Komik fügte er hinzu: »Das Bett schien unbenutzt.«

»Wo ist meine Frau?« schrie Vic in die Muschel. »Wo ist mein Junge? Wissen Sie darüber denn überhaupt nichts?«

»Reg dich nicht auf«, sagte Roger und legte Vic die Hand auf die Schulter. Roger hatte gut reden. Seine Frau lag zu Hause im Bett. Auch die Zwillingstöchter. Vic schüttelte die Hand ab.

»Mr. Trenton, im Augenblick kann ich Ihnen nur sagen, daß Beamte der State Police am Tatort sind und von unseren Männern unterstützt werden. Weder im Elternschlafzimmer noch im Zimmer Ihres Sohnes wurde irgend etwas verändert.«

»Sie meinen, außer Sperma" auf unserem Bett«, sagte Vic böse, und Roger zuckte zusammen wie unter einem Hieb. Sein Unterkiefer fiel herab.

»Ja, das schon.« Bannerman war die Sache offenbar peinlich. »Aber es gibt keine Anzeichen von Gewaltanwendung gegen eine Person oder Personen. Es sieht ganz einfach wie Vandalismus aus.«

»Und wo sind dann Donna und Tad?«-Die Härte war aus seinem Tonfall verschwunden, und er spürte, wie ihm die Tränen kamen.

»Bis jetzt haben wir noch keine Ahnung.«

*Kemp . . . mein Gott, sollte Kemp sie entführt haben?*

Ganz kurz blitzte der Traum in seinen Gedanken auf, den er in der vergangenen Nacht gehabt hatte: Donna und Tad, die in der Felsnische hockten und von einer abscheulichen Bestie bedroht wurden. Dann war der Traum wieder weg.

»Wenn Sie irgendeinen Anhaltspunkt hätten, wer hinter dieser Sache stecken könnte, Mr. Trenton . . .«

»Ich fahre zum Flughafen und leihe mir einen Wagen«, sagte Vic. »Ich könnte um fünf Uhr dort sein.«

Geduldig sagte Bannerman: »Ja, Mr. Trenton. Aber wenn das Verschwinden Ihrer Frau und Ihres Sohnes irgendwie mit diesem Zerstörungsakt in Verbindung steht, dürfen wir keine Minute verlieren. Wenn Sie auch nur die leiseste Idee haben, wer Ihnen oder Ihrer Frau übelwollen könnte, wirklich oder nur vermutet. . .«

»Kemp«, sagte Vic mit leiser, erstickter Stimme. Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie liefen ihm schon über das Gesicht. »Das hat Kemp getan. Ich bin ganz sicher, Kemp war es. O, mein Gott, wenn er sie nun in seiner Gewalt hat?«

»Wer ist dieser Kemp?« fragte Bannerman. Seine Stimme.

klang jetzt nicht mehr verlegen. Sie klang scharf und gebietend.

Vic hielt den Hörer in der rechten Hand. Er hielt die linke vor die Augen. Er wollte Roger nicht mehr sehen, nicht das Hotelzimmer und nicht das Fernsehgerät. Er stand jetzt in der Dunkelheit. Er war allein mit seiner zitternden Stimme und den heißen Tränen, die ihm über das Gesicht liefen. *i* »Steve Kemp«, sagte er. »Steve Kemp. Er hatte eine kleine Werkstatt in Castle Rock. Er restauriert alte Möbel. Jetzt ist er weg. Meine Frau sagt das jedenfalls. Er und meine Frau . . . Donna . . . sie . . . sie hatten . . . nun, sie hatten ein Verhältnis. Es hat nicht lange gedauert. Sie hat mit ihm Schluß gemacht. Ich erfuhr davon, weil er mir eine Mitteilung schickte. Es war . . . ein ziemlich übles Geschmiere. Ich nehme an, er wollte sich rächen. Es hat ihm wohl nicht sehr gefallen, davon-gejagt zu werden. Was-Sie mir da erzählen, kommt mir wie eine eindrucksvollere Version dieser Mitteilung vor.«

Er fuhr sich so heftig mit der Hand über die Augen, daß er Sterne sah.

»Vielleicht war er enttäuscht, daß unsere Ehe nicht zerbrach. Oder vielleicht war er ganz einfach wütend. Donna sagt, er wird schon wütend, wenn er ein Tennismatch verliert. Die Frage ist. . .« Plötzlich war seine Stimme weg, und er mußte sich räuspern, bevor er weitersprechen konnte. Es war, als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte. »Ich glaube, die Frage ist, wie weit er gehen würde. Es könnte sein, daß er sie entführt hat, Bannerman. Er wäre dazu imstande, nach dem, was ich von ihm weiß.«

Am anderen Ende war es still. Nein, nicht ganz. Ein Stift kritzelte über Papier. Wieder legte Roger Vic die Hand auf die Schulter, und diesmal ließ er sie liegen. Sie fühlte sich warm und tröstlich an, und ihm war kalt.

»Mr. Trenton, haben Sie die Mitteilung noch, die Kemp Ihnen geschickt hat?«

»Nein, ich habe sie zerrissen. Es tut mir leid, aber unter den Umständen . . .«

»War sie vielleicht in Blockbuchstaben geschrieben?«

»Ja. Ja, das war sie.«

»Officer Fisher hat auf dem Schreibblock in der Küche eine in Blockbuchstaben geschriebene Notiz gefunden. Der Text lautete: »Ich habe oben etwas für dich hinterlassen, Baby.«

Vic ächzte. Die letzte schwache Hoffnung, daß es jemand anders gewesen sein könnte - ein Einbrecher oder vielleicht nur Kinder - war dahin. Geh nach oben und sieh dir an, was auf dem Bett liegt. Es war Kemp. Diese Zeile auf dem Schreibblock in der Küche hätte genau in den kleinen Brief gepaßt, den Kemp ihm geschickt hatte. »Die Notiz scheint zu beweisen, daß Ihre Frau nicht zu Hause war, als er es tat«, sagte Bannerman, und selbst in seinem Schockzustand hörte Vic einen falschen Ton in der Stimme des Sheriffs.

»Sie mag ins Haus gekommen sein, als er noch da war. Das können Sie sich doch selbst sagen«, antwortete Vic. »Vom Einkaufen zurück. Oder vielleicht hatte sie den Vergaser an ihrem Wagen reparieren lassen und kam gerade von der Werkstatt zurück. Was auch immer.«

»Was für einen Wagen fuhr Kemp?«

»Ich glaube, er hatte einen Lieferwagen.«

»Farbe?«

»Keine Ahnung.«

»Mr. Trenton, ich schlage vor, daß Sie sich von Boston auf den Weg hierher machen. Wenn Sie sich einen Wagen leihen, fahren Sie bitte vorsichtig. Stellen Sie sich vor, Ihre Leute sind gesund und munter, und Sie brechen sich unterwegs auf der Interstate das Genick.«

»Ja, okay.« Er wollte nirgends hinfahren, langsam oder schnell. Er wollte sich verstecken. Besser noch, die letzten sechs Tage fingen noch einmal von vorn an.

»Noch etwas, Sir.«

»Und das wäre?«

»Auf Ihrem Weg nach hier sollten Sie sich in Gedanken eine Liste aller Freunde und Bekannten machen, die Ihre Frau hier hat. Es besteht doch immer noch die Möglichkeit, daß sie bei irgendwem die Nacht verbracht hat.«

»Gewiß.«

»Vorläufig ist es für uns wichtig, daß es keine Anzeichen von Gewaltanwendung gibt.«

»Das ganze Erdgeschoß ist zum Teufel«, sagte Vic. »Das sieht mir verdammt nach Gewaltanwendung aus.«

»Ja«, sagte Bannerman verlegen.

»Nun.«

»Ich werde kommen«, sagte Vic und legte auf.

Vic konnte seinem alten Freund nicht in die Augen sehen. *Hörner aufgesetzt bekommen*, dachte er. *So nennen es die Engländer doch, nicht wahr? Jetzt weiß Roger, daß man mir Homer aufgesetzt hat.*

»Ist schon gut«, sagte Vic und fing an, sich anzuziehen.

»Und unter diesen Umständen . . . bist du mitgefahren?«

»Was hätte es genützt, wenn ich zu Hause geblieben wäre?« fragte Vic. »Es ist passiert. Ich . . . ich weiß es erst seit Donnerstag. Ich dachte . . . ein wenig Abstand . . . Zeit nachzudenken . . . ich weiß nicht, welchen Blödsinn ich sonst noch dachte. Und jetzt dies.«

»Es ist ja nicht deine Schuld«, sagte Roger ernst.

»Rog, in diesem Moment weiß ich überhaupt nicht mehr, was meine Schuld ist und was nicht. Ich mache mir Sorgen um Donna, und ich werde verrückt, wenn ich an Tad denke. Ich muß einfach nach Hause fahren. Und wenn ich Kemp, dieses Schwein, in die Hände kriege. Ich würde . . .« Er hatte die Stimme gehoben. Dann sprach er plötzlich ganz leise. Er ließ die Schultern hängen. Einen Augenblick sah er alt und eingefallen und total verbraucht aus. Dann ging er an den Koffer, der auf dem Fußboden stand, um saubere Wäsche zu suchen. »Rufst du bitte Avis am Flughafen an und bestellst mir einen Wagen? Meine Brieftasche liegt auf dem Nachttisch. Sie fragen bestimmt nach der American Express Nummer.«

»Ich rufe für uns beide an. Ich fahre mit.«

»Nein.«

»Aber . . .«

»Da gibt es kein Aber.« Vic streifte sich ein dunkelblaues Hemd über. Er hatte es schon halb zugeknöpft, als er sah, daß etwas verkehrt war. Der eine Zipfel hing viel weiter unten als der andere. Er knöpfte es wieder auf und fing von vorn an. Er war jetzt in Bewegung, und das half ein wenig, aber dieses Gefühl der Unwirklichkeit blieb. Er dachte an Filmausstattun-

gen, wo alles, was wie italienischer Marmor aussieht, nur Pappe ist, wo alle Räume eben über dem Einstellwinkel der Kamera enden und wo im Hintergrund immer jemand mit der Klappe lauert. Szene 41, Vic überredet Roger, weiterzumachen, erste Einstellung. Er war Schauspieler, und dies war ein verrückter, absurder Film. Aber es war unbestreitbar erträglicher, wenn der Körper in Bewegung war.

»Heh, Mann . . .«

»Roger, dies ändert nichts an der Situation zwischen Ad Worx und der Sharp Company. Ich bin mitgekommen, nachdem ich das mit Donna und diesem Kemp erfahren hatte. Wahrscheinlich wollte ich das Gesicht wahren - niemand wird es gern an die große Glocke hängen, wenn er feststellt, daß seine eigene Frau fremdgeht \*- , aber hauptsächlich bin ich mitgekommen, weil die Leute, die von uns abhängig sind, essen müssen, ganz gleich mit wem meine Frau ins Bett steigt.«

»Geh nicht so streng mit dir ins Gericht, Vic. Hör auf, dich zu quälen.«

»Das kann ich nicht«, sagte Vic. »Nicht einmal jetzt.«

»Ich kann nicht einfach nach New York fliegen, als sei nichts geschehen!«

»Soweit wir wissen, ist auch nichts geschehen. Das hat der Sheriff immer wieder betont. Du *kannst* gehen. Du mußt das Ding durchstehen. Vielleicht stellt es sich heraus, daß es von Anfang an eine Scharade war, aber . . . man muß es wenigstens *versuchen*, Roger. Mehr können wir nicht tun. Und zu Hause in Maine könntest du noch weniger tun. Da könntest du nur warten.«

»Mein Gott, das ist alles so verkehrt.«

»Das ist es nicht. Ich werde dich in Biltmore anrufen, sobald ich etwas weiß.« Vic zog den Reißverschluß an seiner Hose zu und schlüpfte in seine Mokassins. »Und jetzt ruf Avis für mich an. Ich bekomme unten schon ein Taxi nach Logan. Hier, ich schreibe dir meine Amex-Nummer auf.«

Er tat es, und Roger blieb schweigend stehen, als er seinen Mantel nahm und an die Tür ging.

»Vic«, sagte Roger

Er drehte sich um, und Roger umarmte ihn unbeholfen, aber

\

mit überraschender Kraft. Auch Vic drückte ihn an sich und legte seine Wange an Rogers Schulter.

»Ich bitte Gott, daß alles gut wird«, sagte Roger rauh.

»Okay«, sagte Vic und ging hinaus.

Auf dem Weg nach unten hörte er das schwache Summen des Paternosters - *er bewegte sich nicht wirklich*, dachte er. *Es ist ein Geräuscheffekt*. Zwei Betrunkene, die sich gegenseitig stützten, stiegen unten ein, wo er ausstieg. *Statisten*, dachte er.

Er sprach mit dem Portier - auch ein Statist -, und nach ungefähr fünf Minuten rollte ein Taxi an die blaue Markise des Hotels heran.

Der Fahrer war ein einsilbiger Schwarzer. Er hatte einen Soul-Sender eingestellt. Endlos lange sangen The Temptations »Power«, während der Wagen ihn durch fast leere Straßen zum Logan Airport brachte. *Verdammt gute Filmkulisse*, dachte er. Als die Temptations verstummten, meldete sich ein alberner Discjockey mit der Wettervorhersage zu Wort. Es sei gestern heiß gewesen, berichtete er, und heute würde es den heißesten Tag des Sommers geben, Temperaturen von über 37 Grad im Binnenland und nicht viel weniger an der Küste. Heißluftmassen trafen auf ein ausgedehntes Hoch über Neuengland, und so weiter.

Für Vic hatte der Wetterbericht wenig oder gar keine Bedeutung, aber wenn Donna ihn gehört hätte, wäre sie jetzt noch entsetzter als ohnehin schon.

Wie am Vortag wachte Charity, kurz bevor der Morgen dämmerte, auf. Schon gleich beim Aufwachen lauschte sie und wußte einen Augenblick lang gar nicht, worauf. Dann fiel es ihr ein. Knarrende Dielen. Schritte. Sie lauschte, ob ihr Sohn wieder schlafwandelte.

Aber das Haus lag schweigend da.

Sie stand aus dem Bett auf, ging an die Tür und schaute auf den Flur hinaus. Der Flur war leer. Sie überlegte kurz, ging zu Bretts Zimmer und sah hinein. Sie sah nur seinen Haarschopf. Wenn er schlafgewandelt war, mußte er es während der Nacht getan haben, denn er schlief fest.

Charity ging in ihr Zimmer zurück, setzte sich auf ihr Bett und beobachtete den schmalen hellen Streifen am Horizont. Sie war sich darüber im klaren, daß ihr Entschluß gefaßt war. Irgendwie und insgeheim in der Nacht, während sie schlief. Jetzt, im ersten kalten Licht des Tages, konnte sie prüfen, was sie beschlossen hatte, und die Folgen bedenken.

Ihr fiel ein, daß sie sich ihrer Schwester Holly gegenüber nicht ein einziges Mal ausgesprochen hatte. Dabei hatte sie sich gerade darauf so sehr gefreut.

- Sie hätte es immer noch tun können, wenn gestern beim Essen die Sache mit den Kreditkarten nicht gewesen wäre. Und gestern abend hatte Holly Charity erzählt, wieviel dies oder jenes gekostet hatte - der viertürige Buick, das Farbfernsehgerät von Sony, der Parkettfußboden im Flur. Als ob diese Dinge für Holly noch immer unsichtbare Preisschilder trügen und immer tragen würden.

Charity mochte ihre Schwester immer noch. Holly war großzügig und freundlich, impulsiv und liebenswürdig. Aber ihr Lebensstil hatte sie dazu gezwungen, einige der grausamen Wahrheiten über die Umstände, unter denen sie und Charity im ländlichen Maine aufgewachsen waren, zu verdrängen. Und diese Umstände hatten Charity schließlich in die Ehe mit Joe Camber gezwungen, während Holly das Glück hatte - eigentlich nicht viel anders als Charitys Lotteriegewinn\_?-, Jim kennenzulernen und sich von den ungünstigen Verhältnissen im Elternhaus endgültig zu lösen.

Sie durfte Holly gar nicht erzählen, daß sie Joe seit *Jahren* gebeten hatte, diese Reise unternehmen zu dürfen, und daß sie es nur ihrer eigenen brutalen Strategie zu verdanken hatte, daß es endlich geklappt hatte, ja, daß Joe sie fast mit seinem Gürtel verprügelt hätte. Wenn sie Holly das erzählte, hätte sie weder guten Zuspruch noch Hilfe zu erwarten. Holly würde mit Entsetzen und Wut reagieren. Warum mit Entsetzen und Wut? Vielleicht weil viertürige Buicks, Sony-Farbfernsehgeräte mit Trinitronbildröhre und Parkettfußböden niemals ganz beruhigen können. Weil Holly erkennen würde, daß sie einer ähnlichen Ehe, einem ähnlichen *Leben* nur ganz knapp entgangen war.



Sie hatte es Holly nicht erzählt, weil sie sich in ihrem Leben als Angehörige der gehobenen Mittelklasse so verschanzi hatte wie ein wachsamer Soldat in seinem Schützenloch. Sie hatte es ihr nicht erzählt, weil sie nicht dastehen wollte wie eine Frau, die ihre Tage, Wochen, Monate und Jahre mit einem unangenehmen, wortkargen und manchmal beängstigenden Mann verbringen mußte. Charity hatte entdeckt, daß es Dinge gab, die man nicht gern erzählte. Scham war nicht der Grund. Manchmal war es einfach besser - und höflicher -, die Fassade aufrechtzuerhalten.

Hauptsächlich aber hatte sie nicht darüber gesprochen, weil es ihre Probleme waren. Was aus Brett wurde, war ihr Problem . . . und während der letzten beiden Tage war sie mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen, daß es weniger von ihr und Joe abhing, was aus ihm wurde, sondern eher von Brett selbst.

Es würde keine Scheidung geben. Sie würde nach wie vor gegen Joe den nie endenden Guerillakrieg um Bretts Seele führen, was immer es nützen mochte. In ihrer Sorge wegen Bretts Bemühungen, seinem Vater nachzueifern, hatte sie vielleicht vergessen - oder übersehen, daß die Zeit kommt, da die Kinder urteilen und die Eltern - Vater *und* Mutter - sich diesem Urteil stellen müssen. Brett war aufgefallen, daß Holly mit ihren Kreditkarten protzte, und Charity konnte nur hoffen, daß es ihm eines Tages auch auffallen würde, daß sein Vater beim Essen den Hut aufbehielt. . . unter anderem.

Es wurde langsam hell. Sie nahm ihren Morgenmantel vom Haken an der Tür und zog ihn an. Sie beabsichtigte zu duschen, aber sie würde warten, bis die anderen im Haus sich bewegten. Die Fremden. Es waren Fremde. Selbst Hollys Gesicht war ihr jetzt fremd, ein Gesicht, das nur noch geringe Ähnlichkeit mit den Schnapshots in ihren Fotoalben hatte. Sogar Holly selbst hatte sich die Fotos ein wenig verwirrt betrachtet.

Sie würden nach Castle Rock zurückfahren, zurück zu dem Haus am Ende der Straße Nummer 3, zurück zu Joe. Sie würde ihr gewohntes Leben wieder aufnehmen, und alles würde so weiterlaufen wie bisher. Das würde das beste sein.

Sie nahm sich vor, Alva kurz vor sieben anzurufen, denn das war seine Frühstückszeit.

Es war kurz nach sechs Uhr morgens und schon heller Tag, als Tad seine Krämpfe bekam.

Er war um viertel nach fünf aus einem anscheinend tiefen Schlaf aufgewacht und hatte Donna aus ihrem unruhigen Schlummer gerissen und geklagt, daß er hungrig und durstig sei. Als hätte er bei ihr auf einen verborgenen Knopf gedrückt, merkte Donna zum ersten Mal, daß auch sie Hunger hatte. Durstig war sie die ganze Zeit gewesen - das war mehr oder weniger gleich geblieben - aber seit irgendwann gestern morgen hatte sie an Nahrungsmittel eigentlich nicht mehr gedacht. Jetzt hatte sie plötzlich einen Heißhunger.

Sie tröstete Tad, so gut sie konnte, aber es waren nur leere Worte, die für sie keine wirkliche Bedeutung mehr hatten. Daß bald Leute kommen würden, um den bösen Hund wegzubringen und sie zu retten.

Real war nur der Gedanke an Nahrung.

Sie dachte an ein Frühstück: zwei Spiegeleier, nicht zu scharf gebraten, bitte. Französischer Toast. Ein paar Gläser frisch gepreßten Orangensaft, so kalt, daß Tropfen am Glas herabperlen. Kanadischer Schinken. Gebratenes. Flakes mit Sahne und obendrauf eine Portion Blaubeeren. Ihr Magen knurrte laut, und Tad lachte. Sie schrak bei seinem Lachen zusammen, aber dann freute sie sich, weil es so unerwartet kam, unerwartet wie eine Rose, die auf einem Müllhaufen wächst. Sie lächelte ihn an. Beim Lächeln taten ihr die Lippen weh.

»Hast du das gehört?«

»Du mußt auch Hunger haben.«

»Nun, ich würde ein gutes Frühstück nicht ablehnen, wenn mir jemand eines brächte.«

Tad stöhnte, und wieder lachten sie beide. Im Hof hatte Cujo die Ohren gespitzt. Er knurrte, als er ihr Gelächter hörte. Einen Augenblick schien es, als wollte er aufstehen, vielleicht, um den Wagen wieder anzugreifen. Dann setzte er sich müde auf sein Hinterteil und ließ den Kopf hängen.

Donna hatte das irrationale Hochgefühl, das sich fast immer mit Tagesanbruch einstellt. Gewiß würde bald alles vorbei sein. Das Schlimmste hatten sie wohl überstanden. Bisher war das Glück gegen sie gewesen, aber einmal reißt selbst die schlimmste Pechsträhne.

Tad war fast wieder so wie früher. Zu blaß, ziemlich mitgenommen und trotz des Schlafs schrecklich müde, aber unverkennbar der Tadder. Sie umarmte ihn liebevoll. Die Schmerzen am Bauch hatten ein wenig nachgelassen, aber die Kratzer und Bisse sahen geschwollen und entzündet aus. Ihr Bein war schlimmer verletzt, aber sie konnte es wenigstens bewegen, wenn auch nur unter Schmerzen. Außerdem fing es wieder an zu bluten. Sie würde eine große Narbe behalten.

Während der nächsten etwa vierzig Minuten unterhielten die beiden sich. Donna wollte Tad beschäftigen und schlug vor, »Zwanzig Fragen« zu spielen. So würde beiden die Zeit schneller vergehen. Tad war begeistert. Dies war ein Spiel, von dem er nie genug kriegen konnte. Das einzige Problem für Tad war dabei immer gewesen, seinen Vater oder seine Mutter zu überreden, es mit ihm zu spielen. Sie waren beim vierten Spiel, als die Krämpfe einsetzten.

Seit ungefähr fünf Fragen ahnte Donna, daß Tad für dieses Spiel die Aufgabe gestellt hatte, Fred Redding zu erraten, das war einer von seinen Freunden aus dem Kindergarten. Aber sie sagte das natürlich nicht gleich.

»Hat er rotes Haar?« fragte sie.

»Nein, er . . . er hat . . . er hat. . .«

Plötzlich hatte er einen Erstickenfallsanfall. Sein Atem ging mühsam und keuchend. Donna wurde von Entsetzen gepackt.

»Tad? Tad?«

Tad rang keuchend nach Luft. Er griff sich an den Hals, als ob er den Kehlkopf herausreißen wollte. Seine Fingernägel hinterließen rote Linien. Er verdrehte die Augen. Man sah nur noch das Weiße und den unteren Teil der Ms.

»Tad!«

Sein Adamsapfel bewegte sich ruckartig rauf und runter wie ein mechanisches Spielzeug. Seine Hände griffen in die Luft, dann wieder an seinen Hals. Er würgte.

Donna vergaß, wo sie war, und öffnete die Tür, als stände ihr Wagen auf dem Parkplatz des Supermarktes, wo sie einfach aussteigen und Hilfe holen könnte.

Sofort war Cujo auf den Beinen. Er sprang gegen den Wagen, als die Tür kaum halb geöffnet war, was Donna wahrscheinlich das Leben rettete.

Er schlug gegen die Tür, fiel zurück und sprang wieder an. Er knurrte böse. Seine Exkremeente fielen auf den zerwühlten Kies der Einfahrt.

Donna schrie auf und riß die Tür wieder zu. Cujo warf sich gegen den Wagen und beulte ihn noch ein bißchen mehr ein. Dann sprang er gegen das Fenster. Es krachte dumpf, und von dem einen Riß in der Scheibe gingen noch ein halbes Dutzend andere aus.

Cujo sprang wieder, und das Sicherheitsglas bog sich sternförmig zersplittert nach innen, ohne zu zerbrechen. Die Welt dahinter war jetzt milchig verschwommen.

*Wenn er noch einmal springt -*

Aber Cujo wandte sich ab, zog sich auf seinen Beobachtungsposten zurück.

Donna sah sich nach ihrem Sohn um.

Tads Körper zuckte wie in einem epileptischen Anfall. Sein Gesicht wurde bläulich. Die Venen an seinen Schläfen traten hervor. Von ihrem Erste-Hilfe-Kursus im College wußte sie, was das bedeutete. Er hatte nicht seine Zunge verschluckt. Das passierte nur in schlechten Romanen. Aber seine Zunge war nach hinten gerutscht und blockierte die Luftröhre. Er erstickte vor ihren Augen.

Sie nahm sein Kinn in die linke Hand und riß ihm den Mund auf. Seine Kiefergelenke knackten. Sie tastete nach seiner Zungenspitze und fand sie unglaublich weit hinten, dort, wo seine Weisheitszähne wachsen würden, wenn er jemals welche bekommen sollte. Die Zunge war feucht und glitschig und rutschte immer wieder weg. Ihr Herz raste. *Ich verliere ihn*, dachte sie. *O lieber Gott, ich verliere meinen Sohn.*

Plötzlich biß Tad zu. Blut floß von ihren Fingern und von Tads aufgesprungenen Lippen über sein Kinn. Sie bemerkte kaum den Schmerz. Tads Füße trommelten wild gegen den

Sitz. Sie suchte verzweifelt nach seiner Zungenspitze, fand sie . . . und wieder rutschte sie ihr aus den Fingern.

*(der Hund dieser verdammte Köter es ist seine Schuld du elender Höllenhund ich werde dich umbringen das schwöre ich bei Gott)*  
ug3n Tad biß wieder zu, und dann hatte sie seine Zunge wieder, aber diesmal ließ sie nicht locker, sie grub ihre Fingernägel von oben und unten hinein und zog sie nach vorn, wie man ein Springrollo herunterzieht. Gleichzeitig schob sie ihm mit der Hand unter seinem Kinn den Kopf zurück, um die Luftröhre zu strecken. Tad fing wieder an zu atmen, trocken und rasselnd, wie ein alter Mann mit Emphysemen. Dann begann er zu schreien.

Donna schlug ihm ins Gesicht. Sie wußte nicht, was sie sonst hätte tun sollen. Also tat sie das.

Tads Atmung wurde zu einem flachen Keuchen. Auch Donna war außer Atem. Ihr wurde schwindlig. Sie hatte ihr verletztes Bein bewegt und spürte die warme Nässe von Blut.

»Tad!« rief sie heiser. »Tad, kannst du mich hören?«

Sein Kopf nickte. Ein wenig. Seine Augen waren geschlossen.

»Bleib ganz ruhig. Du mußt dich entspannen.«

». . . ich will nach Hause . . . Mommy . . . das Ungeheuer . . .«.

»Shh, Tadder. Sei still und denk nicht an Ungeheuer. Hier.« Die »Worte an die Ungeheuer« waren auf den Boden gefallen. Sie hob sie auf und gab sie ihm in die Hand. Tad griff krampfhaft zu. »Jetzt konzentrier dich darauf, langsam und regelmäßig zu atmen, Tad. Dann kommen wir auch nach Hause. Langsam und regelmäßig atmen.«

Draußen im hohen Unkraut auf der rechten Seite der Einfahrt sah sie wieder den alten Baseballschläger liegen, dessen Griff mit Isolierband umwickelt war.

»Du mußt ganz ruhig bleiben, Tadder, kannst du das versuchen?«

Tad nickte schwach, ohne die Augen zu öffnen.

»Es ist bald vorüber, Honey, das verspreche ich dir.«

Draußen wurde es heller. Es war schon warm. Die Temperatur in dem kleinen Wagen begann zu steigen.

Vic kam um zwanzig nach fünf zu Hause an. Zu der Zeit als sein Sohn fast an seiner Zunge erstickt wäre. Er ging langsam im Wohnzimmer hin und her und versuchte, etwas aufzuräumen. Aber er war nicht bei der Sache.

Bannerman, ein Beamter der State Police und ein Beamter der Generalstaatsanwaltschaft saßen auf dem Sofa und tranken Instantkaffee.

»Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß«, sagte Vic. »Wenn sie nicht bei den Leuten ist, mit denen Sie schon gesprochen haben, weiß ich nicht, wo sie sein könnte.« Mit dem Kehrblech schaufelte er Glasscherben in einen Müllsack. »Es sei denn, sie ist bei Kemp.«

Die Herren schwiegen. Vic konnte sich nicht erinnern, jemals so müde gewesen zu sein wie jetzt, aber wahrscheinlich würde er trotzdem nicht schlafen können. Jedenfalls nicht ohne ein Beruhigungsmittel. Er konnte nicht richtig denken. Zehn Minuten nach seiner Ankunft hatte das Telefon geklingelt, und er war gesprungen wie ein Tier, ohne auf den milden Einwand des Mannes von der Staatsanwaltschaft zu achten, daß der Anruf wahrscheinlich für ihn sei. Er war nicht für ihn gewesen. Es war Roger, der wissen wollte, ob Vic angekommen sei und ob es etwas Neues gäbe.

Es *gab* Neues, aber nicht das, was Vic wissen wollte. Man hatte im ganzen Haus Fingerabdrücke gefunden, und man hatte auch Fingerabdrücke in Steve Kemps Wohnung genommen, und man würde bald Gewißheit darüber haben, ob Kemp derjenige war, der diese Verwüstung angerichtet hatte. Vic hielt das für völlig überflüssig. Er *wußte*, daß Kemp es gewesen war.

Der Beamte der State Police hatte eine Beschreibung von Kemps Lieferwagen erstellt. Es war ein 1971er Ford Econoline, Kennzeichen Maine 641-644. Farbe hellgrau. Aber sie wußten von Kemps Hauswirt, den sie um vier Uhr früh aus dem Bett geholt hatten, daß die Seiten des Wagens bemalt waren: Berge, Hochebenen, Sanddünen. Auf der Rückseite zwei Aufkleber: SPALTET HOLZ KEINE ATOME und RONALD REAGAN HAT J. R. ERSCHOSSEN. Ein komischer Vogel, dieser Steve Kemp. Aber die Wandmalereien und die Aufkleber würden die

Suche nach dem Wagen sehr erleichtern und wenn er sie nicht übermalt hatte, würde man ihn sicher noch im Laufe dieses Tages irgendwo auftreiben. Die Fahndung lief in allen Staaten von Neuengland und im Hinterland von New York. Zusätzlich waren das FBI in Portland und Boston alarmiert worden wegen einer möglichen Entführung. Zur Zeit wurde geprüft, ob Kemps Name in Washingtoner Akten auftauchte. Sie würden drei unbedeutende Vergehen finden, alle im Zusammenhang mit Protesten gegen den Vietnamkrieg in den Jahren 1968 bis 1970.

»Eins verstehe ich nicht«, sagte der Mann von der Staatsanwaltschaft. Er zeichnete Strichmännchen auf den Notizblock, der immer noch auf seinem Knie lag, obwohl Vic ihm längst alles erzählt hatte, was er wußte. »Da ist eine Frage, die mir verdammt Sorgen bereitet.«

»Was ist es?« fragte Vic. Er hob das Familienfoto auf und sah es an. Dann schüttelte er die Scherben der zerbrochenen Glascheibe in den Müllbeutel.

»Der Wagen. Wo ist der Wagen Ihrer Frau?«

Sein Name war Masen - Masen mit >e<, wie er Vic bei der Begrüßung mitgeteilt hatte. Masen ging zum Fenster und klopfte sich geistesabwesend mit dem Notizblock gegen den Schenkel. Vics verbeulter Sportwagen stand in der Einfahrt neben Bannermans Streifenwagen. Vic hatte den Wagen von Avis, mit dem er nördlich von Boston gefahren war, am Flughafen Portland stehengelassen und war dort in seinen Jaguar umgestiegen.

»Was hat das damit zu tun?« fragte Vic.

Masen zuckte die Achseln. »Vielleicht nichts. Vielleicht viel. Vielleicht alles. Wahrscheinlich nichts. Aber es gefällt mir nicht. Kemp kommt hierher, nicht wahr? Greift sich Ihre Frau und Ihren Sohn. Warum? Er ist wütend. Das ist Grund genug. Er ist ein schlechter Verlierer. Vielleicht ist dies ja auch seine Art, jemandem einen Streich zu spielen.«

Alles das hatte Vic ihm selbst erzählt. Masen gab es' fast wörtlich wieder.

»Was tut er also? Er packt sie in seinen Ford-Lieferwagen mit den Wandmalereien an den Seiten und flieht mit ihnen oder hält sich irgendwo versteckt. Richtig?«

»Ja, das ist das, was ich befürchte . . .«

Masen drehte dem Fenster den Rücken zu und sah Vic an.  
»Wo ist dann aber der Wagen Ihrer Frau?«

»Ja . . .« Vic versuchte, sich zu konzentrieren. Es war schwer. Er war sehr müde. »Vielleicht. . .«

»Vielleicht hatte er einen Komplizen, der damit wegfuhr«, sagte Masen. »Das würde wie eine Entführung mit Lösegeldforderung aussehen. Wenn Kemp es allein getan hat, war die Entführung wahrscheinlich gar nicht geplant, sondern nur einer seiner plötzlichen, verrückten Einfälle. Wenn es eine erpresserische Entführung ist, warum sollten sie dann den Wagen mitgenommen haben? Um umzusteigen? Lächerlich. Der Pinto ist zwar nicht ganz so auffällig wie Kems Lieferwagen, aber es mußte ihm klar sein, daß wir auch nach ihm fahnden würden. Und - wer sollte den Wagen Ihrer Frau gefahren haben, wenn Kemp allein war?«

»Vielleicht kam er zurück und holte ihn«, äußerte der Beamte der State Police eine Vermutung. »Hat den Jungen und die Frau irgendwo versteckt und ist zurückgekommen, um den Wagen zu holen.«

»Ohne einen Komplizen wäre das wohl etwas problematisch«, meinte Masen, »wenn auch vielleicht nicht ganz unmöglich. Wenn er sie in der Nähe versteckt hat, könnte er zu Fuß zurückgekommen sein, um den Wagen zu holen; wenn er sie weiter weggebracht hat, per Anhalter. Aber warum?«

»Sie könnte den Pinto selbst gefahren haben«, warf Bannerman ein, der bisher noch kein Wort gesagt hatte.

Masens Augenbrauen schossen nach oben.

»Wenn er den Jungen in seinem Wagen mitgenommen hat . . .« Bannerman sah Vic an.

»Es tut mir leid, Mr. Trenton, aber er könnte den Jungen gefesselt neben sich gesetzt und Ihrer Frau gesagt haben, daß sie ihm in ihrem Wagen folgen soll, wenn sie nicht will, daß dem Jungen was passiert.«

Vic nickte und fühlte sich noch elender.

Masen schien irritiert. Vielleicht, weil ihm dieser Gedanke nicht selbst gekommen war. »Ich wiederhole: zu welchem Zweck?«



Bannerman schüttelte den Kopf, und Vic fiel kein einziger Grund ein, warum Kemp Donnas Wagen mitgenommen haben sollte.

Masen zündete sich eine Fall Mall an, hustete und sah sich nach einem Aschenbecher um.

»Entschuldigen Sie«, sagte Vic und kam sich wieder wie ein Schauspieler vor, der seinen Text hersagt. »Die zwei Aschenbecher, die hier standen, sind kaputt. Ich hole Ihnen einen aus der Küche.«

Masen folgte ihm, nahm den Aschenbecher und sagte: »Lassen Sie uns vor die Tür gehen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Es wird heute wieder verdammt heiß.«

»Okay«, sagte Vic gleichgültig.

Als sie hinausgingen, warf er einen Blick auf das an'der Hauswand angeschraubte Thermometer-Barometer . . . ein Geschenk von Donna letztes Jahr zu Weihnachten. Die Temperatur stand schon auf dreiundzwanzig Grad, die Nadel des Barometers zeigte unerschütterlich auf »schön«.

»Die Sache mit dem Auto fasziniert mich«, sagte Masen. »Ich muß das weiterverfolgen. Es geht also um eine Frau mit ihrem Sohn. Eine Frau, deren Ehemann auf Geschäftsreise ist. Sie braucht ihren Wagen. Bis zur Innenstadt ist es eine halbe Meile, und der Weg zurück geht die ganze Zeit bergauf. Wenn wir also annehmen, daß Kemp sie von hier aus entführt hat, würde der Wagen noch hier sein. Stellen Sie sich statt dessen folgendes vor: Kemp kommt ins Haus, verwüstet die Wohnung und verschwindet wieder, aber er ist immer noch wütend. Er sieht sie irgendwo in der Stadt und nimmt sie mit. In dem Fall würde der Wagen noch irgendwo in der Stadt stehen. Vielleicht auf dem Parkplatz am Supermarkt. . .«

»Ein herrenloser Wagen die ganze Nacht auf dem Parkplatz. Wäre das nicht aufgefallen?« fragte Vic.

»Wahrscheinlich«, sagte Masen. »Glauben Sie, daß Ihre Frau ihn selbst irgendwo hat stehen lassen?«

Plötzlich wußte Vic: das Nadelventil.

»Ist Ihnen gerade ein Licht aufgegangen?« fragte Masen.

»Das war ein ganzes Feuerwerk. Der Wagen ist nicht hier, weil er bei Ford in South Paris steht. Der Vergaser war nicht in

Ordnung. Das Nadelventil klemmte. Am Montagnachmittag sprach ich mit ihr am Telefon darüber. Sie war ziemlich ratlos. Ich hatte sie bei einer Werkstatt hier am Ort anmelden wollen, es aber total vergessen, weil. . . »

Er brach ab und dachte daran, warum er es vergessen hatte.

»Sie haben vergessen, den Wagen hier zur Reparatur anzumelden, und glauben deshalb, daß sie ihn nach South Paris gebracht hat?«

»Ja.« Er konnte sich nicht mehr genau an das Gespräch erinnern, aber er wußte, daß sie Angst davor hatte, auf dem Weg zur Werkstatt mit dem Wagen liegenzubleiben.

Masen warf einen Blick auf seine Uhr und stand auf. Vic machte Anstalten, ihm zu folgen.

»Nein, bleiben Sie sitzen. Ich bin gleich zurück. Nur ein kurzes Telefongespräch.«

Vic blieb auf den Stufen sitzen. Der Knall, mit dem die Verandatür hinter Masen ins Schloß fiel, erinnerte ihn so sehr an Tad, daß er die Zähne aufeinanderbeißen mußte, um nicht wieder zu weinen. Wo waren die beiden? Die Tatsache, daß der Wagen nicht hier war, konnte ihn keineswegs beruhigen.

Die Sonne stand jetzt über dem Horizont und tauchte die Häuser und die Straße und ganz Castle HUI in rosiges Licht. Sein Blick fiel auf die Schaukel, in der Tad so oft gesessen hatte . . . Sein einziger Wunsch war jetzt, seinen Sohn zu schaukeln, und seine Frau sollte daneben stehen. Er wollte ihn schaukeln, bis ihm die Hände abfielen, wenn nur sein Sohn glücklich wäre.

*. Daddy, höher, viel höher!*

Die Erinnerung an die Stimme seines Sohnes ließ ihn erschauern. Sie klang gespenstisch.

Einen Augenblick später öffnete sich die Verandatür. Masen setzte sich neben ihn und steckte sich eine neue Zigarette an. »Twin City Ford in South Paris«, sagte er. »Das ist es doch, oder nicht?«

»Ja, wir haben den Wagen dort gekauft.«

»Ich habe angerufen. Hatte Glück. Der Service Manager war schon da. Er sagte mir, daß der Wagen Ihrer Frau nicht dort ist, er war auch nicht dort. Wie heißt die Werkstatt in Castle Rock?«

»Joe Camber«, sagte Vic. »Dann muß sie doch zu ihm gefahren sein. Das wollte sie eigentlich nicht, denn es ist sehr weit draußen, und als sie dort anrief, meldete sich niemand. Ich sagte ihr, daß Camber wahrscheinlich doch da sei und in der Werkstatt arbeitete. Es ist eine umgebaute Scheune, und ich glaube nicht, daß er dort Telefon hat. Als wir das letzte Mal draußen waren, hatte er jedenfalls keins.«

»Wir werden das prüfen«, sagte Masen, »aber Sie können sich drauf verlassen, Mr. Trenton, dort ist der Wagen auch nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil es keinen Sinn ergibt«, sagte Masen. »Deshalb wußte ich ja auch im voraus, daß er nicht bei Ford in South Paris war. Sehen Sie. Es bleibt doch dabei, daß eine junge Frau mit einem Kind ein Auto braucht. Wenn wir nun annehmen, sie hätte den Wagen zu Ford gebracht und man hätte ihr dort gesagt, es würde ein paar Tage dauern. Wie hätte sie dann zurückkommen sollen?«

»Ganz einfach . . . mit einem Leihwagen . . .«

»Richtig! Ganz prima! Und wo ist der Leihwagen?«

Vic ließ seinen Blick über die Einfahrt schweifen, als ob er dort auftauchen würde.

»Mit dem Wagen Ihrer Frau zu türmen, war für Kemp ebenso unsinnig, wie den Leihwagen zu nehmen«, sagte Masen. »Deshalb kam auch die Ford-Werkstatt von vornherein nicht in Frage. Nehmen wir aber an, sie ist zu diesem Joe Camber gefahren, und er hat ihr einen alten Schrottwagen als Ersatz gegeben: wo ist dann dieser Ersatzwagen? Es könnte natürlich auch sein, daß Camber ihr keinen Wagen leihen konnte. Was macht sie also? Sie ruft eine Freundin an, und die Freundin kommt und bringt sie nach Hause. Verstehen Sie?«

»Ja, sicher.«

»Wer war es dann, der sie hergebracht hat? Sie haben uns eine Reihe Leute genannt, und wir haben sie alle aus dem Bett geklingelt. Erstaunlicherweise waren sie alle zu Hause, mitten im Sommer und bei diesem Wetter. Keiner von ihnen hat sie nach Hause gebracht. Niemand hat sie später als Montagmorgen gesehen.«

»Warum reden wir dann noch herum?« fragte Vic. »Wir sollten Camber anrufen und uns Gewißheit verschaffen.«

»Lassen Sie uns bis sieben warten«, sagte Masen. »Das sind nur noch fünfzehn Minuten. Geben wir ihm eine Chance, sich Wasser ins Gesicht zu schütten und ein bißchen wach zu werden. Service Manager müssen früh am Arbeitsplatz sein, aber dieser Camber ist sein eigener Herr.«

Vic zuckte die Achseln. Dies war sowieso nur eine Sackgasse. Kemp hatte Donna und Tad. Davon war er überzeugt, und genauso sicher wußte er, daß Kemp es gewesen war, der seine Einrichtung zertrümmert und sein Sperma auf das Bett gespritzt hatte, das Vic mit Donna teilte . . . »Es muß natürlich nicht unbedingt jemand von ihren Bekannten gewesen sein«, grübelte Masen und beobachtete, wie der Rauch seiner Zigarette in den Morgenhimmel stieg. »Es gibt tausend andere Möglichkeiten. Sie fährt zu Camber, und zufällig ist dort jemand, den sie flüchtig kennt, und dieser Jemand bietet ihr an, sie und ihren Jungen nach Hause zu bringen. Oder Camber tut es selbst. Oder seine Frau. Ist er verheiratet?«

»Ja. Nette Frau.«

»Sie könnten es auch gewesen sein. Irgend jemand. Manche Leute sind sehr hilfsbereit, wenn es darum geht, einer Lady zu helfen.«

»Ja«, sagte Vic und steckte sich auch eine Zigarette an.

»Aber das ist ja alles von untergeordneter Bedeutung. Die wesentliche Frage bleibt: Wo ist der verdammte Wagen? Denn die Situation bleibt dieselbe: Frau und Kind allein im Haus. Sie muß zum Supermarkt, zur Reinigung, zur Post. Dutzende von Besorgungen. Wenn der Mann nur ein paar Tage weg ist, vielleicht sogar eine Woche, dann könnte sie versuchen, solange ohne Auto zurechtzukommen. Aber zehn Tage oder zwei Wochen? Großer Gott, das ist eine lange Zeit in einer Stadt, in der es nur ein verdammtes Taxi gibt. Das ist da& ideale Pflaster für Leihwagenfirmen. Vielleicht hat sie Hertz oder Avis oder National angerufen, damit sie ihr einen Wagen hinstellen, entweder hier oder bei Camber. Aber wo, zum Teufel, ist dann der Leihwagen? Diese Frage verfolgt mich. Sie braucht doch irgendein Fahrzeug. Begreifen Sie das?«

»Ich halte das nicht für so wichtig«, sagte Vic.

»Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht gibt es eine ganz simple Erklärung, und wir werden uns fragen, wie wir so beschränkt sein konnten, nicht gleich darauf zu kommen. Aber das Problem übt eine eigenartige Faszination auf mich aus ... es war das Nadelventil, sagten Sie? Sind Sie sicher?«

»Vollkommen sicher.«

Masen schüttelte den Kopf. »Dann brauchen wir doch an Leihwagen und Ersatzwagen keinen einzigen Gedanken zu verschwenden. Das ist ein Fünfzehnminutenjob für jemand, der das nötige Werkzeug und Ahnung hat. Da fährt man rein und wieder raus. Wo also ist. . .«

». . . ihr verdammter Wagen?« fragte Vic erschöpft. Ihm war schwindelig.

»Warum gehen Sie nicht nach oben und legen sich hin«, fragte Masen. »Sie sehen müde aus.«

»Nein, ich will wach sein, wenn irgendwas passiert. . .«

»Wenn etwas passiert, wird jemand hier sein, um Sie zu wecken. Die Leute vom FBI werden herkommen und eine Fangschaltung an Ihrem Telefon installieren. Die machen soviel Lärm, daß selbst Tote aufwachen - Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen.«

Vic war zu müde, um mehr als dumpfe Angst zu verspüren. »Finden Sie, daß diese Fangschaltung wirklich nötig ist?«

»Besser man hat es und braucht es nicht, als man braucht es und hat es nicht«, meinte Masen und drückte seine Zigarette aus. »Ruhen Sie sich ein bißchen aus, Vic, das wird Ihnen gut tun.«

»Ja.«

Er ging langsam nach oben. Das Bett war bis auf die Matratze abgezogen. Das hatte er selbst getan. Er legte zwei Kissen auf seine Seite und zog die Schuhe aus. Dann legte er sich hin. Grelles Morgenlicht fiel durch das Fenster herein. *Ich werde nicht schlafen*, dachte er, *nur ruhen. Jedenfalls werde ich es versuchen.* Eine Viertelstunde . . . vielleicht eine halbe . . .

Aber als das Telefon ihn weckte, stand schon die glühende Nachmittagsshitze über dem Haus.

Charity Camber trank ihren Morgenkaffee und rief dann Alva Thornton in Castle Rock an. Alva war selbst am Apparat. Er wußte, daß sie am Abend vorher mit Bessie gesprochen hatte.

»Nein«, sagte Alva, »von Joe hab ich seit letztem Donnerstag nichts gesehen. Er brachte einen Traktorreifen, den er für mich repariert hatte. Er hat nichts davon gesagt, daß ich Cujo füttern soll. Das hätte ich mit Vergnügen getan.«

»Alva, könntest du zu unserem Haus gehen und nachsehen, wie es Cujo geht? Brett sah ihn am Montagmorgen, bevor wir zu meiner Schwester fuhren, und er fand, daß er krank aussah. Und ich habe wirklich keine Ahnung, wen Joe gebeten hat, ihn" zu füttern. Es eilt nicht«, fügte sie nach der Art der Leute auf dem Land hinzu.

»Ich lauf schnell rauf und sehe nach«, sagte Alva. »Ich will nur erst diesen verdammten Gackerviechern Futter und Wasser geben.«

»Das wäre nett, Alva«, sagte Charity dankbar und gab ihm die Nummer ihrer Schwester. »Vielen Dank.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile, hauptsächlich über das Wetter. Alva machte sich wegen der ständigen Hitze um seine Hühner Sorgen. Dann legte sie auf.

Brett schaute von seinem Teller auf, als sie in die Küche kam. Jim Junior zeichnete mit seinem Orangensaftglas Ringe auf den Tisch und plapperte vor sich hin. Irgendwann während der vergangenen achtundvierzig Stunden hatte er herausgefunden, daß Brett Camber ein naher Verwandter von Jesus Christus war.

»Nun?« fragte Brett.

»Du hattest recht. Daddy hat Alva nicht gebeten, Cujo zu füttern.« Sie sah die Enttäuschung und die Unruhe in Bretts Gesicht und fuhr fort: »Aber er geht heute morgen hin, um nachzusehen. Sobald er seine Hühner versorgt hat. Diesmal habe ich ihm die Nummer gegeben. Er hat mir versprochen, hieranzurufen.«

»Danke, Mom.«

Geräuschvoll verschwand Jim vom Tisch, als Holly ihn nach oben rief, damit er sich anzog. »Kommst du mit, Brett?«

Brett lächelte. »Ich warte auf dich, du Preisboxer.«

»Okay.« Jim trompetete: »Mom! Brett sagt, daß er warten will! Brett wartet, bis ich angezogen bin!«

Es hörte sich an, als sei eine ganze Elefantenherde auf der Treppe. ,

»Er ist ein netter Junge«, sagte Brett beiläufig.

»Ich habe mir gedacht«, sagte Charity, »daß wir ein wenig früher nach Hause fahren, wenn es dir recht ist.«

Bretts Gesicht hellte sich auf, und obwohl sie ihre Entscheidung getroffen hatte, machte seine Freude sie ein wenig traurig. »Wann?« fragte er.

»Wie wäre es mit morgen?« Sie hatte den Freitag vorschlagen wollen.

»Prima! Aber« - er sah sie eine Weile an - »war der Besuch nicht zu kurz, Mom? Ich meine, sie ist doch deine Schwester.«

Charity dachte an die Kreditkarten und an die Musicbox von Wurlitzer. Hollys Mann hatte sie sich leisten können, aber reparieren konnte er sie nicht. Das waren die Dinge, die sich Brett eingeprägt hatten, und auch sie selbst war nicht ganz unbeeindruckt geblieben. Vielleicht sah sie jetzt alles ein wenig mit Bretts Augen . . . und mit Joes Augen. Es reichte ihr.

»Ja«, sagte sie.

»Aber ich bin lange genug hier gewesen. Ich werde es Holly heute morgen sagen.«

»Okay, Mom.« Er sah sie ein wenig verlegen an. »Ich würde gern einmal wiederkommen. Ich mag sie. Und er ist ein netter kleiner Junge. Vielleicht kann er uns einmal im Maine besuchen.«

»Ja«, sagte sie überrascht und dankbar. Sie glaubte nicht, daß Joe etwas dagegen haben würde. »Ja, das können wir vielleicht arrangieren.«

»Okay. Und erzähl mir nachher, was Mr. Thornton gesagt hat.«

»Das werde ich tun.«

Aber Alva rief nicht zurück. Als er an diesem Morgen seine Hühner fütterte, ging der Motor seiner großen Klimaanlage zum Teufel, und er hatte alle Hände voll zu tun, die Tiere zu retten, bevor sie in der Mittagshitze verendeten. Donna Tren-

ton hätte das vielleicht als einen weiteren Schlag des Schicksals bezeichnet, das sie in Cujos trüben, mordlüsternen Augen reflektiert sah. Als die Sache mit der Klimaanlage sich erledigt hatte, war es vier Uhr nachmittags (Alva Thornton verlor an diesem Tag sechzig Hennen und konnte noch von Glück sagen, daß es nicht mehr waren, und das Duell, das am Montagnachmittag auf Cambers Grundstück unter den sengenden Strahlen der Sonne begonnen hatte, war zu Ende).

Andy Masen war das Wunderkind der Generalstaatsanwaltschaft von Maine, und manche sagten, daß er eines Tages - und zwar eines nicht allzu fernen Tages - die Leitung der Kriminalabteilung der Staatsanwaltschaft übernehmen würde. Andy Masens eigene Pläne zielten noch um einiges weiter. Er hoffte, im Jahre 1984 selbst Generalstaatsanwalt zu werden und 1987 für den Posten des Gouverneurs zu kandidieren. Und nach acht Jahren im Gouverneursamt, wer konnte wissen, wie es danach weiterginge?

Er stammte aus einer großen Familie in ärmlichen Verhältnissen. Er und seine drei Brüder und zwei Schwestern waren in einer Bruchbude an der äußeren Sabbathus Road in der Stadt Lisbon aufgewachsen, einer typischen »Armeleutegegend«. Seine Brüder und Schwestern hatten den unter den Umständen vorgegebenen Erwartungen entsprochen. Nur Andy Masen und sein jüngster Bruder Marty hatten die höhere Schule absolviert. Eine Weile hatte es so ausgesehen, als ob auch Roberta es schaffen könnte, aber dann hatte sie sich anlässlich eines Tanzabends bis über beide Ohren verliebt. Sie war von der Schule abgegangen, um den Jungen zu heiraten, der mit neunundzwanzig noch Pickel hatte, Narragansett direkt aus der Dose trank und sie und ihr Kind schikanierte. Marty war bei einem Autounfall auf der Route 9 in Durham umgekommen. Er und einige betrunkenen Freunde hatten die Kurve den Sirois Hill hinauf mit hundertzehn nehmen wollen. Der Camaro, in dem sie fuhren, überschlug sich zweimal und brannte aus.

Andy war der Star der Familie gewesen, aber seine Mutter



hatte ihn nie gemocht. Sie hatte ein wenig Angst vor ihm. Wenn sie mit Freunden sprach, pflegte sie zu sagen: »Mein Andy ist kalt wie ein Fisch«, aber er war noch mehr als das. Er hatte sich immer streng unter Kontrolle und war immer zugeknöpft. Schon in der fünften Klasse wußte er, daß er irgendwie • ein Studium absolvieren und Anwalt werden würde. Anwälte verdienten viel Geld. Anwälte arbeiteten mit Logik. Und Logik war Andys Heiligtum.

Er sah jedes Geschehen als einen Punkt an, von dem eine begrenzte Anzahl von Möglichkeiten strahlenförmig ausging. Am Ende jedes dieser Strahlen befand sich der Ausgangspunkt für ein weiteres Ereignis. Und so weiter. Und dieser Punkt-Zu-Punkt-Lebensplan hatte ihm gute Dienste geleistet. Er bekam in der Schule nur gute Noten und erhielt für seine guten Leistungen anschließend ein Stipendium. Er hätte überall studieren können, aber er entschied sich für die Universität von Maine. Damit verzichtete er auf seine Chance in Harvard, aber er hatte schon beschlossen, seine Karriere in Augusta zu beginnen, und er wollte nicht, daß irgendein Hinterwäldler in Gummistiefeln und Holzfällerjacke ihm seine Harvardausbildung um die Ohren schlug.

An diesem heißen Julimorgen lief alles planmäßig.

Er legte Vic Trentons Telefonhörer auf. Bei Camber hatte niemand abgenommen. Der Mann von der State Police und Bannerman waren noch hier und warteten wie gut dressierte Hunde auf weitere Anweisungen. Mit Townsend, dem Mann von der State Police, hatte er schon früher zusammengearbeitet. Er gehörte zu den Leuten, die Andy Masen gern um sich hatte. Wenn man sagte »holen«, dann holte Townsend. Bannerman war ein Neuer, und Masen mochte ihn nicht besonders. Seine Augen waren ein bißchen zu flink, und wie er mit der Idee herausgeplatzt war, Kemp könnte das Kind benutzt haben, um die Frau gefügig zu machen . . . nun, solche Ideen, wenn sie denn auftauchten, sollten von Andy Masen kommen. Sie saßen alle drei schweigend auf dem Sofa, tranken Kaffee und warteten auf die Jungs vom FBI, die die Fangschaltung am Telefon installieren sollten.

Andy ließ sich den Fall durch den Kopf gehen. Vielleicht war

es nur ein Sturm im Wasserglas. Vielleicht war es aber mehr. Der Ehemann jedenfalls glaubte fest an eine Entführung und maß dem Fehlen des Wagens keine Bedeutung bei. Er war auf die Idee fixiert, daß seine Leute sich in Steve Kemps Gewalt befänden.

Andy Masen war da nicht so sicher.

Camber war nicht zu Hause; da oben war überhaupt niemand. Vielleicht waren sie in Urlaub gefahren. Das war ziemlich wahrscheinlich. Der Juli war der übliche Urlaubsmonat. Hätte er ihren Wagen zur Reparatur angenommen, wenn er, wegfahren wollte? Unwahrscheinlich. Unwahrscheinlich, daß der Wagen dort stand. Immerhin mußte der Vergaser nachgesehen werden, und eine Möglichkeit hatte er Vic Trenton gegenüber nicht erwähnt.

Angenommen, sie *hatte den* Wagen zu Cambers Werkstatt gefahren? Angenommen, jemand *hatte* sie in seinem Wagen mitgenommen? Kein Freund, kein Bekannter, sondern ein Fremder? Andy hörte jetzt schon Trenton sagen: »O, nein, meine Frau würde sich nie von einem Fremden mitnehmen lassen.« Aber sie hatte sich, um es mal volkstümlich auszudrücken, doch auch von Steve Kemp einige Male »mitnehmen« lassen, der ihr ebenfalls fast fremd war. Wenn der hypothetische Fremde freundlich auftrat und ihr daran gelegen war, das Kind nach Hause zu bringen, hatte sie vielleicht akzeptiert. Und vielleicht war der nette, lächelnde Mann eine Art Ungeheuer. So ein Ungeheuer hatten sie hier in Castle Rock erst kürzlich gehabt, Frank Dodd. Vielleicht hatte der nette, lächernde Mann sie mit aufgeschnittener Kehle im Gebüsch liegen gelassen und war fröhlich weitergezogen. Wenn das der Fall war, mußte der Wagen bei Camber stehen.

Andy hielt diesen Ablauf der Dinge nicht für *wahrscheinlich*, aber er war *möglich*. Er hätte ohnehin einen Mann zu Camber hinauf geschickt - das war Routine -, aber er wußte immer gern, warum er jeweils das tat, was er tat. Er nahm an, daß er Cambers Werkstatt für jeden praktischen Zweck aus der logisch geordneten Struktur, die er für sich errichtete, ausklammern konnte. Es war denkbar, daß sie hingefahren war und Camber nicht angetroffen hatte. Anschließend mochte ihr Wagen dann

liegendeblieben sein. Aber Castle Rocks Straße Nummer 3 war nicht die Antarktis. In diesem Fall hätten sie und das Kind einfach zum nächsten Haus gehen und telefonieren können, aber das hatten sie nicht getan.

»Mr. Townsend«, sagte Andy mit seiner gewohnt leisen Stimme. »Sie und Sheriff Bannerman sollten zur Werkstatt dieses Joe Cambers hinausfahren. Stellen Sie drei Dinge fest: kein blauer Ford Pinto dort, Kennzeichen 218-864, keine Donna und kein Theodore Trenton dort, keine Cambers dort. Kapiert?«

»In Ordnung«, sagte Townsend. »Wollen Sie . . .«

»Ich will nur diese drei Dinge«, sagte Andy leise. Die Art, wie Bannerman ihn ansah, gefiel ihm überhaupt nicht. Es lag etwas in seinem Blick, das man müde Verachtung nennen konnte. Es regte ihn auf. »Wenn Sie auch nur einen von den dreien dort finden, rufen Sie mich hier an. Und wenn ich nicht hier sein sollte, hinterlasse ich eine Nummer. Verstanden?«

Das Telefon klingelte« Bannerman nahm den Hörer ab. Nach einer Weile reichte er ihn Andy Masen. »Für Sie, Draufgänger.«

Ihre Blicke trafen sich über dem Apparat. Masen dachte, Bannerman würde wegschauen, aber er tat es nicht. Andy zögerte. Dann nahm er den Hörer. Der Anruf kam von der State Police in Scarborough. Sie hatten Steve Kemp gefaßt. Sein Lieferwagen war im Hof eines kleinen Motels in der Stadt Twickenham in Massachusetts gefunden worden. Die Frau und der Junge waren nicht bei ihm. Kemp hatte seinen Namen angegeben und sich im übrigen auf sein Aussageverweigerungsrecht berufen.

Für Andy Masen schien diese Nachricht Unheil anzukünden.

»Townsend, Sie kommen mit mir«, sagte er. »Sie können die Sache bei Camber allein erledigen, nicht wahr, Sheriff Bannerman?«

»E.s ist meine Stadt.«

Andy Masen zündete sich eine Zigarette an und sah Bannerman durch den Rauch hindurch an. »Haben Sie Probleme mit mir, Sheriff?«

Bannerman lächelte. »Keine, mit denen ich nicht fertig werde.«

*Mein Gott, wie ich diese Bauernlmmel hasse, dachte Masen, als Bannerman ging. Aber jetzt ist er erst einmal aus dem Spiel. Man muß auch für kleine Dinge dankbar sein.*

Bannerman setzte sich hinter das Lenkrad seines Streifenwagens, startete und fuhr rückwärts die Einfahrt der Trentpns hinunter. Es war zwanzig Minuten nach sieben. Es amüsierte ihn fast, daß Masen ihn fein säuberlich auf ein Nebengleis geschoben hatte. Die anderen stießen zum Kern der Dinge vor, er aber zielte ins Leere. Aber der alte Hank Townsend mußte sich den ganzen Vormittag Masens Scheiße anhören, insofern war er also gut davongekommen.

George Bannerman fuhr langsam die Route 117 in Richtung Maple Sugar Road entlang. Ohne Sirene und Blaulicht. Es war wirklich ein herrlicher Tag. Und er sah keinen Grund zur Eile.

Donna und Tad schliefen.

Ihre Haltung war ziemlich ähnlich: es war die unbequeme Schlafhaltung von Leuten, die lange Stunden in Interstate-Bussen verbringen mußten. Ihre Köpfe waren zwischen die Schultern gesunken, Donnas nach links und Tads nach rechts. Tads Hände lagen auf seinem Schoß wie Fische auf dem Trockenen. Hin und wieder zuckten sie. Sein Atem ging heiser und röchelnd. Seine Lippen waren aufgesprungen, die Augenlider gerötet. Speichel war ihm aus dem Mund gelaufen und an seinem Kinn schon getrocknet.

Donna schlief nicht sehr fest. So erschöpft sie auch war, ihre verkrampfte Haltung und die Schmerzen an Bauch, Bein und jetzt auch am Finger (während seines Anfalls hatte Tad bis auf den Knochen hineingebissen) ließen es nicht anders zu. Ihr Haar klebte ihr am Kopf wie ein Helm aus schweinassen Strähnen. Der Verbandsmull an ihrem linken Bein war schon durchblutet, und die Ränder ihrer oberflcrucheri Verletzungen am Bauch waren hblich rot. Auch sie atmete heiser, aber nicht so unregelmäßig wie Tad.

Tad Trenton hatte fast die Grenzen seiner Belastbarkeit erreicht. Der Wasserentzug zeigte schon seine Auswirkungen. Er hatte durch das Schwitzen wichtige Mineralien verloren.

Nichts hatte sie wieder ersetzt. Seine inneren Abwehrmechanismen waren stark beeinträchtigt, und er erreichte jetzt das letzte kritische Stadium. Sein Leben war nicht mehr fest in Fleisch und Knochen verwurzelt. Es war nur noch schwach, bereit, beim leisesten Windhauch zu verströmen.

in seinen Fieberträumen schob sein Vater ihn auf der Schaukel an, höher und immer höher, und er sah nicht den Hof, er sah den Ententeich, und die leichte Brise kühlte seine sonnenverbrannte Stirn, seine schmerzenden Augen, seine aufgesprungenen Lippen.

Auch Cujo schlief.

Er lag neben der Veranda im Gras und hielt seinen übel zugerichteten Schädel zwischen den Vorderpfoten. Seine Träume waren wirr und verrückt. Der Abend dämmerte, und der Himmel war dunkel von hin und her huschenden rotäugigen Fledermäusen. Er sprang immer wieder hoch, und jedesmal holte er eine aus dem Himmel, verbiß sich in ihre lederartigen zuckenden Flügel. Aber die Fledermäuse bissen mit ihren kleinen Rattenzähnen immer wieder in sein empfindliches Gesicht. Daher kamen die Schmerzen. Daher kam all seine Qual. Aber er würde sie alle töten. Er würde . . .

Plötzlich wachte er auf. Er hob den Kopf von den Pfoten und legte den Kopf schief. •

Ein Auto näherte sich.

Für seine höllisch wachen Ohren war das Geräusch des Wagens entsetzlich. Unerträglich. Es war das Geräusch eines großen, stechenden Insekts, das ihn mit Gift füllen wollte.

Jaulend stand er auf. Seine Gelenke schienen voller Glassplitter zu sein. Er sah zu dem toten Wagen hinüber. In seinem Innern sah er den Kopf DER FRAU als unbewegliche Silhouette. Vorher hatte Cujo sie durch das Glas deutlich sehen können, aber DIE FRAU hatte etwas mit dem Glas gemacht, und jetzt war sie kaum zu erkennen. Aber es war gleichgültig. Herauskommen konnte sie nicht. Und auch nicht DER JUNGE.

Das Dröhnen war nähergekommen. Der Wagen kam den Hügel herauf, aber . . . war es ein Wagen? Oder eine riesige

Biene oder Wespe, die sich auf ihn stürzen wollte, um ihn zu stechen? Seine Schmerzen noch schlimmer zu machen?

Er mußte abwarten.

Cujo schlich unter die Veranda, wo er früher oft die heißen Sommertage verbracht hatte. Dort lagen die modernsten Herbstblätter vom vergangenen Jahr, Blätter, die einen Duft ausströmten, den er damals als angenehm empfunden hatte. Jetzt fand er den Geruch ekelhaft. Erstickend und fast unerträglich. Wenn ein Hund Gerüche töten könnte, hätte Cujo diesen getötet.

Jetzt war das Dröhnen ganz nahe. Und dann bog ein Wagen in die Einfahrt ein. Ein Wagen mit blauen Flanken und weißem Dach, auf dem Lichter waren.

Der Gegenstand, den George Bannerman am wenigsten erwartet hatte, als er auf Cambers Grundstück fuhr, war der Wagen der vermißten Frau, den er jetzt vor sich sah. Er war nicht dumm, und wenn ihn auch Andy Masens Punkt-zu-Punkt-Logik irritierte (er hatte sich schließlich mit Frank Dodds Taten befassen müssen und wußte, daß es manchmal keine Logik *gab*), so gelangte er doch auf ähnliche Weise zu seinen eigenen Schlüssen. Vielleicht aber unbewußt. Und er stimmte Masen zu, wenn dieser es für unwahrscheinlich hielt, daß die Frau und ihr Sohn hier waren. Der Wagen aber stand direkt vor seinen Augen.

Bannerman griff nach dem Mikrophon unter dem Armaturenbrett und beschloß dann, sich zuerst den Wagen anzusehen. Von hier aus, direkt hinter dem kleinen Wagen, konnte man nicht erkennen, ob jemand darin saß. Die Lehnen der Vordersitze waren hoch, und Donna und Tad waren in ihren Sitzen im Schlaf zusammengesunken.

Bannerman stieg aus und schlug die Tür hinter sich zu. Bevor er zwei Schritte gegangen war, sah er, daß das Fenster an der Fahrerseite über die ganze Länge gesplittert war. Sein Herz schlug schneller, und seine Hand fuhr an den Kolben der .38 Police Spedal.

Cujo starrte den Mann aus dem blauen Wagen an. DER MANN hatte all seine Schmerzen verursacht; er war ganz sicher. DER

MANN hatte die Schmerzen in seinen Gelenken verursacht und das entsetzliche hohe Singen in seinem Kopf. DER MANN war auch schuld daran, daß der Haufen alter Blätter unter der Veranda jetzt faulig stank. DER MANN war schuld, daß er kein Wasser mehr sehen konnte, ohne zu heulen und zurückzuschrecken. DER MANN war schuld, daß er das Wasser töten wollte, obwohl er schrecklichen Durst hatte.

Tief in seiner schweren Brust begann ein Knurren, als seine Beine sich unter ihm bewegten. Er konnte den MANN riechen, seinen öligen Schweiß und seine Aufregung, das dicke Fleisch an seinen Knochen.

Das Knurren wurde lauter und stieg zu einem wilden Wutgeschrei an. Er sprang unter der Veranda hervor und stürzte auf den furchtbaren MANN los, der seine Schmerzen verursacht hatte.

In diesem ersten, so wichtigen Augenblick hatte Bannerman Cujos tiefes, ansteigendes Knurren nicht einmal gehört. Er war nahe genug an den Wagen herangekommen, daß er an der Fahrerseite am Fenster Haare erkennen konnte. Sein erster Gedanke war, daß jemand die Frau erschossen haben mußte, aber wo war das Einschußloch?

Das Glas sah aus, als hätte man es mit dem Knüppel zersplittert, aber nicht zerschossen.

Dann sah er, daß der Kopf sich bewegte. Nicht sehr - nur ganz leicht - aber er *hatte* sich bewegt. Die Frau lebte. Er trat einen Schritt vor . . . und in diesem Augenblick setzte gerade Cujos Gebrüll ein, dem ein knurrendes Bellen folgte. Sein Irish Setter

(*Rusty?*)

war sein erster Gedanke, aber er hatte Rusty vor vier Jahren einschläfern lassen,« nicht lange nach der Sache mit Frank Dodd. Und solche Laute hatte Rusty nie von sich gegeben, und einen zweiten wichtigen Augenblick lang blieb Bannerman wie gelähmt stehen und empfand ein schreckliches atavistisches Grauen.

Dann endlich drehte er sich um, zog seinen Revolver und sah verschwommen einen Hund - einen unglaublich großen Hund - durch die Luft springen. Er traf ihn in Brusthöhe und schleu-

derte ihn gegen den Kofferraum,des Pinto. Er stöhnte. Mit der rechten Hand schlug er gegen die Chromverzierung, und sein Revolver segelte davon. Sich überschlagend flog die Waffe über das Wagendach und landete im hohen Gras auf der anderen Seite der Einfahrt.

Der Hund *biß* ihn, und als Bannerman das erste Blut an seinem hellblauen Hemd sah, wußte er plötzlich alles. Sie waren hergekommen, ihr Wagen war verreckt. . . und dann war der Hund da gewesen. Der Hund hatte in Masens hübscher kleiner Punkt-zu-Punkt-Analyse gefehlt.

Bannerman rang mit dem Tier,versuchte, die Hand unter das Maul des Hundes zu bekommen und ihn von seinem Körper wegzudrängen. Weiter unten spürte er plötzlich einen stechenden und betäubenden Schmerz. Sein Hemd hing in Fetzen. Über seiner Hose quoll Blut hervor. Er warf sich nach vorn, und der Hund trieb ihn mit furchterregender Kraft zurück und stieß ihn mit solcher Wucht gegen den Wagen, daß dieser sich auf den Federn bewegte.

Bannerman versuchte sich zu erinnern, ob er und seine Frau sich gestern nacht geliebt hatten.

*Ein völlig verrückter Gedanke. Wahnsinn -*

Wieder drang der Hund auf ihn ein. Bannerman versuchte, ihm auszuweichen, aber der Hund hatte es vorausgesehen, er *grinste* ihn an, und plötzlich hatte er entsetzlichere Schmerzen, als er je im Leben gehabt hatte. Sie elektrisierten ihn, sie durchbohrten ihn. Schreiend griff er mit beiden Händen unter das Maul des Hundes und riß es hoch. Einen Augenblick, als er in diese dunklen, wahnsinnigen Augen sah, überkam ihn namenloses Grauen, und er dachte: *Hallo, Frank. Das bist du, nicht wahr? War die Hölle für dich zu heiß?*

Dann schnappte Cujo nach seinen Fingern und riß sie auf. Bannerman vergaß Frank Dodd. Er vergaß alles. Er dachte nur noch daran, sein Leben zu retten. Er versuchte, sein Knie zu heben und es zwischen sich und den Hund zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Bei dem Versuch wurde der Schmerz in seinem Unterleib zu rasender Qual.

*Was hat er mir da unten angetan? Oh, mein Gott, was hat er getan?*  
*Vicky, Vicky -*



Dann öffnete sich die Tür an der Fahrerseite. Es war die Frau. Er hatte das Familienbild gesehen, das Kemp zertreten hatte, und er hatte eine hübsche, gut frisierte Frau gesehen, eine, nach der man sich auf der Straße zweimal umschaute und beim zweiten Blick auf gewisse Gedanken kommt. Beim Anblick einer solchen Frau konnte man den Mann beneiden, der sie im Bett hat.

Die Frau war ein Wrack. Der Hund hatte sich auch mit ihr schon beschäftigt. An ihrem Bauch klebte getrocknetes Blut. Ein Bein ihrer Jeans war abgerissen, und über dem Knie saß ein tiefender Verband. Aber das Schlimmste war ihr Gesicht. Es sah aus wie ein grauenhafter Bratapfel. Die Haut ihrer Stirn war rissig und schälte sich. Ihre Lippen waren aufgesprungen und eitereten. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen und waren von geschwellenem, rotem Fleisch umgeben.

Blitzartig ließ der Hund von Bannerman ab und wollte sich auf die Frau stürzen. Sie sprang in den Wagen zurück und knallte die Tür zu.

*(Zum Wagen ich muß durchrufen ich muß dies durchrufen)*

Er drehte sich um und rannte zu seinem Wagen zurück. Der Hund jagte ihn, aber er war schneller. Er schlug die Tür zu, riß das Mikrofon aus der Halterung und rief um Hilfe, Code 3, Beamter braucht Hilfe. Hilfe kam. Der Hund wurde erschossen. Sie waren alle gerettet.

All dies geschah in drei Sekunden. Es geschah nur in George Bannermans Gedanken. Als er sich umdrehte/um zum Streifenwagen zurückzurennen, gaben seine Beine nach, und er sank auf den Kies der Einfahrt.

*(Oh, Vicky, was hat er mir da unten angetan?)*

Die Welt war eine einzige blendende Sonne. Man konnte nichts sehen. Bannerman gelang es endlich, sich hinzuknien. Er schaute nach unten und sah dicke graue Stränge von Eingeweide aus seinem zerfetzten Hemd hervorhängen. Seine Hose war bis an die Knie blutgetränkt.

Genug. Da unten hatte ihm der Hund genug angetan.

*Behalt deine Eingeweide im Leib, Bannerman. Wenn du stirbst, stirbst du. Aber erst wenn du bei dem verdammten Mikrofon bist und dies durchgegeben hast. Halt deine Eingeweide fest und komm auf deine großen Plattfüße -*

*(das Kind o Gott ihr Kind ist ihr Kind im Wagen?)*

Das ließ ihn an seine eigene Tochter Katrina denken, die in diesem Jahr in die siebte Klasse kam. Sie bekam jetzt Brüste. Sie wurde eine richtige kleine Dame. Klavierstunden. Sie wünschte sich ein Pferd. Wenn sie an jenem Tag allein von der Schule zur Bibliothek gegangen wäre, hätte Frank Dodd sie gehabt und nicht Mary Kate Hendrasen. Wenn -

*(beweg deinen Arsch)*

Bannerman taumelte zu seinem Kreuzer. Sein Gesicht war weiß wie Pastetenteig. Seine Lippen waren blaugrau. Es war der größte Hund, den er je gesehen hatte, und er hatte ihn ausgeweidet. Ihn *ausgeweidet*, um Gottes willen, und warum war alles so heiß und so hell?

Seine Eingeweide glitten ihm durch die Finger.

Er erreichte die Tür seines Wagens. Er hörte das Prasseln unter dem Armaturenbrett. Das Funkgerät. *Ich hätte sofort durchrufen sollen. Das ist Vorschrift. Man handelt nicht gegen die Vorschrift. Vicky, Katrina, es tut mir leid -*

Der Junge. Er mußte Hilfe für den Jungen rufen.

Er wäre fast gestürzt und hielt sich an der Tür fest.

Dann hörte er den Hund kommen und fing wieder an zu schreien. Er versuchte, sich zu beeilen. Wenn er nur die Tür schließen könnte . . . o, Gott, wenn er es nur schaffte, die Tür zu schließen, bevor der Hund da war . . . o, Gott . . .

*(o, GOTT)*

Tad schrie wieder, er schrie und zerkratzte sich das Gesicht, und wackelte mit dem Kopf hin und her, als Cujo dumpf gegen die Tür schlug.

»Tad, laß das! Laß das . . . Honey, bitte, laß das!«

»Ich will zu Daddy . . . zu Daddy . . . will zu Daddy . . .«

Plötzlich Stille.

Donna drückte Tad an ihre Brust und schaute sich um. Sie sah, daß Cujo den Mann ansprang, als er in seinen Wagen steigen wollte. Die Wucht des Anpralls war so stark, daß er die Tür loslassen mußte.

Sie konnte nicht mehr hinsehen. Wenn sie sich doch nur die

Ohren verstopfen könnte, um nicht zu hören, wie Cujo den Mann erledigte, wer immer es gewesen sein mochte.

*Er hat sich versteckt*, dachte sie hysterisch. *Er hat sich versteckt, als er den Wagen kommen hörte.*

Die Verandatür. Jetzt war Gelegenheit, zur Tür zu rennen, während Gujo . . . beschäftigt war.

Sie legte die Hand an den Türgriff, riß ihn hoch und schob. Nichts geschah. Die Tür ging nicht auf. Cujo hätte sie endlich so verbogen, daß sie sich nicht mehr öffnen ließ.

»Tad«, flüsterte sie fieberhaft. »Tad, laß mich auf deinen Platz, *schnell*. Tad? Tad?«

Tad zitterte am ganzen Körper. Er rollte wieder mit den Augen.

»Enten«, sagte er guttural. »Die Enten sehen. Worte an die Ungeheuer. Daddy. Ah . . . ahhh . . . ahhhhhhhh -«

Er hatte wieder Krämpfe. Seine Arme hingen schlaff herab. Sie fing an, ihn zu schütteln, und rief immer wieder seinen Namen. Sie versuchte, seinen Mund offen zu halten, die Luftwege frei zu halten. Sie hatte ein grauenhaftes Summen im Kopf und fürchtete, ohnmächtig zu werden. Dies war die Hölle. Sie waren mitten in der Hölle. Die Morgensonne schien in den Wagen und bewirkte den Treibhauseffekt, heiß und erbarmungslos.

Endlich wurde Tad ruhiger. Seine Augen hatten sich wieder geschlossen. Er atmete flach und schnell. Sie legte einen Finger an seinen Puls. Er ging schwach und unregelmäßig.

Sie sah nach draußen. Cujo hielt den Arm des Mannes fest und schüttelte ihn, wie ein junger Hund eine Spielzeugpuppe schüttelt. Immer wieder sprang er den leblosen Körper an. Das Blut. . . da war so viel Blut.

Als ob er merkte, daß er beobachtet wurde, sah Cujo auf. Sein Maul triefte. Er sah sie mit einem Gesichtsausdruck an (könnte ein Hund einen Gesichtsausdruck haben? fragte sie sich verwirrt), in dem zugleich Strenge und Mitleid lagen . . . und wieder hatte Donna das Gefühl, daß sie sich gut kannten und daß es für keinen von ihnen Ruhe geben würde, bis sie diese schreckliche Beziehung bis zu irgendeinem endgültigen Schluß durchgestanden hatten.

Der Hund stürzte sich wieder auf den Mann im blutbespritzten blauen Hemd. Der Kopf des Toten fiel zur Seite. Sie schaute weg, und tti kam die Magensäure hoch. Ihr zerfleischtes Bein schmerzte und klopfte. Sie hatte sich die Wunde wieder aufgerissen.

Tad . . . wie ging es ihm jetzt?

*Ihm geht es ganz schrecklich schlecht*, antwortete ihr Verstand. *Was wirst du also tun? Du bist seine Mutter, was wirst du tun?*

Was konnte sie tun? Würde es Tad helfen, wenn sie hinausginge und selbst getötet würde?

Der Polizist. Jemand mußte den Polizisten doch hergeschickt haben. Und wenn er nicht zurückkam . . .

»Bitte«, krächzte sie. »Bald, bitte.«

Es war jetzt acht Uhr, und es war noch relativ kühl - fünfundzwanzig Grad. Gegen Mittag würde am Flughafen von Portland eine Temperatur von neununddreißig Grad gemessen werden, ein neuer Rekord für diese Jahreszeit.

Townsend und Andy Masen erreichten um acht Uhr dreißig vormittags das Gebäude der State Police in Scarborough, und Masen ließ Townsend von der Leine. Dies war Townsends Amtsbezirk und nicht Masens, und mit Andys Ohren war alles in Ordnung.

Der diensthabende Beamte berichtete, daß Kemp auf dem Wege nach Maine sei. Damit hatte es keine Probleme gegeben, aber Kemp hatte immer noch nicht ausgepackt. Sein Lieferwagen war in Massachusetts von den Labortechnikern und Gerichtsmedizinern gründlich untersucht worden. Es hatten sich keine Hinweise darauf ergeben, daß sich hinten im Wagen eine Frau und ein Junge aufgehalten hatten. Aber im Reserverad des Lieferwagens hatte man eine hübsche kleine Apotheke gefunden - Marihuana, etwas Kokain in einer Anazinflasche, Amylnitrat und zwei Kombinationen einer Droge, die unter dem Namen Black Beauties bekannt ist. Das reichte, um Mr. Kemp vorläufig festzuhalten.

»Dieser Ford Pinto«, sagte Andy zu Townsend und brachte für jeden eine Tasse Kaffee. »Wo ist ihr verdammter Wagen?«

Townsend schüttelte den Kopf.

»Hat Bannerman irgend etwas durchgegeben?«

»Nein.«

»Dann setzen Sie sich mit ihm in Verbindung. Ich wünsche, daß er an Ort und Stelle ist, wenn Kemp gebracht wird. Es ist sein Bezirk, und er müßte das Verhör leiten. Wenigstens formell.«

Townsend kam fünf Minuten später ziemlich verdutzt zurück. »Ich kann ihn nicht erreichen, Mr. Masen. Der Einsatzleiter sagt, er muß sich außerhalb seines Wagens aufhalten.«

»Verdammt, wahrscheinlich trinkt er irgendwo Kaffee. Zum Teufel mit ihm. Dann ist er eben draußen.« Andy Masen zündete sich eine neue Fall Mall an, hustete und grinste Townsend an. »Glauben Sie, wir werden mit Kemp auch ohne ihn fertig?«

Townsend lächelte zurück. »Oh, das denke ich doch.«

Masen nickte. »Diese Sache sieht langsam schlecht aus, Mr. Townsend. Sehr schlecht.«

»Gut jedenfalls nicht.«

»Ich fange an, mich zu fragen, ob Kemp sie nicht im Graben an irgendeiner Landstraße zwischen Castle Rock und Twickenham verscharrt hat.« Masen lächelte wieder. »Aber wir werden ihn knacken, Mr. Townsend. Ich habe schon härtere Nüsse geknackt.«

»Ja, Sir«, sagte Townsend respektvoll. Das glaubte er Masen gern.

»Wir werden ihn knacken, und wenn wir ihn zwei Tage lang in dieses Büro setzen und schwitzen lassen.«

Alle fünfzehn Minuten ging Townsend hinaus, um zu versuchen, mit Bannerman Kontakt aufzunehmen. Er kannte Bannerman nur flüchtig, aber er hatte eine höhere Meinung von ihm als Masen. Er sollte ihn warnen und ihm sagen, daß Andy Masen es auf ihn abgesehen hatte. Bannerman verdiente es. Als er ihn um zehn Uhr noch nicht erreicht hatte, fing er an, sich Sorgen zu machen. Er fragte sich, ob er Masen über Bannermans beharrliches Schweigen Mitteilung machen oder lieber den Mund halten sollte.

Roger Breakstone kam um 8.49 Uhr morgens mit dem Zug in New York an, fuhr mit dem Taxi in die City und stieg um kurz vor 9.30 Uhr im Biltmore ab.

»Es war für zwei Personen reserviert?« fragte der Mann am Empfang.

»Mein Partner wurde in einer dringlichen Angelegenheit nach Hause gerufen.«

»Wie schade«, sagte der Mann gleichgültig und gab Roger ein Formular. Während dieser es ausfüllte, unterhielt er sich mit dem Angestellten an der Kasse.

Roger legte sich in seinem Zimmer auf das Bett und versuchte, ein wenig zu schlafen, aber obwohl er in der letzten Nacht kaum Ruhe gefunden hatte, wollte der Schlaf sich nicht einstellen. Donna bumst mit einem ändern Mann, und Vic hält das alles aus - versucht es wenigstens - dazu noch dieser ganze Mist mit roten Zuckerflakes für Kinder. Und jetzt waren Donna und Tad verschwunden. Vic war verschwunden. In der letzten Woche war alles sozusagen in Rauch aufgegangen. Der schönste Trick, den Sie je gesehen haben, abrakadabra, und alles verwandelt sich in einen großen Haufen Scheiße. Er hatte Kopfschmerzen.

Nach einiger Zeit stand er auf. Er wollte mit seinen Kopfschmerzen und seinen unguten Gedanken nicht allein sein. Warum sollte er nicht zu Summers Marketing & Research in der 47th Street, Ecke Park Avenue gehen und dort ein wenig schlechte Laune verbreiten - wofür bezahlte Ad Worx die Leute denn sonst?

Er holte sich im Foyer ein Aspirin und ging hinüber. Der kurze Spaziergang half seinem Kopf nicht, aber er gab ihm die Chance, seinen Haß auf New York zu erneuern.

*Nie wieder hierher zurück, dachte er. Ich will lieber Pepsi-Kartons auf einen Lastwagen laden, als mit Althea und den Mädchen wieder nach New York gehen.*

Summers hatte ihre Büros im fünfzehnten Stock eines großen häßlichen Wolkenkratzers. Das Mädchen am Empfang lächelte und nickte, als Roger seinen Namen nannte. »Mr. Hewitt ist gerade für ein paar Minuten außer Haus. Ist Mr. Trenton auch hier?«

»Nein, er wurde nach Hause gerufen.«

»Ich habe etwas für Sie. *Es* ist heute morgen gekommen.«

Sie gab Roger ein Telegramm in einem gelben Umschlag. Er war adressiert an V. TRENTON / R. BREAKSTONE / AD WORX / C/O IMAGE-EYE STUDIOS. Rob hatte ihn gestern an Summers Marketing umgeleitet.

Roger riß ihn auf und sah sofort, daß das Telegramm von dem alten Sharp kam und ziemlich lang war.

*Unsere Marschpapiere*, dachte er und las das Telegramm.

Das Telefon weckte Vic ein paar Minuten vor zwölf. Er hätte sonst vielleicht noch den halben Nachmittag verschlafen. Der Schlaf war nicht sehr erholsam gewesen, und als er aufwachte, war er völlig desorientiert. Er hatte wieder diesen Traum gehabt. Donna und Tad in einer Felsnische, verfolgt von einer geheimnisvollen Bestie.

Der Raum schien sich um ihn zu drehen, als er nach dem Telefon griff.

*Donna und Tad*, dachte er. *Sie sind in Sicherheit.*

»Hallo?«

»Vic, hier ist Roger.«

»Roger?« Er richtete sich im Bett auf. Das Hemd klebte ihm am Körper. Er schlief noch halb, und seine Gedanken schlugen sich noch mit dem Traum herum. Es war zu hell. Die Hitze . . . als er einschlief, war es noch relativ kühl gewesen. Jetzt war das Schlafzimmer ein Ofen. Wie spät war es? Wann hatten sie ihn ins Bett gehen lassen? Das Haus war so *ruhig*.

»Roger, wie spät ist es?«

»Wie spät?« Roger machte eine Pause. »Es ist ungefähr zwölf Uhr. Was . . .«

»Zwölf? O, Gott. . . Roger, ich habe geschlafen.«

»Was ist geschehen, Vic? Sind sie wieder da?«

»Als ich einschlief, noch nicht. Dieser Masen hat mir versprochen . . .«

»Wer ist Masen?«

»Er leitet die Ermittlungen. Roger, ich muß gehen. Ich muß feststellen . . .«

»Einen Moment, Mann. Ich rufe von Summers an. Ich muß es dir erzählen. Von Sharp in Cleveland ist ein Telegramm gekommen. Wir behalten den Etat.«

»Was? Was?« Das ging ihm alles viel zu schnell. Donna . . . der Etat. . . Roger, dessen Stimme fast lächerlich heiter klang.

»Das Telegramm war schon da, als ich ankam. Der Alte und sein Sohn haben es an Image-Eye geschickt, und Rob hat es umgeleitet. Soll ich es dir vorlesen?«

»Sag mir nur die wesentlichen Punkte.«

»Der alte Sharp und sein Sohn sind anscheinend auf verschiedenen Wegen zu dem gleichen Ergebnis gekommen. Der Alte sieht die Sache als eine Art Seeschlacht an - wir sind die Guten, die an der Reeling stehen und die bösen Piraten zurückschlagen. Wir müssen alle zusammenhalten, alle für einen, einer für alle.«

»Ja, so hätte man ihn einschätzen können«, sagte Vic und rieb sich das Genick. »Treue hat er schon früher gezeigt. Er ist bei uns geblieben, als wir von New York weggingen.«

»Der Junge würde uns immer noch gern loswerden, aber er glaubt, dies ist nicht der richtige Zeitpunkt. Er fürchtet, es würde als Zeichen von Schwäche und als Schuldeingeständnis aufgefaßt. Ist das zu *glauben*?«

»Ich traue diesem kleinen paranoiden Lümmel alles Mögliche zu.«

»Sie wollen, daß wir nach Cleveland fliegen und einen neuen Zweijahresvertrag unterschreiben. Diesmal nicht für fünf Jahre, und bis dahin ist bestimmt der Junge der Boss, und er wird uns dann zweifellos raüsschmeißen. Aber zwei Jahre . . . das läßt uns genug Zeit, Vic! In zwei Jahren stehen wir ganz anders da. Dann können wir ihnen sagen . . .«

»Roger, ich muß . . .«

». . . daß sie ihren verdammten Kuchen nehmen und ihn sich in den Arsch stecken können! Sie wollen auch die neue Kampagne mit uns diskutieren, und sie werden auch auf den Schwanengesang des Cornflake-Professors reinfallen.«

»Das ist alles gut und schön, Roger, aber ich muß herausfinden, was mit Donna und Tad passiert ist.«

»Ja, ja. Ich weiß. Der Anruf kommt verdammt ungelegen.



Aber ich konnte es nicht für mich behalten. Ich wäre geplatzt wie ein Ballon.«

»Für gute Nachrichten gibt es keine ungelegene Zeit«, sagte Vic. Dennoch war es schmerzlich für ihn, die freudige Erleichterung in Rogers Stimme zu hören. Er war neidisch und tief enttäuscht darüber, daß er die Gefühle seines Partners nicht teilen konnte. Aber vielleicht war es ein gutes Vorzeichen.

»Vic, du rufst mich an, wenn du etwas hörst, okay?«

»Das werde ich tun, Roger. Vielen Dank für den Anruf.«

Er legte auf, zog sich die Schuhe an und ging nach unten. In der Küche herrschte noch ein heilloses Durcheinander - schon bei dem Anblick drehte sich ihm der Magen um. Aber auf dem Tisch lag unter einem Salzstreuer eine Mitteilung von Masen:

Mr. Trenton.

Steve Kemp wurde in Twickenham, einer Stadt im Westen von Massachusetts, festgenommen. Ihre Frau und Ihr Sohn sind nicht, ich wiederhole, *nicht* bei ihm. Ich habe Sie nicht geweckt, weil Kemp auf seinem Aussageverweigerungsrecht besteht. Wenn keine Komplikationen eintreten, wird er direkt in den Gewahrsam der State Police in Scarborough übergeführt und wegen Sachbeschädigung und einiger Drogendelikte angeklagt. Wir erwarten ihn hier um 11.30 Uhr vormittags. Sobald wir mehr wissen, werde ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen.

Andy Masen

»Zur Hölle mit seinem Aussageverweigerungsrecht«, knurrte Vic. Er ging in das Wohnzimmer, schlug die Nummer der State Police in Scarborough nach und rief an. »Mr. Kemp ist hier«, sagte ihm der diensthabende Beamte. »Er ist vor ungefähr fünfzehn Minuten angekommen. Mr. Masen ist gerade bei ihm. Kemp hat sich mit seinem Anwalt in Verbindung gesetzt. Ich glaube nicht, daß Mr. Masen an den Apparat. . .«

»Hören Sie zu, Mann«, sagte Vic. »Sagen Sie ihm, daß Donna Trentons Mann am Apparat ist, und er soll mit dem Arsch hochkommen und mit mir sprechen.«

Einen Augenblick später war Masen am Apparat.

»Mr. Trenton, ich verstehe ja Ihre Sorge, aber diese kurze Zeit, bevor Kemps Anwalt kommt, kann sehr wertvoll sein.«

»Was hat er Ihnen gesagt?«

Masen zögerte und sagte dann: »Er hat die Sachbeschädigung zugegeben. Ihm ist wohl klar geworden, daß sie schwerwiegender ist als das bißchen Rauschgift in seinem Reserverad. Er hat die Sachbeschädigung dem Beamten gegenüber zugegeben, der ihn hergebracht hat. Aber er behauptet, daß niemand zu Hause war, als er es tat, und daß er ungehindert wieder verschwinden konnte.«

»Die Scheiße glauben Sie doch wohl nicht.«

Masen wählte sorgfältig seine Worte: »Es klang überzeugend. Im übrigen glaube ich im Augenblick noch überhaupt nichts. Ich hätte ihm gern noch einige Fragen gestellt. . .«

, »Hat sich im Zusammenhang mit Cambers Werkstatt etwas ergeben?«

»Nein. Ich habe Sheriff Bannerman hingeschickt und ihn angewiesen, mir sofort Mitteilung zu machen, falls Mrs. Trenton oder ihr Wagen sich dort befinden. Und da er nicht durchgerufen hat. . .«

»Daraus kann man wohl kaum etwas schließen«, sagte Vic scharf.

»Mr. Trenton, ich muß wirklich gehen. Sobald wir etwas erfahren . . .«

Vic knallte den Hörer auf die Gabel und blieb einen Augenblick im Wohnzimmer stehen. Er atmete schwer. Die Stille und die Hitze waren schwer erträglich. Langsam ging er zur Treppe und stieg hinauf. Im Flur überlegte er kurz und ging in das Zimmer seines Sohnes. Tads Autos standen ordentlich an der Wand aufgereiht. Ihr Anblick schnitt ihm ins Herz. Tads gelber Regenmantel hing an dem Messinghaken neben dem Bett, und seine Malbücher waren säuberlich auf dem Tisch aufgestapelt. Seine Schranktür war offen. Zerstreut schloß Vic sie und stellte Tads Stuhl davor. Er tat es unbewußt.

Er setzte sich auf Tads Bett, ließ die Hände zwischen den Beinen herabbaumeln und schaute in den heißen, strahlenden Tag hinaus.

Sackgassen. Nichts als Sackgassen. Und wo *waren* die beiden?

(*Sackgassen*)

*Sackgassen.* Als Jungein Tads Alter hatten Sackgassen ihn fasziniert. Das hatte seine Mutter ihm einmal erzählt. Er fragte sich, ob so etwas wohl erblich sei, ob vielleicht auch lad sich für Sackgassen interessierte. Er fragte sich, ob Tad überhaupt noch lebte.

Und plötzlich fiel ihm ein, daß die Straße Nummer 3, an der Cambers Werkstatt lag, eine Sackgasse war.

Er sah sich um und stellte plötzlich fest, daß die Wand über Tads Bett leer war. Die Worte an die Ungeheuer waren weg. Aber warum hatte er sie mitgenommen? Oder hatte Kemp sie aus irgendeinem seltsamen Grund abgenommen? Wenn aber Kemp in diesem Zimmer gewesen war, warum hatte er es dann nicht verwüstet wie die unteren Räume?

(*Sackgassen und Worte an die Ungeheuer*)

Hatte sie den Wagen zu Camber gebracht? Er erinnerte sich nur vage daran, daß sie über das Nadelventil gesprochen hatten. Sie fürchtete sich ein wenig vor Joe Camber. Hatte sie das nicht gesagt?

Nein. Nicht Camber. Camber hatte sie nur in Gedanken ausgezogen. Nein, sie hatte Angst vor dem *Hund*. Wie hieß er noch?

Sie hatten noch darüber gelacht. Tad. Wie Tad den Hund immer gerufen hatte.

Und wieder hörte er Tads gespenstische Phantomstimme, hoffnungslos und verloren in diesem allzu leeren und jetzt plötzlich unheimlichen Zimmer: Cujo . . . hiiier, Cujo . . . Cu-uuujo . . .

Und dann geschah etwas, über das Vic in seinem ganzen Leben zu niemandem sprach. Statt Tads Stimme in Gedanken zu hören, hörte er sie *wirklich*, hoch und einsam und entsetzt, eine" sich entfernende Stimme, *die aus dem Innern des Schrankes kam*.

Vic stieß einen Schrei aus und stand mit weit aufgerissenen Augen von Tads Bett auf. Die Schranktür ging auf und schob den Stuhl vor sich her, und sein Sohn rief: »Cuuuuuuuu -«

Und dann erkannte er, daß es nicht Tads Stimme war. Es waren seine müden, überreizten Sinne, die aus dem leisen scharrenden Geräusch der Stuhlbeine auf dem Holzfußboden Tads Stimme herausgehört hatten. Weiter war es nichts, und -

*- und im Schrank waren Augen, er sah Augen, rot und eingesunken und grauenhaft -*

Er schrie laut auf. Ohne jeden ersichtlichen Grund kippte der Stuhl um. Und er sah Tads Teddybär im Schrank, der auf einem Stapel Laken und Decken saß. Er hatte die Glasaugen des Bären gesehen. Weiter nichts.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Vic stand auf und ging an den Schrank. Er roch etwas in dem Schrank, etwas Drückendes und Unangenehmes. Vielleicht wären es nur Mottenkugeln - ihr Geruch war zweifellos dabei - aber es roch . . . wüd.

*Mach dich nicht lächerlich. Es ist nur ein Schrank. Keine Höhle. Nicht das Versteck eines Ungeheuers.*

Er sah Tads Bären an. Tads Bär sah ihn an. Furchtlos. Hinter dem Bären, hinter den im Schrank hängenden Kleidern war Dunkelheit. Dort konnte alles Mögliche sein. Alles Mögliche. Aber da war natürlich nichts.

*DM hast mkh aber erschreckt, Bär, sagte er.*

*Ungeheuer, kommt nicht in dieses Zimmer, sagte der Bär. Seine Augen funkelten. Sie waren aus totem Glas, aber sie funkelten.*

*Die Tür hat sich nur verzogen, das ist alles, sagte Vic. Er schwitzte. Große salzige Tropfen liefen ihm wie Tränen langsam über das Gesicht.*

*Ihr habt hier nichts zu suchen, erwiderte der Bär.*

*Was ist mit mir los? fragte Vic den Bären. Werde ich verrückt? Sieht es so aus, wenn man verrückt wird?*

*Darauf erwiderte der Bär: Ungeheuer, laßt Tod in Ruhe.*

*Das habe ich nicht gesehen. Ich will nicht glauben, daß ich das gesehen habe.*

Er schlug die Tür zu und stellte den Stuhl wieder dagegen. Er nahm einen dicken Stapel von Tads Malbüchern und legte ihn auf den Stuhl, damit dieser mehr Gewicht hatte. Diesmal würde die Tür geschlossen bleiben. Vic betrachtete die geschlossene Tür und dachte an Sackgassen. In Sackgassen herrscht nicht viel Verkehr. Alle Ungeheuer sollten unter Brück-

ken oder in Schränken oder am Ende von Sackgassen leben. Das müßte ein nationales Gesetz sein.

Er war jetzt sehr unruhig.

Er verließ Tads Zimmer, ging nach unten und setzte sich auf die Hintertreppe. Mit zitternder Hand zündete er sich eine Zigarette an, starrte in den blaugrauen Himmel und fühlte, wie seine Unruhe immer stärker wurde. Irgend etwas war in Tads Zimmer geschehen. Er war nicht sicher, was es gewesen war, aber etwas war geschehen. Irgend etwas.

Ungeheuer und Hunde und Schränke und Werkstätten und Sackgassen.

*Sollen wir das addieren, Herr Lehrer? Subtrahieren? Dividieren? In Brüche verwandeln?*

Er warf seine Zigarette weg.

Er glaubte, es sei Kemp, nicht wahr? Kemp war für alles verantwortlich. Kemp hatte das Haus verwüstet. Kemp war verdammt nahe daran gewesen, seine Ehe zu zerstören. Kemp war nach oben gegangen und hatte seinen Samen auf das Bett gespritzt, in dem Vic und seine Frau seit drei Jahren schliefen. Kemp hatte ein riesiges Loch in die sonst festgefügte Struktur seines Lebens gerissen.

Kemp. Kemp. Alles Steve Kemps Schuld. Warum Kemp nicht gleich für den Kalten Krieg verantwortlich machen und für die Geiselnahme in Iran und für die Vernichtung der Ozonschicht?

Dumm. Es war nicht alles Kemps Schuld. Die Affäre mit den Himbeerflakes zum Beispiel. Damit hatte Kemp nun wirklich nichts zu tun. Und man konnte Kemp auch nicht gut für das defekte Nadelventil an Donnas Wagen verantwortlich machen.

Er sah zu seinem alten Jaguar hinüber. Mit dem würde er heute irgendwo hinfahren. Er konnte hier nicht bleiben. Er würde verrückt werden, wenn er hierblieb. Er könnte in den Wagen steigen und nach Scarborough fahren. Sich diesen Kemp schnappen und ihn so lange schütteln, bis es herauskam, bis er erzählte, was er mit Donna und Tad gemacht hatte. Aber bis dahin war natürlich längst sein Anwalt eingetroffen, und, so unglaublich es schien, vielleicht hatte der ihn sogar schon zum Reden gebracht.

Vic ging zum Jaguar hinunter, stieg ein und zuckte vor dem heißen Ledersitz zurück. Schnell losfahren, damit es etwas kühler wird.

*Wohin?*

*Zu Cambers Werkstatt*, antwortete sein Verstand sofort.

Aber das war doch albern, nicht wahr? Masen hatte Sheriff Bannerman mit der Anweisung hingeschickt, sich sofort zu melden, wenn irgend etwas nicht stimmte, und der Polizist hatte sich nicht gemeldet, und das bedeutete -

*(daß das Ungeheuer ihn erwischt hatte)*

Nun, es konnte nicht schaden, kurz hinzufahren. Und er hatte etwas zu tun.

Er startete den Jaguar und fuhr den Hügel hinab zur Route 117. Er wußte immer noch nicht genau, ob er nach links in die Interstate Richtung Scarborough oder nach rechts in die Straße Nummer 3 abbiegen sollte.

Er hielt an einem Stoppschild, und irgend jemand hinter ihm hupte. Er bog abrupt rechts ein. Es konnte nicht schaden, kurz zu Cambers Werkstatt zu fahren. Er konnte in fünfzehn Minuten dort sein. Er sah auf die Uhr. Es war zwanzig Minuten nach zwölf.

Die Zeit war gekommen, und Donna wußte es. Die Zeit hätte auch wieder vorbeigehen können, aber damit würde sie leben müssen - und vielleicht sterben. Niemand würde kommen. Kein Prinz auf einem schneeweißen Pferd würde die Straße Nummer 3 entlanggeritten kommen - Travis McGee war gewiß anderweitig beschäftigt.

Tad mußte sterben.

Sie wiederholte es laut mit einem rauhen, erstickten Flüstern: »Tad stirbt.«

Es war ihr heute morgen nicht gelungen, für etwas Luftzug im Wagen zu sorgen. Ihr Fenster ließ sich nicht mehr öffnen, und Tads Fenster hätte nur noch mehr heiße Luft hereingelassen. Einmal hatte sie es ein Stück geöffnet, aber Cujo war sofort aus dem Schatten der Werkstatt herbeigelaufen und knurrend an Tads Seite aufgetaucht.

An Tads Gesicht und Hals lief kein Schweiß mehr herab. Er hatte nicht mehr genug Feuchtigkeit in sich. Seine Haut war heiß und trocken. Seine Zunge war geschwollen und sah wie tot aus. Er hatte sie über die Unterlippe hervorgeschoben. Sein Atem ging jetzt so schwach, daß sie ihn kaum noch wahrnahm. Zweimal hatte sie ihren Kopf schon an seine Brust gelegt, um festzustellen, ob er überhaupt noch atmete.

Ihr eigener Zustand war schlecht. Im Wagen war es wie in eine'm Hochofen. Die Metallteile waren so heiß, daß man sie nicht mehr anfassen konnte. Ihr Bein schmerzte und klopfte, und sie zweifelte nicht mehr daran, daß die Bisse des Hundes sie mit irgend etwas infiziert hatten. Vielleicht war es zu früh für Tollwut - sie betete darum -, aber die Bißwunden waren rot und entzündet.

Cujos Zustand war nicht viel besser. Der große Hund schien in seinem verfilzten und blutbefleckten Fell zusammengeschrumpft zu sein. Seine Augen blickten trübe und leer, die Augen eines alten, vom grauen Star befallenen Mannes. Wie eine auf Zerstörung ausgerichtete Maschine, die sich allmählich selbst zerstörte, aber immer noch äußerst gefährlich war, hielt er Wache.

Ihm lief nicht mehr der Schaum aus dem Rachen. Sein Maul war zerfetztes, getrocknetes Grauen. Es glich einem ausgehöhlten, glühenden Stein, aus dem Inferno eines Vulkans emporgeschleudert.

*Das alte Ungeheuer, dachte sie unzusammenhängend, Mit immer noch Wache.*

Hatte diese entsetzliche Wache nur Stunden gedauert oder ein ganzes Leben lang? War alles vorher nur ein Traum gewesen, ein kurzes Verhalten im Flug? Die Mutter, die von allem um sie herum so angeekelt und abgestoßen schien, der wohlmeinende, aber schwache Vater, die Schule, die Freunde, die Verabredungen und Tanzveranstaltungen - für Donna war das alles" jetzt ein Traum, so wie die Jugend den Alten erscheinen muß. Nichts war wichtig, nichts *existierte* überhaupt außer diesem stillen, von der grellen Sonne beschienenen Hof, wo Tod ausgeteilt worden war und wo noch mehr Tod in den Karten lag, so sicher wie Asse und Achten.

Das alte Ungeheuer hielt immer noch Wache, und ihr Sohn entglitt ihr . . . entglitt. . .

Der Baseballschläger. Das war alles, was ihr jetzt noch blieb.

Der Baseballschläger und vielleicht etwas aus dem Wagen des toten Polizisten, wenn sie ihn erreichen konnte. Vielleicht eine Schrotflinte.

Ächzend und pustend schaffte sie Tad nach hinten auf den Rücksitz. Endlich lag er da, still und stumm wie ein Sack Getreide.

Sie sah aus dem Fenster, sah den Baseballschläger im hohen Gras liegen und öffnete die Tür.

Im dunklen Eingang der Werkstatt stand Cujo auf und ging langsam und mit gesenktem Kopf über den Kies auf sie zu.

Es war zwölf Uhr dreißig, als Donna zum letzten Mal aus dem Wagen stieg.

In dem Moment, als seine Frau sich Brett Cambers altem Baseballschläger im hohen Gras näherte, verließ Vic die Maple Sugar Road und bog in die Straße Nummer 3 ein. Er fuhr schnell, denn nach seinem Besuch bei Camber wollte er noch nach Scarborough fahren, das fünfzig Meilen entfernt lag. Als er sich zu diesem Umweg entschlossen hatte, bedauerte er es perverserweise sofort wieder. Er sagte sich, daß er hier Hirngespinnsten nachjagte. Er hatte sich in .seinem ganzen Leben noch nicht so hilflos gefühlt. .

Er fuhr den Jaguar mit über neunzig und achtete so konzentriert auf die Straße, daß er schon an Gary Perviers Haus vorbei war, als er registrierte, daß Joe Cambers Combi dort parkte. Er stieg hart in die Bremse und verbrannte ein paar Meter Gummi. Die Nase des Jaguar tauchte nach vorn. Vielleicht war der Polizist zu Camber gefahren und hatte ihn nicht angetroffen, weil Camber hier unten war. Er sah in den Rückspiegel, sah, daß die Straße leer war, und setzte schnell zurück. Er bog in Perviers Einfahrt ein und stieg aus.

Seine Gefühle waren denen Joe Cambers sehr ähnlich, als dieser vor zwei Tagen die Blutspritze entdeckte, nur daß diese jetzt getrocknet waren und braun aussahen. Vic sah auch die



eingeschlagene Türfüllung. Er hatte einen ekelhaften metallischen Geschmack im Mund. Das gehörte alles dazu. Irgendwie hatte das alles mit Tads und Donnas Verschwinden zu tun.

Er betrat das Haus, und sofort stieg ihm der Geruch in die Nase - der gedunsene grüne Geruch von Verwesung. Die letzten beiden Tage waren heiß gewesen. Irgendein Gegenstand lag hinten im Flur, der wie ein umgestürzter kleiner Tisch aussah, aber Vic war sicher, daß es kein Tisch war. Er ging hin, und es war kein Tisch. Es war ein Mann. Man hatte ihm anscheinend mit einer sehr stumpfen Klinge die Kehle durchgeschnitten.

Vic trat zurück. 'Ein gurgelnder Laut fuhr aus seiner Kehle. Das Telefon. Er mußte sofort telefonieren.

Er wollte in die Küche rennen und blieb stehen. Plötzlich stand ihm alles ganz klar vor Augen. E\* war eine niederschmetternde Erkenntnis. Es war, als fugten sich zwei Bildhälften zu einem dreidimensionalen Ganzen zusammen.

Der Hund. Das hatte der Hund getan.

Der Pinto stand bei Joe Camber. Der Wagen hatte die ganze Zeit dort gestanden. Der Wagen und -

»O, mein Gott, Donna . . . »

Vic drehte sich um, stürzte zur Tür und rannte zu seinem Wagen.

Donna wäre fast gestolpert; so steif waren, ihre Beine. Sie konnte es gerade noch verhindern und griff nach dem Baseballschläger. Sie wagte es nicht, sich nach Cujo umzuschauen, bevor sie ihn fest in den Händen hielt. Sie hatte Angst, wieder das Gleichgewicht zu verlieren. Wenn sie Zeit gehabt hätte, noch einen Blick in das Gras zu werfen - ein kleines bißchen weiter -, hätte sie George Bannermans Dienstpistole dort liegen sehen. Aber sie tat es nicht.

Schwankend drehte sie sich um, und Cujo rannte auf sie zu.

Sie schlug mit dem dicken Ende des Schlägers nach dem Bernhardiner und wurde ganz mutlos, als sie merkte, daß das Ding in ihrer Hand hin und her schlenkerte. Der Griff war ziemlich zersplittert. Der Bernhardiner fuhr zurück und

knurrte. Ihre Brüste hoben und senkten sich rasch unter ihrem weißen Baumwoll-BH. Die Körbchen waren blutbeschmiert. Sie hatte sich daran die Hände abgewischt, nachdem sie lad den Mund freigemacht hatte.

Im grellen Licht der Sommersonne starrten sie einander an, maßen einander. Die einzigen Geräusche waren ihr rasselnder Atem und Cujos böses Knurren und das Zwitschern eines Sperlings in der Nähe. Ihre Schatten waren kurze gestaltlose Schemen zu ihren Füßen.

Cujo bewegte sich nach links. Donna bewegte sich von ihrem Standort aus gesehen nach rechts. Sie umkreisten sich. Donna hielt'den Schläger an der Stelle, wo sie ihn besonders stark gesplittert glaubte, und packte ihn, so fest sie konnte.

Cujo duckte sich zum Sprung.

»Komm doch!« kreischte sie, und Cujo sprang.

Sie schwang den Schläger mit äußer Kraft. Sie verfehlte Cujos Kopf, aber der Schläger traf ihn in die Rippen. Es gab ein schweres dumpfes Geräusch, und in Cujos Leib schien etwas zu reißen. Der Hund gab einen Laut von sich, der wie ein Schrei klang, und sackte im Kies zusammen. Sie hatte das ekelhafte Gefühl, daß der Schläger unter dem Isolierband nachgab - aber noch hielt er.

Donna schrie mit überschnappender Stimme und ließ den Schläger auf Cujos hintere Körperhälfte niedersausen. Wieder brach etwas. Sie hörte es deutlich. Der Hund bellte und versuchte davonzukriechen, aber wieder war sie über ihm, schwang den Schläger und drosch schreiend auf ihn ein. Dir Kopf war leicht und beschwingt wie von Wein, und ihre Gedanken waren wie Stahl. Die Welt tanzte. Sie war eine Rothaut, sie war eine der Unheimlichen Schwestern, sie war ein Racheengel - nicht um ihrer selbst willen, sondern um dessen, was er ihrem Sohn zugefügt hatte.. Der zersplitterte Griff des Schlägers bewegte sich, die Hälften verschoben sich gegeneinander, als sei es ein Herz, das sich unter ihren Händen und dem Isolierband ausdehnte und wieder zusammenzog.

Der Schläger war jetzt voll Blut. Cujo versuchte immer noch, ihr zu entkommen, aber seine Bewegungen wurden langsamer. Er wich einem Schlag aus - der Schläger fuhr knirschend in den

Kies -, aber der nächste Hieb traf ihn mitten im Rücken, daß seine Hinterbeine einknickten.

Sie glaubte, sie hätte ihn erledigt. Sie trat sogar ein paar Schritte zurück. Keuchend strömte ihr der Atem aus den Lungen, und er fühlte sich an wie eine heiße Flüssigkeit. Dann stieß er ein tiefes Knurren aus und sprang sie wieder an. Sie schwang den Schläger und hörte den dumpfen Aufschlag . . . aber während Cujo auf den Kies sank, zerbrach der alte Schläger in zwei Teile. Das dicke Ende sauste mit einem melodischen Klingen gegen die Radkappe ihres Wagens. *Sie hatte nur noch ein fünfzig Zentimeter langes zersplittertes Stück Holz in der Hand.*

*Cujo kam wieder auf die Füße . . . er quälte sich auf die Füße.* Blut lief ihm über die Flanken. Seine Augen flackerten wie die Lichter an einem defekten Flippergerät.

Und sie hatte den Eindruck, daß er immer noch grinste.

Zum letzten Mal sprang dieses sterbende Wrack, das einst Brett Cambers guter Hund Cujo gewesen war, DIE FRAU an, die all sein Elend verschuldet hatte. Donna stieß mit dem Rest ihres Baseballschlägers zu, und ein langer spitzer Splitter von dem Hickoryholz drang Cujo durch das Auge ins Gehirn. Es gab ein leises platzendes Geräusch, wie wenn man eine Weintraube zwischen den Fingern zerdrückt. Cujo riß sie in seiner Vorwärtsbewegung mit sich und begrub sie unter sich. Er schnappte nach ihr, und seine Zähne waren nur Zentimeter von ihrem Hals entfernt. Sie riß den Arm hoch, als Cujo weiter auf sie kroch. Aus seinem Auge lief Flüssigkeit an seinem Gesicht herab. Sein Atem war widerwärtig. Sie versuchte, sein Maul nach oben zu stoßen, und er verbiß sich in ihren Unterarm.

»Aufhören!« kreischte sie. »Aufhören, willst du denn nie aufhören?

*Bitte! Bitte! Bitte!«*

Klebrig floß Blut über ihr Gesicht - ihr eigenes und das des Hundes. Die Schmerzen in ihrem Arm waren grauenhaft. Der zersplitterte Griff des Schlägers schwankte und tanzte grotesk hin und her und schien ihm aus dem Kopf zu wachsen, wo vorher sein Auge gewesen war.

Er schnappte nach ihrem Hals.

Donna spürte schon seine Zähne, und mit einem letzten gellenden Schrei warf sie die Arme hoch und stieß ihn von sich. Schwer sank Cujo auf den Kies.

Mit den Hinterbeinen scharfte er im Kies. Seine Bewegungen wurden langsamer . . . langsamer . . . und er lag still. Sein heißes Auge starrte in den heißen Sommerhimmel. Sein Schwanz lag auf ihren Beinen, schwer wie ein türkischer Teppichläufer. Er zog den Atem ein und stieß ihn wieder aus. Noch einmal.

Er gab einen knurrenden Lernt von sich, und plötzlich brach Blut aus seiner Schnauze hervor. Er war tot.

Donna Trenton stieß ein Triumphgeheul aus. Sie kam halb auf die Beine, fiel hin und stand wieder auf. Sie machte zwei schlurfende Schritte, stolperte über die Leiche des Hundes und scheuerte sich die Knie auf. Sie kroch ins Gras hinüber, wo das dicke Ende des Schlägers lag. Das eine Ende war voll Blut. Sie sammelte das Stück auf und zog sich am Wagen hoch, so daß sie wieder auf die Füße kam. Dann taumelte sie zu der Stelle, wo Cujo lag. Sie fing an, mit dem Baseballschläger auf ihn einzuschlagen, und nach jedem Schlag gab es ein dumpfes Klatschen. Schwarze Streifen Isolierband flatterten durch die Luft. Sie riß sich Splitter in die Hände, und das Blut lief ihr an den Unterarmen entlang. Sie schrie immer noch, aber ihre Stimme war ein heiseres Krächzen. Es hörte sich fast an wie Cujos Laute, bevor er starb. Immer wieder hob sie den Schläger und verprügelte das tote Tier. Hinter ihr bog Vics Jaguar in Cambers Einfahrt ein.

Er wußte nicht genau, was er erwartet hatte, aber dies nicht. Er hatte Angst gehabt, aber der Anblick seiner Frau - war das *wirklich* Donna? -, die über dem zusammengekrümmten und grauenhaft zugerichteten Hund stand und immer wieder mit etwas auf ihn einschlug, das aussah wie die Keule eines Höhlenmenschen . . . verwandelte seine Angst in schreiende Panik, die jeden klaren Gedanken ausschloß. Einen winzigen Augenblick lang - er würde es sich selbst gegenüber später nie zugeben - überkam ihn der Impuls, den Rückwärtsgang einzu-

legen und wegzufahren . . . wegzufahren für immer. Was in diesem stillen sonnigen Hof vor sich ging, war monströs.

Statt dessen stellte er den Motor ab und sprang aus dem Wagen. »Donna! Donna!«

Sie schien ihn nicht zu hören, schien nicht einmal seine Anwesenheit zu bemerken. Ihre Wangen und ihre Stirn waren häßlich von der Sonne verbrannt. Ihr linkes Hosenbein hing in Fetzen herab und war blutdurchtränkt. Und auch ihr Bauch war voll Blut.

Der Baseballschläger fuhr hoch und sauste herab. Immer wieder. Dabei stieß sie rauhe krächzende Laute aus. Blut spritzte von der Leiche des Hundes hoch.

»Donna!«

Als sie wieder ausholte, riß er ihr den Baseballschläger aus den Händen. Er schleuderte ihn fort und packte ihre nackten Schultern. Sie wandte ihm das Gesicht zu, die Augen blickleer, das Haar aufgelöst und in Strähnen. Sie sah wie eine Hexe aus. Sie starrte ihn an . . . schüttelte den Kopf. . . und trat ein paar Schritte zurück.

»Donna, Honey, mein Gott«, sagte er leise.

Es war Vic, aber Vic konnte nicht hier sein. Es war eine Fata Morgana. Es war die tödliche Krankheit in ihr, mit der der Hund sie infiziert hatte und die ihr Halluzinationen verursachte. Sie rieb sich die Augen . . . und er war immer noch da. Sie streckte eine zitternde Hand aus, und das Trugbild legte seine braunen Hände darüber. Das war gut. Ihre Hände schmerzten entsetzlich.

»Vw?« flüsterte sie heißer. »Vw - Vw - Vic?«

»Ja, Honey. Ich bin es. Wo ist Tad?«

Es war keine Fata Morgana. Es war die Wirklichkeit. Er war es wirklich. Sie wollte weinen, aber sie hatte keine Tränen. Ihre Augen rollten nur in den Höhlen wie überhitzte Kugellager.

»Vic? Vic?«

Er legte einen Arm um sie. »Wo ist Tad, Donna?«

»Wagen. Wagen. Krank. Hospital.« Sie konnte nur flüstern und auch das kaum noch. Bald würde sie nur noch die Lippen

bewegen können. Aber spielte das eine Rolle? Vic war hier. Sie und Tad waren gerettet.

Er ließ sie stehen und ging zum Wagen. "Sie blieb, wo sie war, und betrachtete unbewegt den zerschundenen Körper des Hundes. Am Ende war es doch gar nicht so schlimm gewesen, nicht wahr? Wenn es nur noch ums Überleben ging, ums nackte Überleben, dann überlebte-man eben oder man starb, und das schien völlig in Ordnung. Auch das Blut erschien ihr nicht mehr so schlimm und auch nicht das Gehirn, das aus Cujos eingeschlagenem Schädel quoll. Nichts schien mehr schlimm. Vic war hier, und sie waren gerettet.

»O, mein Gott«, sagte Vic, und seine Stimme stieg dünn in die ruhige Luft.

Sie schaute hinüber und sah, daß er etwas hinten aus dem Wagen nahm. Einen Sack mit etwas. Kartoffeln? Orangen? Was? Hatte sie vorher eingekauft? Ja, aber sie hatten die Sachen in das Haus getragen. Sie und Tad hatten sie hineingebracht. Sie hatten seinen Wagen dazu genommen. Was also -

»Tad!« wollte sie sagen und rannte zu ihm hinüber.

Vic trug Tad in den schmalen Schatten an der Seite des Hauses und legte ihn hin. Tads Gesicht war ganz weiß. Das Haar klebte wie Stroh an seinem kleinen Kopf. Seine Hände lagen im Gras, und die Handrücken schienen kaum schwer genug, die Halme niederzudrücken. Vic legte den Kopf an Tads Brust. Er sah zu Donna auf. Er war blaß, aber gefaßt.

»Wie lange ist er schon tot, Donna?«

*Tot?* wollte sie schreien. Aber sie bewegte nur die Lippen. *Er ist nicht tot, er war nicht tot, als ich ihn auf den Rücksitz legte. Was erzählst du mir da? Er ist tot? Was erzählst du mir da, du Schwein?*

Das alles versuchte sie zu sagen mit ihrer stimmlosen Stimme. War Tads Leben fortgeglitten, als auch der Hund sein Leben aushauchte? Das war unmöglich. Kein Gott, kein Schicksal konnte so ungeheuer grausam sein.

Sie rannte zu ihrem Mann und gab ihm einen Stoß. Vic, der alles andere erwartet hatte, fiel nach hinten zu Boden. Sie hockte sich neben Tad. Sie legte seine Hände über seinen Kopf. Sie öffnete seinen Mund, hielt ihm die Nase zu und hauchte ihren stummen Atem in die Lungen ihres Sohnes.

In der Einfahrt hatten die trägen Sommerfliegen Cujos Leiche und die von Sheriff Bannerman gefunden, dem Mann von Victoria, dem Vater von Katrina. Sie machten keinen Unterschied zwischen dem Hund und dem Mann. Es waren demokratische Fliegen. Die Sonne brannte triumphierend vom Himmel. Es war jetzt zehn Minuten vor eins, und die Felder flimmerten und tanzten von der Sommerhitze. Der Himmel war fahlblau. Tante E wies Voraussage war eingetroffen.

Donna atmete für ihren Sohn. Sie atmete. Sie atmete. Dir Sohn war nicht tot. Sie war nicht durch diese Hölle gegangen, damit ihr Sohn jetzt tot war, und es durfte einfach nicht sein.

*Es durfte nicht sein.*

Sie atmete. Sie atmete. Sie atmete für ihren Sohn.

Sie tat es noch, als zwanzig Minuten später die Ambulanz in die Einfahrt einbog. Sie ließ Vic nicht in die Nähe des Jungen. Wenn er kam, fletschte sie die Zähne und knurrte ihn tonlos an.

Vic war vor Kummer wie betäubt. Durch die Verandatür, die Donna so lange und so sehnsüchtig angestarrt hatte, drang er gewaltsam in das Haus ein. Die innere Tür war nicht abgeschlossen. Er telefonierte.

Als er wieder herauskam, versuchte Donna immer noch, ihren toten Sohn durch Mund-zu-Mund-Beatmung wiederzubeleben. Er ging auf sie zu und überlegte es sich anders. Statt dessen ging er zum Wagen. Er öffnete ihn, und die Hitze fuhr ihm entgegen wie ein unsichtbarer Löwe. Hatten sie darin existiert? Am Montagnachmittag, den ganzen Dienstag und heute bis zum Mittag? Das war fast nicht zu glauben.

Unter dem Boden des Kofferraums, wo der Reservereifen lag, fand er eine alte Wolldecke. Er schüttelte sie aus und breitete sie über Bannermans verstümmelte Leiche. Dann setzte er sich in das Gras und schaute auf die Straße Nummer 3 hinaus und auf die staubbedeckten Fichten auf der anderen Seite. Seine Gedanken verschwammen.

Der Fahrer der Ambulanz und seine beiden Gehilfen hoben Bannermans Leiche in den Rettungswagen. Sie näherten sich Donna. Donna zeigte ihnen die Zähne. Ihre trockenen Lippen formten die Worte: Er lebt! Er lebt! Als einer der Männer ihr sanft auf die Füße helfen wollte, um sie wegzuführen, biß sie ihn. Später mußte dieser Mann sich selbst im Hospital gegen Tollwut behandeln lassen. Sein Kollege kam ihm zu Hilfe. Donna kämpfte mit ihnen

Vorsichtig gingen die Männer auf Distanz. Vic saß immer noch auf dem Rasen, das Kinn in die Hände gestützt, und schaute auf die Straße. Der Fahrer des Rettungswagens brachte eine Injektionsspritze. Es gab ein Handgelenke, und die Spritze zerbrach. Tad lag im Gras, immer noch tot. Sein Schatten war ein wenig größer geworden.

Zwei weitere Polizeifahrzeuge erschienen. In einem saß Roscoe Fisher. Als der Fahrer der Ambulanz ihm erzählte, daß Bannerman tot sei, fing Roscoe an zu weinen. Die anderen Polizisten näherten sich Donna. Es gab einen kurzen heftigen Kampf, und Donna Trenton wurde endlich nur unter großer Anstrengung von vier schwitzenden Polizeibeamten von ihrem Sohn weggezerrt. Fast gelang es ihr, sich loszureißen, und Roscoe Fisher eilte zu Hilfe. Sie schrie lautlos und warf den Kopf hin und her. Eine zweite Spritze wurde gebracht, und diesmal klappte es mit der Injektion.

Die Männer holten eine Trage aus der Ambulanz und rollten sie zu Tad hinüber, der immer noch tot im Gras lag. Sie legten ihm ein Tuch über den Kopf. Als Donna das sah, verdoppelte sie ihre Anstrengungen. Sie riß eine Hand los und schlug wild um sich. Plötzlich war sie frei.

»Donna«, sagte Vic. Er stand auf. »Honey, es ist vorbei. Honey, bitte. Laß uns gehen.«

Sie rannte nicht zu der Trage, auf der ihr Sohn lag. Sie rannte zu dem Baseballschläger. Sie hob ihn auf und fing wieder an, auf den Hund einzuknuppeln. In einer glänzenden grünscharzen Wolke stiegen die Fliegen auf. Das Geräusch des Schlägers, wenn er den Hund traf, war schrecklich. Ein Geräusch wie im Schlachterladen. Jedesmal federte Cujos Leiche ein wenig hoch.



Die Polizisten setzten sich in Bewegung.

»Nein«, sagte einer der anderen Männer, und gleich darauf brach Donna einfach zusammen. Brett Cambers Schläger fiel ihr aus der Hand.

Etwa fünf Minuten später fuhr die Ambulanz mit heulender Sirene davon. Die Männer hatten Vic eine Spritze angeboten - um Ihre Nerven zu beruhigen, Mr. Trenton - und obwohl Vic sich völlig ruhig fühlte, hatte er das Angebot aus Höflichkeit angenommen. Er hob die Zellophanhülle auf, in der die Spritze gesteckt hatte, und las die aufgedruckte Bezeichnung. UPJOHN.

»Für diese Firma haben wir mal eine Werbekampagne gemacht«, erzählte er einem der Männer.

»Tatsächlich?« fragte der Mann mißtrauisch. Er war noch jung und hatte das Gefühl, sich erbrechen zu müssen. So etwas hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen.

Eines der Polizeifahrzeuge wartete, um Vic ins Cumberland-Hospital nach Bridgton zu fahren.

»Können Sie eine Minute warten?« fragte er.

Die beiden Polizisten nickten. Auch sie starrten Vic Trenton mißtrauisch an, als ob, was immer er haben mochte, ansteckend sei.

Vic öffnete beide Türen des Wagens. Bei Donrias Tür mußte er sich anstrengen. Der Hund hatte sie auf eine Weise verbeult, die er nicht für möglich gehalten hätte. Er fand ihre Handtasche. Ihr Hemd. Das Hemd hatte einen gezackten Riß, der wahrscheinlich von dem Hund stammte. Auf dem Armaturenbrett lag Tads Thermosflasche, die nach saurer Milch roch. Tads Snoopy-Frühstücksdose. Ihm krampfte sich bei dem Anblick das Herz zusammen. Er durfte gar nicht daran denken, was das für die Zukunft bedeutete - wenn es nach diesem schrecklichen heißen Tag überhaupt noch eine Zukunft gab. Er fand einen von Tads Turnschuhen.

*Tadder, dachte er. O Tadder.*

Er hatte keine Kraft mehr in den Beinen und ließ sich schwer auf den Sitz fallen. Warum? Warum hatte dies alles geschehen

müssen? Wie hatten sich so viele Ereignisse gegen sie verschwören können?

In seinem Kopf spürte er plötzlich ein wildes Pochen. Seine Tränen verstopften ihm die Nase. Er hielt sich die Hand vors Gesicht. Er dachte daran, daß, wenn man Tad mitzählte, Cujo für den Tod von mindestens drei Menschen verantwortlich war, mehr, wenn sich herausstellte, daß auch die Cambers zu den Opfern zählten. Ob der Polizist, über den er seine Decke gebreitet hatte, Frau und Kinder hatte? Wahrscheinlich.

*Wenn ich eine Stunde früher gekommen wäre. Wenn ich nkht geschlafen hätte -*

*Ich war so sicher, daß es Kemp war! So sicher!*

*Wenn ich nur fünfzehn Minuten früher gekommen wäre, hätte das noch gereicht? Wenn ich nicht so lange mit Roger gesprochen hätte, würde Tad dann noch leben? Wann ist er gestorben? Und wie soll ich damit weiterleben, ohne verrückt zu werden? Und was wird aus Donna?*

Ein weiteres Polizeifahrzeug war gekommen. Einer der Beamten stieg aus und sprach mit den Leuten, die auf Vic warteten. Er trat auf Vic zu und sagte ruhig: »Ich denke, wir sollten fahren, Mr. Trenton. Quentin sagt mir gerade, daß die Reporter schon unterwegs sind. Sie wollen doch jetzt nicht mit den Reportern reden.«

»Nein«, gab Vic ihm recht und wollte aussteigen. Dabei fiel sein Blick auf etwas Gelbes. Es war ein Stück Papier, das unter Tads Sitz lag. Er zog es hervor und sah, daß es die Worte an die Ungeheuer waren, die er für Tad geschrieben hatte, um ihm die Angst beim Einschlafen zu nehmen. Der Bogen war zerknüllt und an einigen Stellen eingerissen. Er war schweißgetränkt und an den Falzstreifen schon fast durchsichtig.

*Ungeheuer, kommt nicht in-dieses Zimmer!*

*Ihr habt hier nichts zu suchen.*

*Keine Ungeheuer unter Tads Bett!*

*Dort paßt ihr nkht hin.*

*Keine Ungeheuer, die sich in Tads Schrank verstecken!*

*Dort ist es zu eng.*

*Keine Ungeheuer vor Tads Fenster!*

*Dort könnt ihr euch nicht festhalten.  
Keine Vampire, keine Werwölfe, nichts, was beißt.  
Ihr habt hier nichts zu suchen.  
Die ganze Nacht wird niemand Tad anfassen oder ihm etwa -*

Er konnte nicht weiterlesen. Er zerknüllte das Stück Papier und warf es auf die Leiche des Hundes. Das Papier war eine Sentimentale Lüge, seuVgehalt so unbeständig wie diese dämlichen gefärbten Flakes. Es war eine Lüge. Die Welt wimmelte von Ungeheuern, und sie durften die Unschuldigen und die Unvorsichtigen beißen.

Er ließ sich zum Polizeiwagen führen. Sie fuhren mit ihm davon, wie sie schon George Bannerman und Tad Trenton und Donna Trenton weggefahren hatten. Nach einer Weile kam eine Veterinärbeamtin in einem kleinen offenen Lastwagen. Sie betrachtete den Hund, /og ein paar lange Gummihandschuhe an und holte eine kreisförmige Knochensäge hervor. Die Polizisten merkten, was sie vorhatte, und wandten sich ab.

Die Tierärztin schnitt den Kopf des Bernhardiners ab und tat ihn in eine große weiße Plastiktüte. Der Kopf wurde später an die einschlägige Behörde geschickt, damit das Gehirn auf Tollwut untersucht werden konnte.

Jetzt war Cujo also auch weg.

An diesem Nachmittag um viertel vor vier rief Holly ihre Schwester Charity ans Telefon. Holly sah ein wenig besorgt aus. »Es hört sich so offiziell an«, sagte sie. Vor einer Stunde hatte Brett Jim Juniors unermüdlichen Bitten nachgegeben und war mit seinem kleinen Cousin zum Spielplatz im Gemeindezentrum von Stratford gegangen.

Seitdem waren in dem Haus nur die Stimmen der beiden Frauen zu hören gewesen, die sich über alte Zeiten unterhielten - über die *guten* alten Zeiten, berichtigte Charity in Gedanken. Wie Daddy in Back "Field einmal von einem Heuwagen gepurzelt war (aber nicht, wie oft sie für Kleinigkeiten so verprügelt worden waren, daß sie nicht mehr sitzen konnten). Wie sie sich im Met Theater in Lisbon Falls an der Kasse vorbeigedrückt

hatten, um Elvis Presley in *Lerne Me Tender* zu sehen (aber nicht, wie ihrer Mutter bei Red & White der Kredit gesperrt worden war und sie weinend den Laden verlassen und den ganzen Korb voll Lebensmittel stehen lassen mußte, und alle Leute hatten es gesehen). Wie Red Timmins aus ihrer Straße Holly auf dem Schulweg immer küssen wölke (aber nicht, wie Red einen Arm verloren hatte, als er sich im August 1962 mit seinem Traktor überschlug). Die beiden hatten entdeckt, daß es in Ordnung war, die Schränke zu öffnen, solange man nicht zu weit hinten in ihnen herumwühlte. Denn dort konnten immW noch Dinge lauern und ganz plötzlich zuschnappen.

Zweimal hatte Charity schon den Mund geöffnet, um Holly zu sagen, daß sie morgen abreisen würde, und beide Male hatte sie ihn wieder geschlossen, weil sie nicht wußte, wie sie es ihr sagen sollte, ohne daß sie glaubte, es gefiele ihnen hier nicht.

Für den Augenblick war das Problem vergessen. Charity saß mit einer Tasse Tee am Telefonisch und war ein wenig nervös. Niemand bekommt während seines Urlaubs gern einen Anruf von jemandem, der sich offiziell anhört.

»Hallo«, sagte sie.

Holly sah, daß das Gesicht ihrer Schwester ganz weiß wurde. Sie hörte, wie ihre Schwester sagte: »Was? Was? Nein . . . nein! Das muß ein Irrtum sein. Ich sage Ihnen doch, das muß . . .«

Sie schwieg und behielt den Hörer am Ohr. Eine entsetzliche Nachricht kam von Maine her durch den Draht. Davon war Holly überzeugt. Sie erkannte es daran, daß das Gesicht ihrer Schwester immer maskenhafter wurde. Aus dem Telefon hörte sie nur unverständliches Gezeter.

*Schlechte Nachrichten aus Maine.* Das war für sie eine alte Geschichte. Es war ja ganz schön, an einem sonnigen Vormittag mit ihrer Schwester in der Küche zu sitzen, Tee zu trinken und Orangenscheiben zu essen und darüber zu reden, wie sie sich in das Met Theater geschlichen hatten. Ansonsten hing mit jedem ihrer Kindheitstage irgendeine schlechte Nachricht zusammen. Das Gesamtbild war so schrecklich, daß es unwirklich nichts ausgemacht hätte, ihre ältere Schwester nie

wieder zu sehen. Zerrissene Baumwollschlüpfer, über die die anderen Kinder sich lustig machten. Kartoffeln sammeln, bis ihr der Rücken wehtat. Red Timmins - wie sorgfältig hatten sie und Charity es vermieden, seinen Arm zu erwähnen. Er war so zerquetscht gewesen, daß er amputiert werden mußte, und Holly hatte sich *gefreut*. Red hatte ihr einmal einen unreifen Apfel ins Gesicht geworfen, daß sie Nasenbluten bekam und weinen mußte. Red hatte sie oft gequält und dazu noch gelacht. Sie erinnerte sich an das erbärmliche Essen, wenn wieder mal kein Geld im Haus war. Sie erinnerte sich daran, wie die Außentoilette im Hochsommer stank, und der Geruch war *Scheiße*, und falls jemand fragen sollte, das war kein guter Geruch.

Schlechte Nachrichten aus Maine. Und irgendwie wußte sie, daß sie nie darüber sprechen würden, und wenn sie hundert Jahre alt wurden und die letzten zwanzig Jahre gemeinsam verbrachten. Charity war bei diesem elenden Leben geblieben. Von ihrem guten Aussehen war fast nichts geblieben. Ihr Gesicht war voll Falten. Ihre Brüste hingen herab, selbst wenn sie einen BH trug. Im Alter lagen sie nur sechs Jahre auseinander, aber wer sie sah, konnte meinen, es seien sechzehn. Und was das Schlimmste war, es schien ihr überhaupt nichts auszumachen, daß sie ihren hübschen intelligenten Jungen zu einem ähnlichen Leben verurteilte . . . wenn er nicht irgendwann gescheit wurde. Für die Touristen, dachte Holly mit der Verbitterung, die sie auch in all den guten Jahren nicht verloren hatte, war es ein Ferienland. Aber wenn man aus solchem Elend kam, brachte jeder Tag schlechte Nachrichten. Und eines Tages betrachtete man sich im Spiegel, und das Gesicht, das einen dann anstarrte, war Charity Cambers Gesicht. Und jetzt gab es wieder schlechte Nachrichten aus Maine, dieser Heimat aller schlechten Nachrichten. Charity legte den Hörer auf, ihr Blick ruhte auf dem Telefon, und neben ihr stand der Tee.

»Jöe ist tot«, verkündete sie plötzlich.

Holly zog scharf die Luft ein. Es gab ein kaltes Gefühl an den Zähnen. *Warum bist du nur hergekommen?* Sie hätte schreien mögen. *Ich wußte, daß du mir das ganze Elend wieder vor Augen führen würdest, und das hast du ja auch getan.*

»O, Honey«, sagte sie. »Hast du das auch richtig verstanden?«

»Der Mann hat von Augusta angerufen. Er heißt Masen. Von der Generalstaatsanwaltschaft.«

»War es . . . war es ein Autounfall?«

Charity sah ihre Schwester direkt an, und Holly war schockiert und entsetzt. Charity sah überhaupt nicht aus wie jemand, der eine schreckliche Nachricht bekommen hat. Sie sah aus, als hätte sie eine *gute* Nachricht bekommen. Die Falten in ihrem Gesicht hatten sich geglättet. Ihre Augen blickten leer . . . aber lag hinter dieser Leere Schock oder die verträumte Ahnung kommender Möglichkeiten?

Wenn sie Charity Cambers Gesicht gesehen hätte, als diese die Zahlen auf ihrem Lotterielos prüfte, hätte sie es gewußt.

»Charity?«

»Es war der Hund«, sagte Charity. »Es war Cujo.«

»Der Hund?« Sie war verwirrt. Sie konnte beim besten Willen keinen Zusammenhang zwischen Joe Cambers Tod und dem Hund der Cambers herstellen. Dann ahnte sie es. Sie dachte an Red Timmins gräßlich verstümmelten Arm, und ihre Stimme wurde schriller und höher. »Der Hund?«

Bevor Charity antworten konnte - wenn sie es überhaupt beabsichtigt hatte -, waren hinten im Hof fröhliche Stimmen zu hören: Jims hohe, piepsige Stimme und Bretts Stimme, tiefer und ein wenig belustigt. Und jetzt veränderte sich Charitys Gesicht.

Es verriet tiefes Entsetzen. Holly kannte diesen Gesichtsausdruck und haßte ihn. Es war ein Ausdruck, der alle Gesichter gleich machte - ihr eigenes Gesicht hatte in jenen alten Tagen oft diesen Ausdruck gehabt.

»Der Junge«, sagte Charity. »Brett. Holly . . . wie soll ich Brett sagen, daß sein Vater tot ist?«

Holly wußte keine Antwort. Sie konnte ihre Schwester nur hilflos anstarren und sich wünschen, daß keiner der beiden sie je besucht hätte.

TOLLWÜTIGER HUND TÖTET 4 IN DREITÄGIGER ORGIE  
DES SCHRECKENS, schrie die Schlagzeile des Portland *Eve-*

*ning Express*. In der Zeile darunter stand: *Einzige Überlebende im Northern Cumberland Hospital in Quarantäne*. Die Schlagzeile des folgenden Tages im *Press-Herald* hieß: VATER BERICHTET VON FEHLGESCHLAGENEM VERSUCH SOHN ZU RETTEN. Am selben Abend war die Geschichte auf der Seite eins ganz nach unten verbannt: MRS. TRENTON SPRICHT AUF BEHANDLUNG GEGEN TOLLWUT AN, SAGEN ÄRZTE. Und daneben: LAUT TIERÄRZTLICHER UNTERSUCHUNG WAR HUND NICHT GEIMPFT. Drei Tage später stand die Meldung auf Seite vier: STAATLICHES GESUNDHEITSAMT GLAUBT TOLLWÜTIGER FUCHS ODER WASCHBÄR VERANTWORTLICH FÜR CASTLE ROCK ZWISCHENFALL. In einer abschließenden Meldung war zu lesen, Victor Trenton beabsichtige nicht, die Überlebenden der Familie Camber, die sich in einem Schockzustand befänden, auf Schadensersatz zu verklagen. Diese Information war dürftig, aber sie bot einen Vorwand, die ganze Geschichte noch einmal aufzuwärmen. Eine Woche später brachte die Sonntagszeitung einen Artikel über die Ereignisse. Wieder eine Woche später gab es in einer überregionalen Zeitung eine Zusammenfassung unter dem Titel: TRAGISCHER KAMPF IN MAINE ALS MUTTER SICH GEGEN MÖRDERISCHEN BERNHARDINER ZUR WEHR SETZT.

Und das war wirklich das Ende der Berichterstattung.

Im mittleren Maine gab es im Herbst eine verbreitete Angst vor Tollwut. Ein Experte führte das auf »Gerüchte und einen schrecklichen, aber einmaligen Vorfall in Castle Rock« zurück.

Donna Trenton blieb fast vier Wochen im Hospital. Die Behandlung war mit erheblichen Schmerzen verbunden, verlief jedoch im übrigen unproblematisch, aber wegen der potentiellen Gefährlichkeit der Krankheit - und wegen ihrer Depressionszustände - stand sie unter strenger Beobachtung.

Ende August fuhr Vic sie nach Hause.

Sie verbrachten einen regnerischen Tag in Ruhe zu Hause.

Abends, als sie vor dem Fernsehgerät saßen, ohne richtig hinzusehen, erkundigte Donna sich nach dem Stand der Dinge bei Ad Worx.

»Dort läuft alles bestens«, sagte er. »Den letzten Spot mit dem Cornflakes-Professor hat Roger allein über die Bühne gebracht. . . natürlich mit Rob Martins Hilfe. Jetzt bereiten wir eine Werbeaktion für sämtliche Sharp-Produkte vor.« Eine halbe Lüge. Roger bereitete sie vor. Vic ging drei-, manchmal viermal die Woche ins Büro und spielte mit seinem Bleistift oder startete seine Schreibmaschine an. »Aber die Leute von Sharp achten streng darauf, daß der Zweijahresvertrag nicht überschritten wird. Roger hatte recht. Anschließend schmeißen sie uns raus. Aber bis dahin macht uns das nichts mehr aus.«

»Gut«, sagte sie. Ihr ging es schon wesentlich besser, und manchmal war sie schon fast wieder die alte, aber trotzdem war sie meistens gleichgültig und abgestumpft. Sie hatte zwanzig Pfund verloren und sah mager aus. Ihre Haut glich verwelktem Laub. Ihre Fingernägel waren rissig.

Sie konzentrierte sich für eine Weile auf das Programm und drehte sich dann zu ihm um. Sie weinte.

»Donna«, sagte er. »O, Baby.« Er nahm sie in die Arme und hielt sie fest. Sie lag weich, aber ein wenig verkrampft in seinen Armen. Er konnte an zu vielen Stellen ihre Knochen fühlen.

»Können wir hier leben?« brachte sie heraus, und ihre Stimme zitterte. »Vic, können wir hier leben?«

»Ich weiß 'nicht«, sagte er. »Aber ich finde, wir sollten es versuchen.«

»Ich sollte dich vielleicht fragen, ob du noch mit mir leben kannst. Wenn du nein sagtest, würde ich das verstehen. Ich würde es vollkommen verstehen.«

»Ich will nichts anderes als mit dir leben. Ich glaube, das habe ich die ganze Zeit gewußt. Vielleicht gab es eine Stunde - gleich nachdem ich Kems Zettel bekam -, in der ich zweifelte. Aber das war das einzige Mal. Donna, ich liebe dich. Ich habe dich immer geliebt.«

Jetzt legte sie ihre Arme um ihn und drückte ihn fest an sich. Leichter Sommerregen fiel gegen die Scheiben und zeichnete graue und schwarze Schattenmuster auf den Fußboden.



»Ich konnte ihn nicht retten«, sagte sie. »Ich muß immer wieder daran denken. Ich werde es einfach nicht los. Ich exerziere es immer wieder durch. Wenn ich früher zur Veranda gelaufen wäre . . . oder mir den Baseballschläger geholt hätte . . .« Sie schluckte. »Und als ich endlich den Mut fand auszusteigen, war es einfach . . . vorbei. Er war tot.«

Er hätte sie daran erinnern können, daß sie die ganze Zeit Tads Wohl über ihr eigenes gestellt hatte. Daß sie deshalb nicht zur Verandarür gerannt war, weil sie nicht wußte, was mit Tad geschehen würde, wenn der Hund sie erwischte, bevor sie im Haus verschwinden konnte. Er hätte ihr sagen können, daß die Belagerung den Hund wahrscheinlich genauso geschwächt hatte wie Donna, und wenn sie früher versucht hätte, den Hund mit dem Schläger anzugreifen, hätte das ein schreckliches Ende nehmen können. Er hätte sie ja selbst in seinem geschwächten Zustand fast umgebracht. Aber er wußte, daß sie auf diese Dinge schon oft aufmerksam gemacht worden war, von ihm und von anderen. Und keine Logik der Welt kann den Schmerz lindern, den man empfindet, wenn ein Haufen Malbücher stumm vor, einem liegt, oder wenn die Schaukel im Hinterhof leer und reglos an ihren Haken hängt. Logik kann einem das entsetzliche Gefühl persönlichen Versagens nicht nehmen. Das kann nur die Zeit und sie nur unvollkommen.

»Ich konnte ihn auch nicht retten«, sagte er.

»Du . . .«

»Ich war so sicher, daß es Kemp gewesen war. Wenn ich früher gekommen wäre, wenn ich nicht eingeschlafen wäre, wenn Roger nicht angerufen hätte.«

»Nein«, sagte sie. »Du soüst dir keine Vorwürfe machen.«

»Ich muß es. Du wahrscheinlich auch. Aber wir müssen einfach weitermachen. Und einander helfen.«

»Ich fühle ihn noch . . . ich spüre ihn . . . hinter jeder Ecke.«

»Ja. Ich auch.«

Am vorletzten Samstag hatten er und Roger Tads Spielzeug zur Heilsarmee gebracht. Als sie zurückkamen, hatten sie vor dem Fernseher noch ein paar Bier getrunken, ohne viel dabei zu reden.

Als Roger nach Hause ging, war Vic nach oben gegangen

und hatte sich auf Tads Bett gesetzt und lange geweint. Er hatte sterben wollen, aber er war nicht gestorben, und am nächsten Tag war er wieder ins Büro gegangen.

»Möchtest du uns nicht Kaffee machen?« fragte er und gab ihr einen leichten Klaps. »Ich werde die Heizung anstellen. Es ist kühl hier.«

»Gut«, sagte sie. »Vic?«

»Was ist?«

Sie schluckte. »Ich liebe dich auch!«

»Danke«, sagte er. »Ich glaube, das brauchte ich.«

Sie lächelte müde und ging hinaus, um Kaffee zu machen.

Und sie brachten irgendwie den Abend hinter sich, obwohl Tad immer noch tot war. Sie brachten auch den nächsten Tag hinter sich. Und den nächsten. Ende August war es noch nicht viel besser, und auch im September nicht. Aber als die Blätter sich verfärbt hatten und anfangen zu fallen, war es ein bißchen besser. Ein bißchen.

Als Brett aus der Scheune kam, sich den Schnee von den Schuhen trat und durch die Küchentür in das Haus ging, saß Charity am Küchentisch und trank eine Tasse Tee. Einen Augenblick lang sah er sie nur an. Er hatte in den letzten sechs Monaten ein paar Pf und. abgenommen und war größer geworden. Das hatte dazu geführt, daß er schlaksig wirkte, während er früher kompakt und doch behende war. Seine Noten in der Schule waren im ersten Quartal nicht besonders gut gewesen, und er hatte schon zweimal Ärger gehabt - Rempelen auf dem Schulhof, vermutlich im Zusammenhang mit den Ereignissen vom letzten Sommer. Aber die Noten im zweiten Quartal waren erheblich besser gewesen.

»Mom? Mommy? Ist es . . .«

»Alva hat ihn schon gebracht«, sagte sie. Sie setzte ihre Teetasse ab. »Aber du mußt ihn ja nicht unbedingt behalten.«

»Ist er geimpft?« fragte Brett, und sie war ein wenig traurig, daß dies seine erste Frage war.

»Das ist er«, sagte sie. »Alva versuchte, mich aufs Kreuz zu legen, aber ich habe mir die Tierarztrechnung zeigen lassen. Es

hat neun Dollar gekostet. Staupe und Tollwut. Und dann ist da noch eine Tube Salbe gegen Zecken und Milben. Wenn du ihn nicht haben willst, gibst Alva mir die neun Dollar zurück.«

Geld war wichtig für sie geworden. Zuerst hatte sie nicht gewußt, ob sie das Haus und das Grundstück behalten konnten oder ob sie überhaupt versuchen sollten, es zu behalten. Sie hatte es mit Brett wie mit einem Erwachsenen besprochen. Sie hatten eine kleine Summe auf die Lebensversicherung ausgezahlt bekommen. Mr. Shouper von der Casco Bank in Bridgton hatte gesagt, daß es zusammen mit dem Lotteriegewinn ausreichen würde, fünf Jahre lang die Hypotheken zu bezahlen. Sie hatte einen vernünftigen Job in der Versandabteilung der einzigen wirklichen Industriefirma in Castle Rock bekommen, bei Trace Optical. Sie hatte Joes Werkstatteinrichtung - zusammen mit dem neuen Deckenkrahn - verkauft, und das hatte zusätzlich dreitausend Dollar gebracht. Es war jetzt *möglich*, das Grundstück zu behalten, aber sie würden sehr sparen müssen. Die Alternative wäre eine Wohnung in der Stadt. Brett hatte die Sache überschlafen, und es hatte sich herausgestellt, daß sie beide dasselbe wollten - ihr altes Haus behalten. Und so waren sie geblieben.

»Wie heißt er?« fragte Brett.

»Er hat noch keinen Namen. Er wurde gerade erst entwöhnt.«

»Ist er echt?«

»Eine echte Promenadenmischung«, sagte sie und lachte.

Auch er lachte, aber sein Lachen klang gequält. Vielleicht besser als gar kein Lachen, dachte Charity.

»Kann ich ihn reinnehmen? Es schneit schon wieder.«

»Dann mußt du aber Papier hinlegen. Und wenn er irgendwo hinmacht, mußt du es aufwischen.«

»Okay.« Er öffnete die Tür, um hinauszugehen.

»Wie willst du ihn nennen, Brett?«

»Ich weiß nicht«, sagte Brett und machte eine lange Pause.

»Ich weiß es noch nicht. Ich muß darüber nachdenken.«

Sie hatte den Eindruck, daß er weinte, und ging nicht zu ihm. Außerdem drehte er ihr den Rücken zu, so daß sie es nicht genau wußte. Und er war jetzt ein großer Junge, und sie wußte,"

daß es großen Jungen meist nicht angenehm ist, wenn ihre Mütter sie weinen sehen.

Er ging nach draußen und holte den Hund herein. Er trug ihn auf dem Arm ins Haus. Er blieb bis zum Frühjahr ohne Namen, und aus irgendeinem Grund ringen sie plötzlich an, ihn Willie zu nennen. Es war ein kleiner lebhafter kurzhaariger Hund, vorwiegend Terrier. Irgendwie sah er wie ein Willie aus.

Später im Jahr bekam Charity eine kleine Lohnerhöhung. Sie begann jede Woche zehn Dollar zu sparen. Für Bretts College.

Kurz nach den tödlichen Vorfällen in Cambers Hof wurden Cujos Überreste verbrannt. Die Asche kam auf den Müll und wurde später zur Müllverarbeitungsanlage in Augusta geschafft. Vielleicht sollte man an dieser Stelle erwähnen, daß er immer versucht hatte, ein guter Hund zu sein. Er hatte versucht, alle Dinge zu tun, die sein MANN und seine FRAU und besonders sein JUNGE wünschten oder von ihm erwarteten. Er wäre für sie gestorben, wenn sie es verlangt hätten. Er hatte nie jemanden töten wollen. Vielleicht war es Vorbestimmung oder Schicksal, vielleicht auch nur eine degenerative Nervenkrankheit, die man Tollwut nennt. Von freiem Willen konnte hier keine Rede sein.

Die Höhle, in die Gujo das Kaninchen gejagt hatte, wurde nie gefunden. Aus irgendwelchen Gründen zogen die Fledermäuse schließlich weiter. Das Kaninchen konnte nicht heraus und mußte verhungern. Es starb einen elenden stummen Tod. Seine Knochen liegen, soweit ich weiß, noch immer dort, zusammen mit den Knochen anderer kleiner Kreaturen, die das Unglück hatten, schon vor ihm hineinzustolpern.

Ich sag' es euch, daß ihr's nur wißt;  
Ich sag' es euch, daß ihr's nur wißt;  
Ich sag' es euch, daß ihr's nur wißt;  
Old Blues, der gute Hund, im Hundehimmel ist.

-FOLKSONG

September 1977 - März 1981